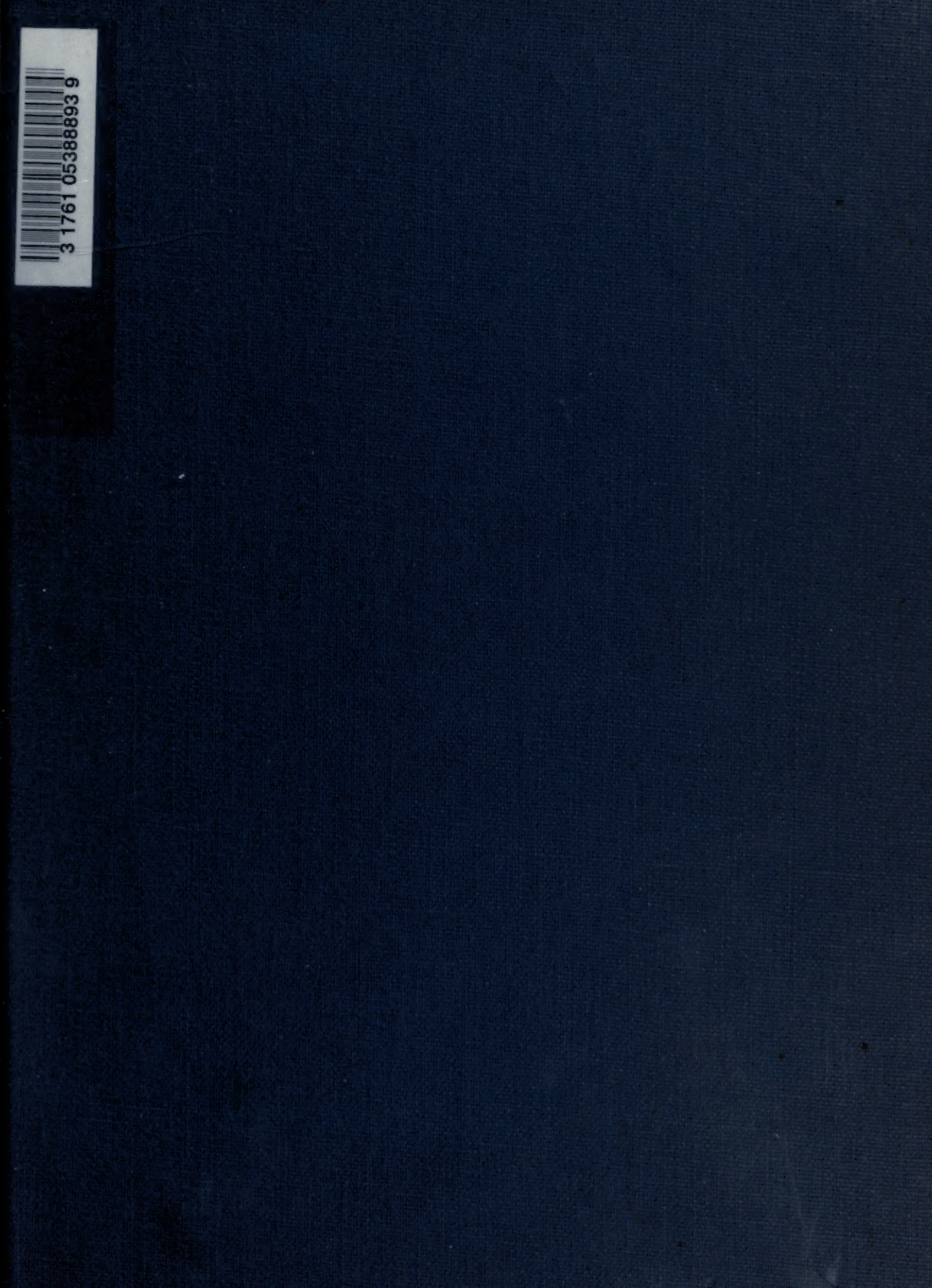
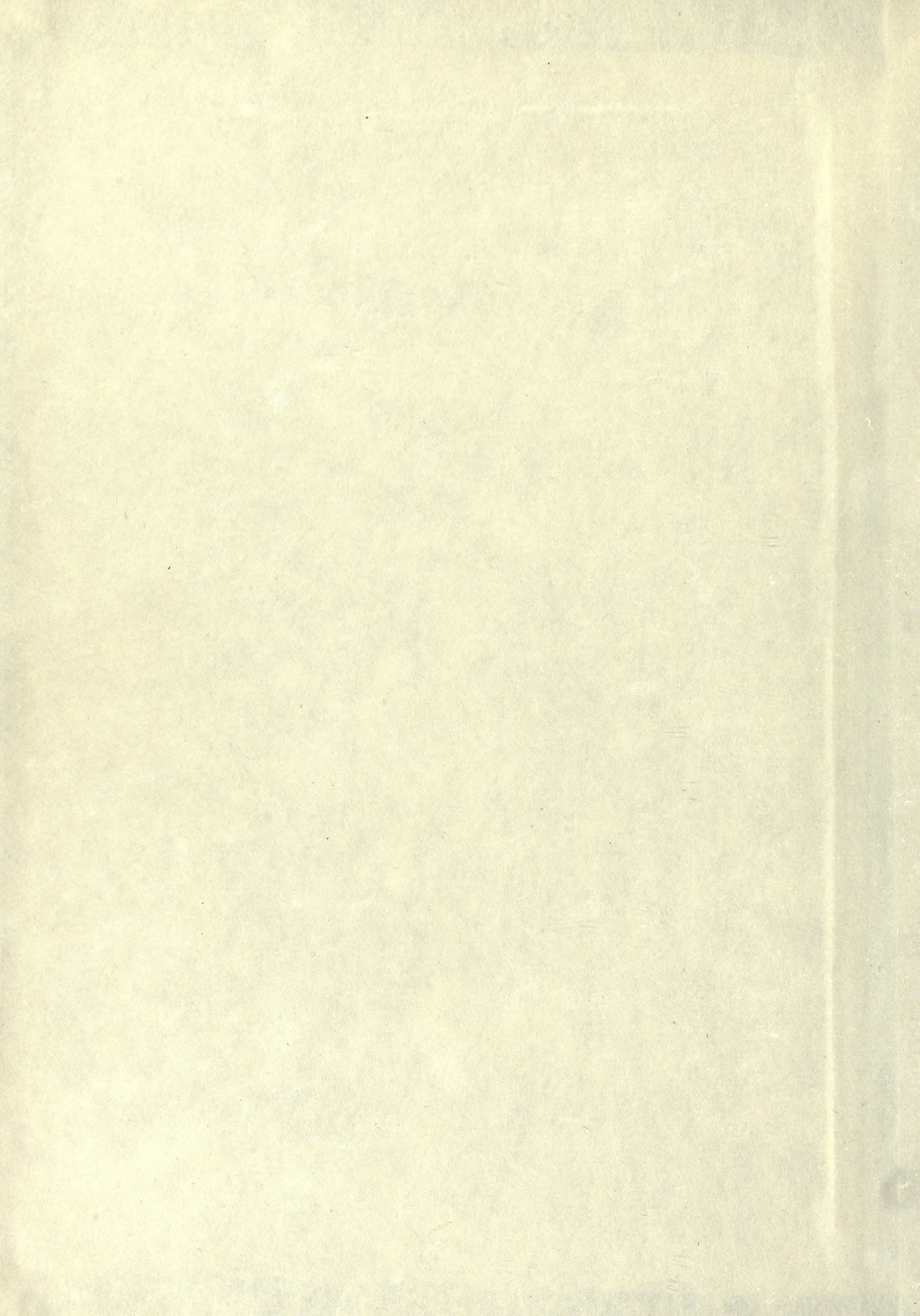
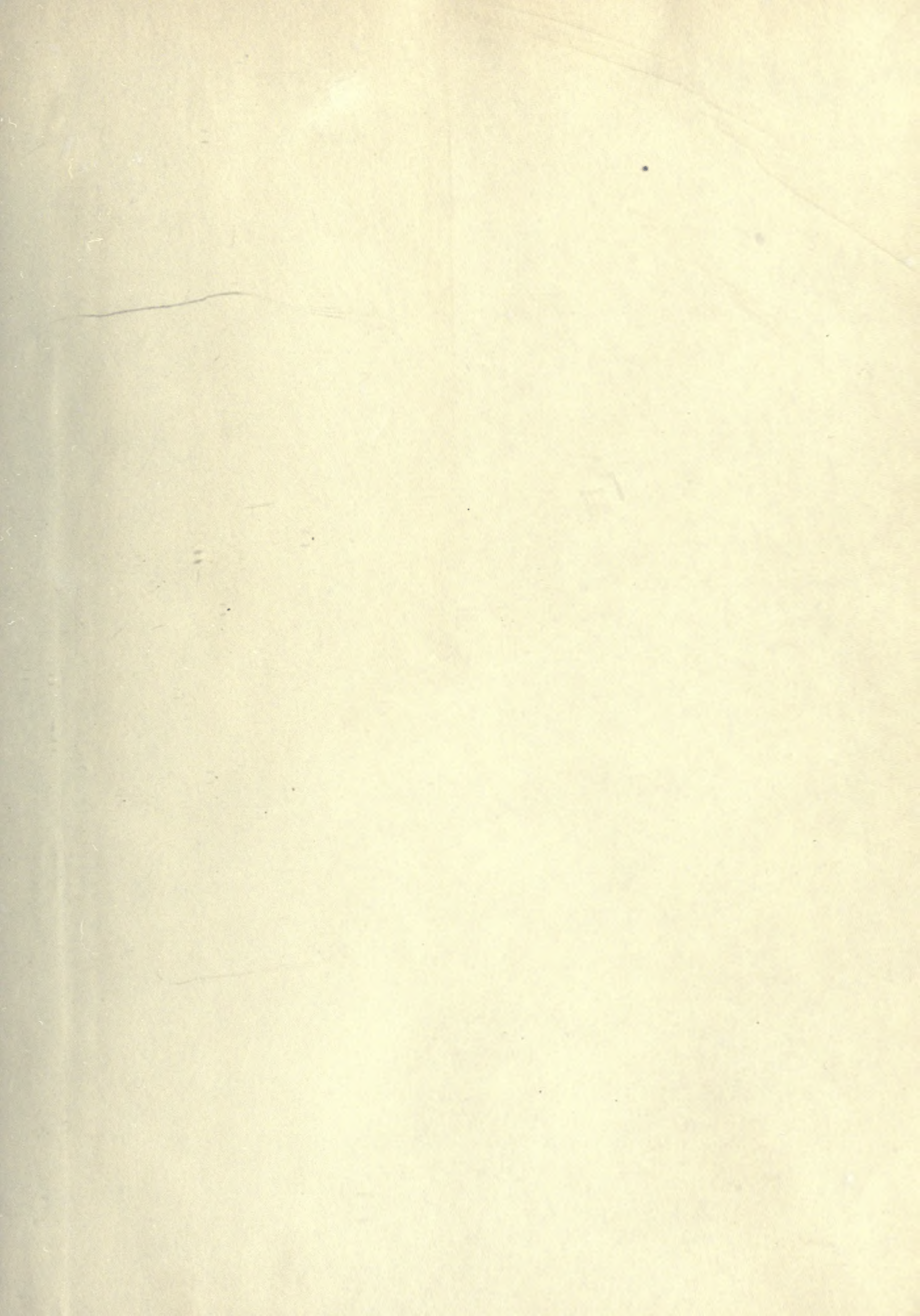
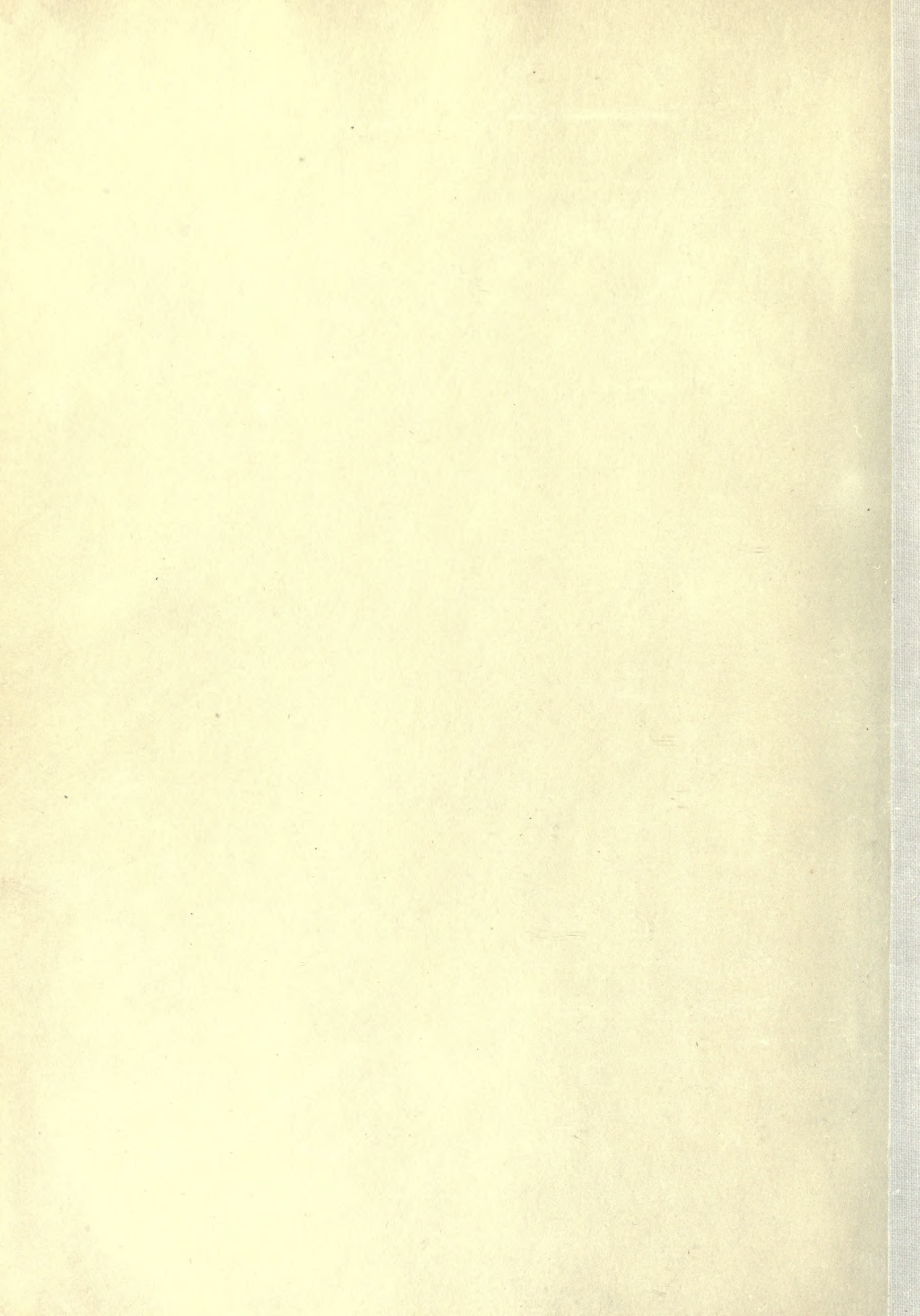








MUSEUMSKUNDE

ZEITSCHRIFT FÜR VERWALTUNG
UND TECHNIK ÖFFENTLICHER
UND PRIVATER SAMMLUNGEN

HERAUSGEGEBEN

VON

KARL KOETSCHAU

BEIHEFT ZU BAND XIV



BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON GEORG REIMER
1916

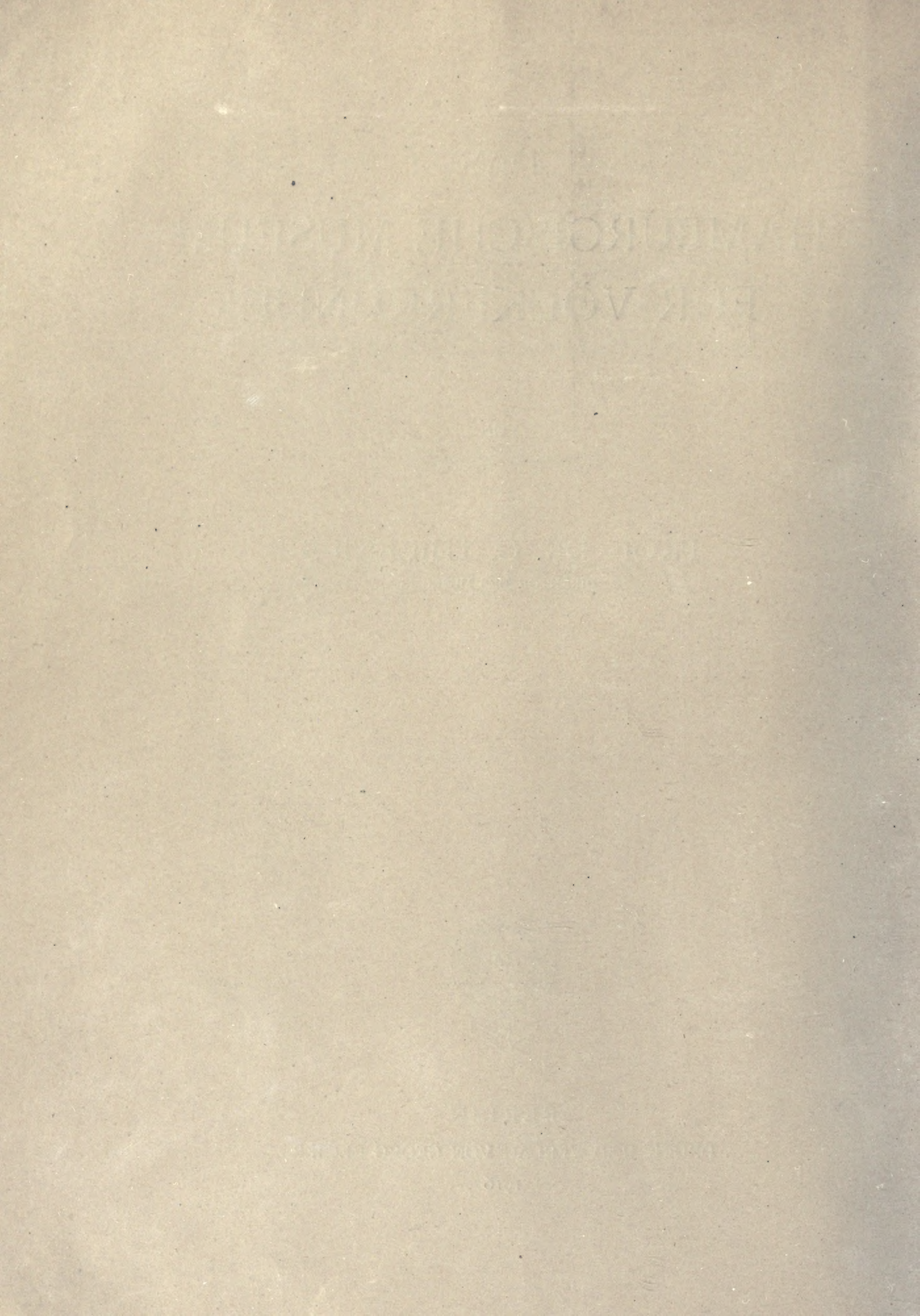
DAS HAMBURGISCHE MUSEUM FÜR VÖLKERKUNDE

VON

PROF. DR. G. THILENIUS
DIREKTOR DES MUSEUMS



BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON GEORG REIMER
1916



INHALT.

VORWORT.

Die Fertigstellung des Neubaus für das hamburgische Museum für Völkerkunde und seiner inneren Einrichtung schloß Arbeiten äußerlich ab, durch die Architekt und Direktor gemeinsam die Lösung einer Reihe von baulichen Aufgaben suchten. Die Bedürfnisse des völkerkundlichen Museums sind andere als die eines kunstgewerblichen, historischen oder naturwissenschaftlichen, obgleich es Berührungspunkte mit ihnen allen hat, und die Zahl der Neubauten ist noch klein, die von vornherein für die Völkerkunde bestimmt wurden. Mehr als andere Museen muß es darum von eigenen Versuchen ausgehen, wenn es gleich jenen die idealen Forderungen praktisch gestalten will, mag es auch viele Vorbilder für Einzelheiten oder Bauteile vorfinden. Ein Museum ist aber nicht allein das Gebäude; es bedeutet zugleich die Arbeitsgemeinschaft, die in ihm wirkt. Ihre Tätigkeit gilt der planmäßigen Beschaffung, Bearbeitung und Verwertung von Sammlungen, und zu diesen wissenschaftlichen Aufgaben treten die öffentlichen ihrer Bewahrung und Schaustellung. Die Grundsätze, nach denen das Museum seine vielseitigen Aufgaben zu behandeln gedenkt, wird es darum immer in der Wissenschaft suchen, die es zu fördern und zu lehren bestimmt ist. Sie beeinflußt seine innere und mit künstlerischen und technischen Überlegungen auch seine äußere Gestalt.

In Hamburg bestand das Museum für Völkerkunde während langer Jahre im wesentlichen als Schausammlung. Der Beschluß von Senat und Bürgerschaft, dem Museum einen Neubau zu errichten, galt zugleich seiner Organisation als wissenschaftliche Anstalt. Jede dieser Aufgaben hat eine museumstechnische Seite, jede verlangt aber auch eine Auseinandersetzung mit Fragen der Völkerkunde, und zwar vielfach noch ehe die Ausführung und Einrichtung des Gebäudes oder die Grundzüge der Verwaltung festliegen. Nirgends freilich wird ein Museum nur nach solchen Gesichtspunkten begründet und entwickelt werden, denn es hängt auch von den Besonderheiten des Ortes ab und von den Menschen, die aus einer Anzahl von theoretischen Möglichkeiten die Auswahl treffen und einheitlich verwirklichen sollen. Eine Schilderung der Lösungen, die in Hamburg gefunden wurden, ergab sich aus der Notwendigkeit, sie den Fachleuten darzustellen, und aus dem Wunsche der Mitwirkenden, die Arbeiten eines Jahrzehnts zu überblicken. Mit der Eröffnung

der Schausammlung war auch die Ausgabe der Schrift für Anfang 1915 geplant. Allein der Krieg unterbrach die Arbeiten des Museums oder verzögerte sie. Wohl konnten zwei Abteilungen der Schausammlung im Juli 1915 dem Besuch freigegeben werden, und eine dritte wird voraussichtlich im nächsten Jahre folgen, doch ist die Eröffnung weiterer nicht abzusehen. Die Schausammlung ist indessen nur ein Teil des Museums, und bei ihrer späteren Fertigstellung wird es sich lediglich um die Ausführung feststehender Absichten handeln; die baulichen und organisatorischen Einrichtungen des Museums haben dagegen schon vollständig die geplante Gestalt erhalten. Freunde des Museums wünschten darum, die Herausgabe der Schrift mit der Vollendung der maßgebenden Arbeiten statt mit der Beendigung der Einzelausführungen zu verknüpfen, und haben ihre Drucklegung während des Krieges ermöglicht. Ihnen sei auch an dieser Stelle der Dank der Verwaltung ausgesprochen.

Hamburg, im Oktober 1915.

G. Thilenius.

I. AUS DER GESCHICHTE DER HAMBURGISCHEN SAMMLUNG.

Neben den Kuriositätenkammern der Fürsten stehen die öffentlichen Bibliotheken als bescheidenere Quellen wissenschaftlicher Museen. Wo die Entwicklung nicht zum städtischen Museum geführt hat, das oft verschiedenartige Sammlungen umfaßt, bewahren sie heute noch die Gegenstände, die ihnen von Bürgern überwiesen wurden; der Wunsch, die mit Liebe und Sorgfalt zusammengetragenen Schätze den Zufälligkeiten des Privatlebens zu entziehen, mag bei diesen Gaben ebenso wirksam gewesen sein, wie die Absicht, das als wertvoll Erkannte allgemein zugänglich und wirksam zu machen, oder die Vorstellung, daß zu Büchern und Bildern auch Denkmäler gehören. Eine Reihe von solchen Sammlungen enthielt gegen Mitte des 19. Jahrhunderts die hamburgische Stadtbibliothek; Münzen, klassische Antiquitäten, prähistorische Funde, hamburgische Altertümer, Naturgegenstände und schließlich ethnographische Stücke. Die enge Verbindung der Stadtbibliothek mit dem Akademischen Gymnasium, das damals den Mittelpunkt aller wissenschaftlichen Bestrebungen bildete, kam schon räumlich zum Ausdruck, denn das Johanneum umschloß die Hörsäle des Gymnasiums, die Stadtbibliothek mit ihren verschiedenen Anhängseln, die Sammlung des Vereins für hamburgische Geschichte, die dieser 1849 dem Gymnasium überwies, und schließlich waren in dem Gebäude auch die naturwissenschaftlichen Sammlungen aufgestellt, die aus dem Besitz des Gymnasiums und des Naturwissenschaftlichen Vereins 1843 vereinigt und einer aus Mitgliedern der Gymnasialbehörde und des Vereins gebildeten Museumskommission zur Verwaltung überwiesen wurden. Das war die Grundlage für das Naturhistorische Museum. Eine der ersten weitergehenden Anregungen der Museums-Kommission galt der Errichtung einer Ethnographischen Sammlung.

DIE ETHNOGRAPHISCHE SAMMLUNG 1850—1871.

Die Stadtbibliothek hatte naturgemäß die ihr zugewiesenen ethnographischen Stücke in ihre Obhut genommen, konnte aber unmöglich an den Aufbau einer Sammlung denken. Auf der anderen Seite gingen auch dem tätigen Naturwissenschaftlichen Verein gelegentlich ethnographische Dinge zu, und er mußte seiner ganzen auf ein Museum gerichteten Arbeit entsprechend die Zusammenfassung der für beide Stellen unbequemen Gegenstände wünschen; 1850 enthält denn auch der Jahresbericht

des Akademischen Gymnasiums den Satz »eine ethnographische Sammlung ist im Entstehen«. Ihr Leiter wurde dem Ursprung entsprechend der Bibliothekar Chr. Petersen, Professor der klassischen Philologie und Vorsitzender der Kommission für die Verwaltung der hamburgischen Altertümer; schon im folgenden Jahre ging die Verwaltung der ethnographischen Sammlung wohl der Hauptsache nach auf ein Mitglied des Naturwissenschaftlichen Vereins über, den Kandidaten Joh. Hartwig Brauer, der am Gymnasium gelegentlich über »Länder- und Völkerkunde« öffentlich las. Das einfache Bestehen der Sammlung führte ihr größere Gaben zu: so von Herrn F. J. Vollmer die prächtigen Federarbeiten aus Brasilien, so die aus einem indischen Tempel stammende eigentümliche Darstellung der Bhawânî, die Herr Krogmann schenkte oder die zahlreichen Modelle von Gebäuden, Maschinen, Geräten und Waffen aus Java, eine Schenkung des Herrn J. F. Wilmans. Zuversichtlich sagt der Jahresbericht für 1855: »Für eine ethnographische Sammlung scheint kaum ein anderer Ort Deutschlands so geeignet wie Hamburg, und doch findet sich kaum die eine oder andere Spur, daß früher hier umfassende Sammlungen von der Art gewesen sind. Vielleicht hat das seinen natürlichen Grund darin, daß Hamburg erst in diesem Jahrhundert angefangen hat am eigentlichen Welthandel in größerem Umfange teilzunehmen.« Durch Überweisungen des Naturwissenschaftlichen Vereins und Geschenke wuchs die Sammlung rasch, so daß schon sehr bald über Raummangel geklagt wird. Leider wußten die Verwalter der Sammlung ihm nur durch ein sehr bedenkliches Mittel abzuhelfen: sie erklären in den Jahresberichten wiederholt, daß »Geschenke, die größeren Raum in Anspruch nehmen«, für die ethnographische Sammlung nicht angenommen werden können, ehe bessere und zweckmäßigere Räume verfügbar sind. Die Folgen blieben nicht aus; es wurden zwar keine größeren Räume zur Verfügung gestellt, aber die Schenkungen gingen stark zurück, die Sammlung verstaubte. Am 31. Oktober 1866 stellte endlich Herr F. Worlée, ein eifriger Sammler zoologischer, mineralogischer und kulturgeschichtlicher Dinge, in der Sitzung des Naturwissenschaftlichen Vereins den Antrag, »daß von seiten des Vereins Schritte geschehen müssen, um dem Untergange der ethnographischen Sammlung vorzubeugen«. Der Verein war zum Einschreiten bereit und verhandelte mit der vor wenigen Jahren im Anschluß an die neue Verfassung errichteten Oberschulbehörde; die Gymnasialbehörde war damit einverstanden, daß der Naturwissenschaftliche Verein bei der Verwaltung der Sammlung an die Stelle der Bibliothek trat. Die Verwalter der Sammlung erklärten: »Die Sammlung hat weder Mittel noch Raum, die Verwaltung weder Zeit noch Kräfte, für eine genügende Aufstellung und Erhaltung zu sorgen. Mit Vergnügen nehmen daher die Unterzeichneten das Anerbieten der Museumskommission an, die Verwaltung der ethnographischen Sammlung mit übernehmen zu wollen.«

Im Frühjahr 1867 erfolgte die Übergabe an den Naturwissenschaftlichen Verein, und die Generalversammlung wählte die Herren A. Oberdörffer und F. Worlée als

selbständige Verwalter der Sammlung, über die sie schon im Jahresbericht des Gymnasiums für 1868/69 und nunmehr unter eigener Überschrift berichteten. Die beiden Herren hatten sofort ihre Arbeit begonnen, die Sammlung gesichtet, gereinigt, nach Weltteilen geordnet und aufgestellt, schließlich auch einen Katalog drucken lassen, der als Bestand nachwies:

Asien	180	Nummern
Amerika	241	,,
Afrika	62	,,
Australien	148	,,
Europa	14	,,
	645	Nummern.

Mit Stolz berichten die Verwalter, daß der Zugang ihres ersten Jahres 332 Nummern betrug, und fahren fort:

»Der Raum der Sammlung zeigt sich an den Besuchstagen immer so gefüllt, daß ein sehr reges Interesse der Besuchenden für diesen Zweig nicht zu verkennen ist. Wenn uns gestattet wäre, an dieser Stelle einen Wunsch auszusprechen, so wäre es der, daß uns die Geldmittel, welche uns ein gedeihliches Weiterarbeiten ermöglichen würden, nicht für immer gänzlich fehlen möchten. — Um eine Sammlung von Gegenständen des alltäglichen Gebrauches, sowohl als auch des Kunstfleißes aller Völker, sowohl der noch auf niedriger Kulturstufe befindlichen, als auch der hochcivilisierten, zu schaffen und zu vervollständigen, bedarf es jetzt eines regen Sammeleifers und sollten dann auch, wenn auch nur in bescheidenster Weise, die nöthigen Mittel zur Erhaltung und Förderung nicht fehlen. — Der Erwerb von Gegenständen aus jenen Gegenden, welche bis jetzt den größten Teil unserer Sammlung lieferten, zunächst Amerika und Australien, wird immer schwieriger. Besonders die den Urbewohnern jener Welttheile eigenthümlichen Waffen, welche letztere von jeher und bei allen Nationen diejenigen Gegenstände waren, auf deren Fertigung die größte Mühe und Kunst verwendet wurde, und welche die Objecte sind, auf deren Herbeischaffung wir ein Hauptaugenmerk zu richten haben, verschwinden immer mehr vor den eingeführten Waffen der Europäer, und sehr bald wird eine Sammlung wie die, deren Vervollständigung wir erstreben, als Reliquie untergegangener oder vor dem Andrängen der Cultur des Abendlandes aller Originalität verlustig gewordener Völker gelten können.

Auch für einen anderen von uns neu angelegten Zweig der Sammlung, die durch einen Theil der im Catalog unter Europa aufgeführten Gegenstände begonnene Sammlung von Erzeugnissen des Kunstgewerbes in Europa, deren Bereicherung wir als dringende Nothwendigkeit empfinden, bedurften wir der Unterstützung. Soll es uns möglich werden, Repräsentanten aus allen Zweigen des Kunstgewerbes aufzustellen, wie es doch, um die ganze Sammlung behufs Vergleichens dem Beschauer

nutzenbringend zu machen, unumgänglich nöthig ist, dürfen wir nicht ganz allein auf Geschenke angewiesen sein.«

Die Wünsche sollten bald erfüllt werden.

DAS KULTURHISTORISCHE MUSEUM 1871—1878.

Seit 1869 führte Bürgermeister Gustav Heinrich Kirchenpauer J. U. D. den Vorsitz der Oberschulbehörde, ein Staatsmann, den die philosophische Fakultät der Universität Kiel 1876 zum Ehrendoktor ernannte als Anerkennung seiner wertvollen zoologischen Veröffentlichungen; er war der Begründer und erste Präsident der Geographischen Gesellschaft in Hamburg, ein begeisterter Freund und Förderer jeder wissenschaftlichen Arbeit. Die Museumskommission durfte sich daher wohl Erfolg versprechen, als sie am 6. Juni 1871 die Bewilligung eines jährlichen Budgets von 500 M für die ethnographische Sammlung beantragte. Allein der Antrag wurde zurückgestellt, Bürgermeister Kirchenpauer hatte weitergehende Pläne. Er sah, daß die ethnographische Sammlung einer reichen Entwicklung fähig war, dazu aber der Selbständigkeit bedurfte. Mochten auch zwei Mitglieder des Naturwissenschaftlichen Vereins sie in vortrefflicher Weise neu geordnet und ihren Besuch rege gestaltet haben, so lag das im letzten Grunde an ihren ethnographischen, nicht ihren naturwissenschaftlichen Neigungen.

Das Protokoll der Oberschulbehörde, Sektion für die wissenschaftlichen Anstalten, vom 1. Juli 1871 stellt fest, daß die ethnographische Sammlung bisher entgegen dem Regulativ für das Naturhistorische Museum mit diesem verbunden war; sie soll selbständig werden. Nach einem Entwurf von Oberdörffer und Worlée wird ein eigenes Regulativ aufgestellt, das in § 1 bestimmt, die Sammlung, die jetzt »Culturhistorisches Museum« genannt wird, solle »culturgeschichtliche Gegenstände aller Zeiten und Länder im Interesse der nützlichen Gewerbe und allgemeinen Belehrung« sammeln. Auch räumlich sollte das neue Museum gewinnen; man dachte an seine Überführung in das neu zu errichtende Schul- und Museumsgebäude am Steintorplatz. Allein Oberdörffer und Worlée hatten Bedenken; sie fürchten, schwer zugängliche Räume zu erhalten, erwarten eine Abnahme der Besucherzahl, glauben »im Prinzip, daß ein naturhistorisches Museum und eine ethnographische Sammlung doch zu viele Anknüpfungspunkte bieten, als daß es geeignet erscheine, beide Sammlungen ohne zwingende Nothwendigkeit zu trennen«. So blieb die Unterbringung des im Johanneum stehenden Kulturhistorischen Museums in der Schwebe, bis Bürgermeister Kirchenpauer nach der Fertigstellung des Schul- und Museumsgebäudes die Frage wieder aufnahm. Am 19. Mai 1877 ward von der Behörde unter seinem Vorsitz festgestellt, daß die Sammlung Staatseigentum ist, und beschlossen, sie in das neue Gebäude zu überführen. Nach dem Regulativ vom 1. VII. 1871 war am 2. XII. 1873 Herr C. W. Lüders zu den Herren A. Oberdörffer und F. Worlée als drittes Mitglied der Kommission getreten, in der er im April 1877 den Vorsitz

übernahm. Er leitete den Umzug, und schon am 15. Dez. d. J. teilte Bürgermeister Kirchenpauer den Mitgliedern der Behörde in einem eigenhändigen Rundschreiben mit, Lüders »hat die ihm reichlich gegönnte Muße und Sachkenntnis benutzt, um die Sammlung aus dem Naturh. Museum in die dazu bestimmten 8 Säle des Gewerbe-Museums zu transportieren, und fast täglich den ganzen Sommer hindurch an der neuen Aufstellung gearbeitet. Diese Arbeit hat er fast ohne alle dienstliche Hülfe (selbst reinigend und flickend) entweder ganz allein oder mit Hülfe seines gleich enthusiastischen Freundes Joaquin Plagemann beschafft und die früher kaum zu Gesichte kommende Sammlung (die seit der Übersiedelung auch schon durch werthvolle Geschenke vermehrt ist) präsentiert sich jetzt so, daß man dem Publicum die Besichtigung empfehlen kann«.

DAS STAATLICHE MUSEUM FÜR VÖLKERKUNDE VON 1879 AB.

Die räumliche Trennung des Kulturhistorischen vom Naturhistorischen Museum ward auch dazu benutzt, seine Verbindung mit dem Naturwissenschaftlichen Verein zu lösen. Schon 1871 dachte die Behörde an eine ähnliche Verbindung mit der Ortsgruppe Hamburg-Altona der 1870 begründeten Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Ehe dieser Plan wieder verfolgt werden konnte, nahm sich die Bürgerschaft des Museums an und sprach am 23. März 1878 auf Antrag des kunstsinnigen Sammlers Dr. H. Föhring den Wunsch aus, daß »zwecks Ermöglichung täglicher Öffnung ein eigener Beamter für dasselbe angestellt werde«. Die Behörde konnte sich hierzu noch nicht äußern, als eine unerwartete Lösung der Frage möglich ward, die im wesentlichen diesem Wunsche entsprach, wenn man auch die Anstellung eines Beamten für verfrüht hielt. C. W. Lüders wandte sich am 26. März 1878 an Bürgermeister Kirchenpauer mit einem Briefe, in dem er sehr richtig darauf hinweist, daß bei dem Wachstum des Museums die Leitung durch Privatpersonen, die nebenbei ihre eigene Geschäftstätigkeit haben, nicht mehr ausreicht. »Es erscheint mir die Erwerbung eines mit der Sache vertrauten Mannes, der salariert werden müßte, unumgänglich nothwendig, dem zur Seite eine Commission die Mitbeaufsichtigung leitet.... Es ist nun mein Wunsch, mich gänzlich dieser Sache zu widmen, und offeriere ich mich zu dieser fraglichen Stellung.« Die Behörde nahm das Anerbieten des weitgereisten Kaufmannes an, der eben erst das Museum vortrefflich aufgestellt hatte und ihm seine eigene, mit Sachkenntnis erworbene Sammlung von 811 Nummern zuführen wollte; sie hatte in ihm einen Mann gewonnen, der im Laufe der folgenden Jahre eifrig am Ausbau des Museums arbeitete und aus ihm machte, was unter den oft mißlichen Verhältnissen irgend zu machen war.

Zunächst ergab sich eine neue Form der Verwaltung, wie sie das Regulativ vom 29. April 1879 festlegte. Sie wird von einer Kommission geführt, »als deren Vollzugsorgan der Vorsteher des Museums fungiert«. Die Behörde entsendet den Vorsitzenden der Kommission, wählt drei weitere Mitglieder aus »Sachkennern

und Freunden des Museums« und bestimmt den Vorsteher, der in der Behörde Sitz und Stimme hat, wenn Angelegenheiten seines Museums verhandelt werden.

Hatte so die Verwaltung eine Dauer versprechende Form erhalten, so galt es weiter, die Aufgaben des Museums zu umschreiben. Oberdörffer und Worlée planten in ihrem ersten Jahresbericht eine Sammlung, die kulturgeschichtliche Gegenstände aller Zeiten und Länder umfassen sollte, und wollten auch das Kunstgewerbe, zumal das europäische, einbeziehen. Eine Riesenaufgabe schon damals, die man freilich immerhin noch für erfüllbar halten mochte. Allein der Gefahr der Zersplitterung, die eine längere Verfolgung solcher Pläne für eine fast nur auf Geschenke angewiesene und noch bescheidene Sammlung bedeutet haben würde, beugte die Entwicklung vor. Schon 1866 trat Dr. Justus Brinckmann mit dem Plan eines Museums für Kunst und Gewerbe an die Öffentlichkeit und wußte sein Werk trotz vieler Schwierigkeiten so zu fördern, daß 1877 der Staat die Sammlung übernahm und ihr in dem neuen Schul- und Museumsgebäude Räume anwies unter gleichzeitiger Ernennung ihres Schöpfers zum Direktor des Museums. Für ihn (1894, S. VI) war die Kulturgeschichte der Untergrund, auf dem allein kunstgewerbliche Museen über die engen Grenzen einer technologischen oder ästhetischen Lehrmittelsammlung hinausgehoben werden. Dem Kulturhistorischen Museum wurde damit ein großer Teil der selbstgestellten Aufgabe abgenommen, die es niemals ganz erfüllen konnte, und eben daraus ergab sich eine Berichtigung seines Sammelgebiets. Das Regulativ von 1879 nennt die Sammlung nunmehr Museum für Völkerkunde und sagt in § 1: »als wissenschaftliche Anstalt (hat es) den Zweck, Geräthe, Kleidungsstücke, Waffen und andere Gegenstände, welche auf die Cultur der fremdländischen Völker Bezug haben, zu sammeln«.

Im Herbste 1877 wurde das Gewerbe-Museum eröffnet, im Januar 1878 das Museum für Völkerkunde, die beiden Sammlungen, von denen H. Föhring ausführte, daß sie »mit ihren sich gegenseitig ergänzenden Zielen so innig zueinander gehören«[1]). Zum Besten des Museums für Völkerkunde wurde die räumliche Verbindung mit dem Gewerbe-Museum, die vor allem dem Besuch zugute kam, auch auf die Verwaltung ausgedehnt: neben dem Vorsteher Lüders gehören die Herren Dr. H. Föhring, J. C. Plagemann, C. F. H. Weber der Kommission für das Museum an. Den Vorsitz führte Prof. Dr. Brinckmann als Mitglied der Behörde. Ihm vor allem ist der Aufruf zu danken, den die Kommission im Juli 1880 »An unsere Mitürger im Auslande« erließ. Es heißt dort: »..Wir wenden uns daher an alle im Ausland weilenden Hamburger mit der Bitte um thatkräftige Förderung unseres Museums durch Zuwendung von Gegenständen, welche die Sitten und Gebräuche, das religiöse und gesellige Leben, die Künste und Gewerbe fremder Völker zu erklären und zu veranschaulichen geeignet sind. Dabei sind uns sowohl

---

[1]) Hamb. Correspondent Febr. 1878.

solche Erzeugnisse willkommen, welche der gegenwärtigen Cultur jener Völker entspringen, wie ganz besonders alle Denkmäler ihrer von der europäischen Cultur noch nicht beeinflußten Vorzeit, sowie menschliche Skelette und Schädel...« Eine Anlage gibt »in Rücksicht auf die wissenschaftliche Verwerthung« Anweisungen zum Sammeln, wobei die Gegenstandsgruppen aufgeführt werden: für Grab- und Ruinenfunde wird die Angabe der Fundumstände gefordert, bei neueren die der Bezeichnung in der einheimischen und in einer der europäischen Kultursprachen, ferner die Beifügung von Angaben über Gebrauch und Bedeutung im Volksleben. Dieser Aufruf läßt in den Akten zum ersten Male einen festen Plan für das Arbeitsgebiet des Museums erkennen: es sammelt Denkmäler der Gegenwart und der Vergangenheit, die möglichst genau bestimmt sein müssen, um wissenschaftlich verwertbar zu sein, außerdem auch anthropologisches Material.

Die Neuordnung brachte dem Museum endlich auch ein eigenes Budget. Von 1872 ab wurden dem Kulturhistorischen Museum alljährlich 600 M. bewilligt, hauptsächlich zur Bezahlung von Transportkosten, kleinen Reparaturen u. a. 1877 beantragte die Kommission für das Museum die Erhöhung des Staatszuschusses auf 1000 M. und begründete sie mit den infolge des Wachstums der Sammlung vermehrten Unterhaltungskosten. Bei der Beratung des Budgets für 1879 ersuchte die Bürgerschaft den Senat, »das jetzt auf 4000 M. bezifferte Budget des Museums für Völkerkunde für die Zukunft um weitere 1000 M. zu erhöhen, damit, außer den auf 3000 M. berechneten Gehalten, 2000 M. jährlich für die Instandhaltung und Vermehrung der Sammlungen verwandt werden können«. Föhring, der Mitglied der Kommission für das Museum für Völkerkunde war, legte den Nachdruck auf die Erhöhung der Mittel für die Vermehrung der Sammlung, und die Bürgerschaft war ihm darin gefolgt. Sie war der richtigen Ansicht, daß ein Museum eigene Mittel zur Verfügung haben muß, um planmäßig arbeiten zu können. Die Behörde, die diese Anträge zunächst zu beraten hatte, nahm indessen einen anderen Standpunkt ein. Sie sah in dem Museum eine Anstalt, die sich vor allen Dingen aus freiwilligen Gaben entwickelt, so daß der Staatszuschuß mehr zur Unterhaltung als zur regelmäßigen Vermehrung der Sammlung dienen sollte. Sie meinte, es sei darum allerdings nicht auf jede Vermehrung zu verzichten, wenn sich gerade eine besonders günstige Gelegenheit bietet, aber es dürfe nicht von vornherein auf sie Bedacht genommen werden. Dabei mochte die Befürchtung mitsprechen, daß es für die zum Zwecke der Vermehrung bestimmten Mittel keine rechte Grenze geben könne; jedenfalls aber sah die Behörde voraus, daß dem wachsenden Museum auch die im neuen Gebäude eingeräumten beiden Säle nur für verhältnismäßig kurze Zeit genügen würden, und wünschte nicht, daß die eben erst durch den Umzug überwundenen Schwierigkeiten der Raumbeschaffung allzu rasch wiederkehrten.

Diese Stellung der Behörde hatte grundsätzliche Bedeutung. Jedes Museum und vor allem ein völkerkundliches, dessen Stücke als Erzeugnisse der Handfertig-

keit nach Stoff, Form, Technik oder Ornamentik verschieden zu sein pflegen, wird jedes Geschenk willkommen heißen, da es stets Lücken ausfüllt und eine oder die andere Reihe vervollständigt. Geschenke haben indessen nach Herkunft und Inhalt den Charakter des Zufälligen. Bald ist es eine Trophäe von afrikanischen Waffen oder ein Band chinesischer Malereien, bald Federschmuck aus Südamerika oder eine Sammlung von Löffeln aus allen Ländern, die dem Museum zufallen; überdies wird auch die kleinste Sammlung durch den persönlichen Geschmack ihres Besitzers bestimmt. Höchst wertvolle Stücke gelangen als Geschenke an das Museum, aber gerade die zur Vervollständigung eines Kulturbildes unentbehrlichen Stücke, die etwa wegen ihres Umfanges, ihrer Form oder ihres Aussehens nicht von Privaten gesammelt werden, wird es auf diesem Wege nie erhalten. Hier muß es ebenso aus eigenen Mitteln vorgehen können wie bei der Beschaffung von ganzen Sammlungen aus Ländern, die der Kreis seiner Freunde zufällig nicht besuchte. Die Versagung oder Beschränkung ausreichender Mittel für Ankäufe macht daher das Museum zu einer meist nur in der Richtung der Kostbarkeit oder Schönheit entwickelten Sammlung von vielseitigen Ansätzen. Die Entscheidung der Behörde bedeutete daher nicht einfach ein langsames Wachstum der Bestände, sondern eine Verzögerung ihres Ausbaus zu einer wissenschaftlichen Anstalt. Dazu kam allerdings, daß auch der Vorsteher ihre Meinung teilte. Noch 1887 berichtet Lüders zum Budget, daß »in Anbetracht des beschränkten Raumes, welcher nicht gestattet, größere Gegenstände anzuschaffen und zu placieren, die bisherige Summe für Ankäufe und kleine Posten, 2000 M., als ausreichend erscheint«. Von 1888 ab ward der 1881 auf 2000 M. festgesetzte Betrag allerdings auf 2500 M. erhöht, als 1886 ein Rest des Museums Godeffroy im Werte von 22 000 M. durch eine außerordentliche Bewilligung von Senat und Bürgerschaft erworben wurde, aber nur weil der Zuwachs größere Unterhaltungskosten verursachte. Bei einem jährlichen Aufwande von durchschnittlich 1740 M. für Ankäufe wuchs die Sammlung langsam, so daß die Jahresberichte von 1885—1894, abgesehen von den rund 700 Nummern des Museums Godeffroy, einen durchschnittlichen Zuwachs von 250 Nummern an Geschenken und 210 an Ankäufen aufführen. Trotzdem erscheint die alte Sorge sehr bald wieder. In einem Promemoria führt Lüders 1883 aus, daß dem überall fühlbar werdenden Raummangel ernstlich abgeholfen werden müsse, »schon ein im Raum bedingter Stillstand bedeutet immer einen Rückgang«. 1887 weist der Budgetausschuß in seinem Bericht darauf hin, daß die Sammlungen des Museums 8000 Nummern umfassen und es bei dem »lebhaften Interesse unserer Mitbürger an diesem Museum (der bei weitem größere Theil der Sammlungen besteht aus Geschenken von Privaten) lebhaft zu bedauern sein würde, wenn wir auf die Nutzbarmachung und weitere Entwicklung dieses Museums verzichten müßten«, und die Bürgerschaft ersucht den Senat, »thunlichst dafür Sorge zu tragen, daß dem Museum für Völkerkunde Räume angewiesen werden, welche sowohl eine systematische Aufstellung der jetzt vorhandenen Sammlungen, als auch

eine weitere Vermehrung derselben ermöglichen«. Der Senat konnte sich auf den Hinweis beschränken, daß diese Wünsche berücksichtigt werden würden, denn die Oberschulbehörde beschäftigte sich bereits mit diesen Fragen; es ward beabsichtigt, die Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer in den Neubau des Naturhistorischen Museums zu verlegen und dem Museum für Völkerkunde die von ihr bisher benutzten Räume zuzuweisen. In der Tat handelte es sich nicht mehr allein um das Museum für Völkerkunde. Die vorgeschichtliche Sammlung umfaßte Funde aus dem hamburgischen Gebiet mit einigen Vergleichsstücken und war in der Stadtbibliothek mit der Sammlung hamburgischer Altertümer vereinigt gewesen, bis sie 1877 von ihr getrennt und einer besonderen Kommission als selbständige Sammlung zur Verwaltung überwiesen ward. Man brachte sie in einem Gang neben dem Museum für Völkerkunde im neuen Schul- und Museumsgebäude unter, weil die diesem Museum zugewiesenen Räume übermäßig groß erschienen; schon 1885 wünschte Lüders indessen die Säle wiederzuerhalten, da das Museum nun seinerseits Platz brauche. Drei Jahre später lehnt er auch die innerlichen Beziehungen ab und erklärt, die Prähistorische Sammlung »hat gar nichts mit unserem Museum für fremdländische Völkerkunde zu tun«. Auch sie war in ihrer Entwicklung nicht stehen geblieben. Professor Petersen hatte sie gepflegt und die Kommissionen, denen unter dem Vorsitze von Prof. Dr. Brinckmann die Herren Dr. Wiebel, Dr. Theobald, Dr. Krause und vor allem der unermüdliche und sorgsame Vorsteher Prof. Dr. Rautenberg angehörten, waren auf ihre Vermehrung eifrig bedacht gewesen. Für zwei Sammlungen mußte also Raum geschaffen werden, außer der naturhistorischen, der der zweite Museumsbau Hamburgs galt.

Jetzt stand das neue Naturhistorische Museum vor der Vollendung, das die zoologischen und mineralogisch-geologischen Sammlungen aufnehmen sollte. Das Gebäude schien reichlich bemessen, man dachte daran, neben den Sammlungen für die es bestimmt war, vorläufig noch andere darin unterzubringen. Daß der Direktor sich gegen die Aufnahme irgendeiner fremden, nicht unter seiner Verwaltung stehenden Sammlung wehrte, war natürlich, ebenso natürlich freilich, daß die anscheinend so wirtschaftliche Überlegung, man müsse noch nicht benutzten Raum in anderer Weise verwerten, in kurzer Zeit die alten Klagen über Raummangel hervorrufen mußte. Prof. Dr. Pagenstecher, der Direktor des Naturhistorischen Museums, ließ sich zur Aufnahme der weniger umfangreichen Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer bewegen, für die eine innere Verbindung mit der paläontologischen Abteilung gesucht und gefunden wurde, und sein Nachfolger, Prof. Dr. Kraepelin, erklärte sich schließlich bereit, das Galeriegeschoß des Neubaues der Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer und dem Museum für Völkerkunde auf zehn Jahre einzuräumen. Diese Halbheit befriedigte aber auch die Verwaltung des letzteren nicht ganz, wenn schon aus anderen Gründen. Lüders hatte früher einmal die Gewerbeschule, das Gewerbemuseum, das Museum für Völkerkunde und die

prähistorische nebst der archäologischen Sammlung als zusammengehörig »wie die fünf Finger der Hand« bezeichnet, da sie sämtlich miteinander in Verbindung stehen und sich gegenseitig ergänzen. Er löste diese Verbindung ungern, und nur der offenkundig große Raumgewinn veranlaßte ihn dazu. 1891 wurde das auf rund 10 000 Nummern angewachsene Museum für Völkerkunde im Naturhistorischen Museum eröffnet, gleichzeitig auch die 13 000 Gegenstände in 5000 Nummern umfassende Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer. Auf engem Raum standen jetzt zwei kulturgeschichtliche Sammlungen mit getrennten Verwaltungen nebeneinander, und die weitere Entwicklung führte zu ihrer Vereinigung. In der Kommission für das Museum für Völkerkunde, in der seit 1892 Herr Syndikus Dr. v. Melle den Vorsitz führte, stellte H. Strebel, der erfolgreiche amerikanische Archäologe, den Antrag, die Sammlungen zu vereinigen und die Kommissionen zu verschmelzen. 1896 wurde die Vereinigung genehmigt; die Kommission sollte aus zwei Mitgliedern der Behörde, dem Vorsteher, je einem Mitglied des Vereins für Hamburgische Geschichte und der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, ferner zwei weiteren Sachkundigen bestehen und setzte sich unter dem Vorsitze des Herrn Syndikus Dr. v. Melle zusammen aus den Herren J. H. Brey, C. W. Lüders, Dr. H. Föhring, Prof. Dr. Rautenberg, Prof. Dr. Brinckmann, F. J. M. Wiengreen.

Das 120 Stufen über der Erde liegende und von Oberlichtschächten vielfach durchbrochene Galeriegeschoß des Naturhistorischen Museums gestattete nicht gerade die günstigste Aufstellung der Schränke, unzweckmäßig waren auch die Verwaltungsräume. Das Museum konnte hier indessen eine Zeitlang wachsen und war auf ein Jahrzehnt zur Ruhe gekommen. Allein Lüders vermochte sich nur wenige Jahre dem Ausbau der Sammlung zu widmen; er kränkelte seit einiger Zeit. Nach seiner kaufmännischen Tätigkeit, die ihn über ein Jahrzehnt in Valparaiso festgehalten hatte, fand er endlich das seinen Neigungen entsprechende Arbeitsfeld in dem Kulturhistorischen Museum seiner Vaterstadt; er hatte sich als Privatgelehrter das Wissen angeeignet, das ihn befähigte, die Sammlung aus kleinen Anfängen durch reiche Geschenke seiner Freunde und glückliche Ankäufe zu dem Umfange von rund 12 000 Nummern heraufzubringen. Am 7. Nov. 1896 rief der Tod den Vierundsiebzigjährigen ab. Ein Legat von 10 000 M., dessen Zinsen zum Ankauf wichtiger Stücke bestimmt sind, ist das letzte Zeugnis seiner Fürsorge für das Museum, an dem er rastlos und uneigennützig 18 Jahre lang gewirkt hatte.

Lüders' Tod brachte eine neue Übergangszeit. Man dachte wohl vorübergehend an die Berufung eines Direktors für das Museum, schließlich aber blieb die Verwaltung bei der Kommission allein, die sich auch in ihrer Zusammensetzung kaum änderte: nur die Herren Dr. Krüß, Konsul F. Hernsheim, Ed. Woermann traten im Laufe der Jahre an die Stellen der Herren Brey, Wiengreen und Dr. Föhring. Die Geschäfte führte Herr Dr. K. Hagen, der 1890 die prähistorische Sammlung für den Umzug bearbeitet hatte und mit ihr in das Naturhistorische Muse-

um eingezogen war; er wurde 1893 wissenschaftlicher Hilfsarbeiter und 1896 Assistent des Museums.

Die Kommission ließ sich den inneren Ausbau des Museums besonders angelegen sein und war dabei nicht mehr allein auf sich selbst und die Gaben der Freunde der Sammlung angewiesen, denn in diese Zeit fiel die wichtige Änderung in der Stellung der Behörde zu den Aufgaben des Museums. Sie wünschte, es jetzt den anderen Wissenschaftlichen Anstalten gleichzustellen. Senat und Bürgerschaft stimmten ihr zu und bewilligten größere Mittel. Die Entwicklung des Museums in den nächsten Jahren spiegelt daher das Budget wider. Der Anschluß der Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer an das Museum hatte dessen Vorsteher einen wissenschaftlichen Hilfsarbeiter zur Seite gestellt und den Betrag von 4500 M. für Vermehrung und Unterhaltung der Sammlungen verfügbar gemacht. 1896 erhielt das Museum außer dem beamteten Assistenten einen Aufseher und auch einen Betrag für Hilfsaufsicht und Hilfsreinigung, der wesentlich dazu verwendet wurde, die Glasscheiben und den Inhalt der hölzernen Schränke von Zeit zu Zeit zu säubern. Für das folgende Jahr hatte noch Lüders eine Erhöhung des Ansatzes für Vermehrung der Sammlungen beantragt, mit der Begründung, es seien von den »gewöhnlichen und gangbaren Gegenständen« genug vorhanden, so daß »wir jetzt suchen müssen, auch seltenere und daher auch kostbarere Stücke anzuschaffen«. Die Kommission stimmt der Erhöhung zu, und der Budgetentwurf für 1897, den der Senat der Bürgerschaft vorlegte, fordert 6000 M. mit dem Bemerken, es sei »die Erhöhung der bisher zu Gebote stehenden äußerst bescheidenen Anschaffungsmittel dringend wünschenswert«. Die Bürgerschaft stimmte zu und ebenso auch der Trennung der Mittel für Vermehrung von den für die Unterhaltung der Sammlungen nötigen; für letztere wurden unter der Bezeichnung »Allgemeine Verwaltungskosten« 1000 M. gesondert eingesetzt. 1898 erscheinen die Posten »Handbibliothek« mit 1000 M. und »Lehrmittel für die Vorlesungen« mit 150 M. neu im Budget; für wissenschaftliche und technische Hilfsarbeit sind 3000 M. bewilligt, so daß dem Assistenten ein wissenschaftlicher Hilfsarbeiter und ein Schreiber unterstellt werden können. Damit waren überall entwicklungsfähige Anfänge für die Organisation geschaffen, die allmählich im Laufe der Jahre ausgebaut wurden: Der Haushaltsplan umfaßt heute Ausgaben für 1. Gehalte, 2. Hilfsarbeit (wissenschaftliche und technische), 3. Bibliothek und Handapparat, 4. Vermehrung der Sammlungen, 5. Sonstige Ausgaben (Kanzleibedarf, Verbrauchsgegenstände, Dienst- und Sammelreisen, Dienstkleidung, Versandkosten, Druckkosten, Buchbinderarbeiten, notwendige und kleine Ausgaben, Aufstellung und Unterhaltung der Sammlungen, Heizung, Beleuchtung, Wasserbeitrag). Das allgemeine Interesse für den Ausbau der Sammlungen erhielt seinen Ausdruck in der Erhöhung des Budgetpostens für Ankäufe auf 12 000 M. im Jahre 1904 und ganz besonders in einer Reihe von Nachbewilligungen, die Senat und Bürgerschaft beschlossen, um größere Erwerbungen zu ermöglichen; so 1897 2500 M.

für eine der ersten aus Wuwulu und Aua eingetroffenen Sammlungen, 1898 5000 M. für Bronzen aus Benin, 1901 15 000 M., durch die das Museum sich einen Teil der genau bestimmten archäologischen Ausbeute H. Strebels aus Mexiko sichern konnte.

Das Wachstum der Sammlungen führte dann wieder die Raumfrage herbei. Das ursprünglich vorgesehene Jahrzehnt im Naturhistorischen Museum war längst abgelaufen, die Unübersichtlichkeit der Sammlungen ließ sie als Magazin erscheinen.

Die Bürgerschaft, die die Entwicklung gerade dieses Museums stets mit besonderem Interesse verfolgte, sprach bei der Beratung des Budgets für 1903 den Wunsch aus, »der Senat möge baldigst die anderweitige bessere Unterbringung des Museums für Völkerkunde in die Wege leiten und der Bürgerschaft die dazu erforderliche Vorlage zugehen lassen«. Der Senat, dem außerdem ein eingehenderer Antrag der Oberschulbehörde vorlag, folgte diesem und erwiderte 1904 mit dem Antrage, einen Bauplatz für einen demnächst zu errichtenden Neubau für das Museum für Völkerkunde und die Anstellung eines Direktors mitzugenehmigen.

Daß die Räume im Naturhistorischen Museum allgemein als unzureichend angesehen wurden, ergab sich schon aus den drastischen Schilderungen, die 1903 in der Sitzung der Bürgerschaft von einem Mitgliede gegeben wurden. Der Plan eines allgemeinen Museumsgebäudes, das etwa das Museum für Völkerkunde, das Museum für Kunst und Gewerbe, endlich die Sammlung hamburgischer Altertümer aufzunehmen hätte, tauchte wohl auf, nahm aber zum Glück keine greifbaren Formen an. Auf der anderen Seite hatte sich die Behörde, in der Herr Senator Dr. v. Melle den Vorsitz führte und an die Wirksamkeit des Bürgermeisters Kirchenpauer anknüpfte, schon längere Zeit mit der Frage der Berufung eines Direktors beschäftigt. Die Verwaltung bedurfte einer einheitlichen Organisation, und die Leitung dieser Wissenschaftlichen Anstalt sollte wie bei den anderen in eine Hand gelegt werden.

Die Bürgerschaft folgte dem Antrage des Senats auf Anstellung eines Direktors sogleich und verwies die Frage des Neubaues an einen Ausschuß, freilich nur, um die Platzfrage, nicht die des Bedürfnisses, zu prüfen.

Der Senat berief daraufhin den Verfasser, der als a. o. Professor für Anthropologie und Ethnologie der medizinischen Fakultät der Universität Breslau angehörte, auf den 1. Oktober 1904 zum Direktor.

Damit erhielt auch die Verwaltung des Museums für Völkerkunde die endgültige Form: es ist der Oberschulbehörde, Sektion für die wissenschaftlichen Anstalten, unterstellt. Sie wählt eine aus Mitgliedern der Behörde und Freunden des Museums bestehende Kommission für das Museum, in der Herr Bürgermeister Dr. von Melle den Vorsitz führt. Zurzeit gehören der Kommission ferner an die Herren: A. Amsinck, Geh. Hofrat Dr. G. Aufschläger, Dr. R. Brach, J. H. Garrels, Dr. H. Krüß, Ed. L. Lorenz-Meyer, Adolf Oetling, A. W. O'Swald, L. Sanne, Edgar Schlubach, Konsul M. Thiel, Dr. K. Sie-

mers, Prof. Dr. A. Warburg, Regierungsrat der Oberschulbehörde Dr. M. Förster. Mitglied der Kommission ist auch der Direktor, der das Museum leitet.

Die umfangreichste Aufgabe, die des Direktors wartete, waren die Vorarbeiten für den Neubau. Daneben stand der Ausbau der Sammlungen, dem die Ausgestaltung des Betriebes folgen mußte.

Neue Erwerbungen in dem überfüllten Galeriegeschoß des Naturhistorischen Museums unterzubringen, wo die alte Sammlung ausgestellt blieb, war freilich ausgeschlossen. So wurden zwei Stockwerke in dem Hause Hühnerposten Nr. 9 als Magazin eingerichtet. Bald kamen drei weitere Stockwerke in demselben und in dem Nachbarhause hinzu. Die Verwaltung mußte dabei leider in Kauf nehmen, daß sie während einiger Jahre weder Neuerwerbungen zeigen noch in der Anordnung der ausgestellten Sammlung Fortschritte machen konnte; sie verzichtete überdies ebenso auf die Übersicht über den Besitz des Museums wie auf die Bearbeitung, die weit mehr Raum und eine Reihe von technischen Einrichtungen verlangte, deren Beschaffung bei der damals erwarteten Bauzeit des Neubaus unverhältnismäßige Aufwendungen erfordert hätten.

Wenn die Sammlung heute über 100 000 Stücke zählt, sich also innerhalb eines Jahrzehntes verfünffachte, so ist das der Ausdruck dafür, daß ihr die Möglichkeit des Wachstums in reichem Maße gewährt ward. Geringe Mittel erlauben immer nur den Ankauf von Einzelstücken oder kleinen Sammlungen, während ihnen die reichhaltigen nicht zugänglich sind. Auf der anderen Seite reichen die westeuropäischen Museen zur Verfügung stehenden eigenen Beträge bei weitem nicht, um gleichzeitig für mehrere Abteilungen umfangreiche Erwerbungen zu machen. Daraus ergibt sich dann die Notwendigkeit, nahezu alle Mittel während längerer Zeit einer bestimmten Abteilung zuzuwenden und dann mit der nächsten ebenso zu verfahren, sobald die erste eine gewisse Abrundung erreicht hat. Von besonderer Bedeutung bleibt daher unter allen Umständen die Mitarbeit der Freunde des Museums, die ihm erwünschte Sammlungen zuwenden oder im Auslande zusammenbringen, wobei sie oft genug in die Lage kommen, Stücke zu erwerben, die dem Reisenden entgehen. Aus Ankäufen und Geschenken, aus dem Markt, den Ergebnissen von Sammelreisen und der verständnisvollen Erfüllung von bestimmten Wünschen durch Freunde im Auslande ergab sich die Vermehrung der Bestände im verflossenen Jahrzehnt.

Eine gute Sammlung von Bronzen und anderen Arbeiten des westafrikanischen Kulturkreises war der Ausgangspunkt für die Verbindung mit der von Herrn L. Frobenius geleiteten Deutschen Innerafrikanischen Forschungs-Expedition, die in den Jahren 1905--6 im Kongostaat die südliche Hälfte des Gebiets besuchte und ihre gesamte, vor allem an kunstgewerblich wertvollen Stücken reiche Ausbeute dem Museum überließ. Ergänzt wurde sie durch eine Sammlung von Idolen gleicher Herkunft, die Herr A. Beit schenkte. Sammlungen, die die Expedition 1906/8 aus dem westlichen Sudan und 1909/11 aus Nigerien, den nördlichen Abschnitten des

Kulturkreises, heimbrachte, vervollständigte die Bestände aus dem Gebiet. In der gleichen Richtung lagen die Ergebnisse der 1910/11 ausgeführten II. Expedition des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg, deren Hälfte das zu ihrer Durchführung begründete Komitee dem Museum zuwies. Aus Ostafrika stammen die Gaben von W^{m}. O'Swald u. Co., sowie der Geographischen Gesellschaft in Hamburg, die dem Museum die ethnographische und anthropologische Ausbeute der in ihrem Auftrage von Dr. E. Obst ausgeführten Reise nach dem abflußlosen Gebiet übereignete. Für die Südseesammlung ergab sich 1905 die Erwerbung der großen, vortrefflich bestimmten Sammlung Hellwig aus dem Bismarck-Archipel, vor allem von den merkwürdigen Bevölkerungen der Inseln Wuwulu und Aua, von der umfangreiche Teile dem Museum von der Bürgermeister Kellinghusen-Stiftung und der Abteilung Hamburg-Altona der Deutschen Kolonialgesellschaft geschenkt wurden. Die größte Bedeutung aber hatte die Leihgabe der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung, die dem Museum die Ausbeute der 1908/10 von ihr in die deutsche Südsee entsandten Schiffsexpedition als Leihgabe überwies: Sammlungen aus dem Bismarck-Archipel, Neu-Guinea, den Karolinen und Marschall-Inseln. Ein Geschenk von Herrn Konsul M. Thiel betraf vor allem Masken und Schädel aus Neu-Pommern. Persönliche Beziehungen brachten das Museum in den Besitz einer sehr vollständigen und genau bestimmten Sammlung von den Batak, die zum Teil von einem Freunde des Museums geschenkt, zu einem größeren im Laufe mehrerer Jahre durch Vermittlung eines Missionararztes angekauft wurde. Gleichzeitig ergaben sich Ankäufe aus dem von Vorderindien her beeinflußten malayischen Gebiete. Waren hier große Sammlungen von sogenannten Naturvölkern aus den Tropen gewonnen, so konnten dank den Zuwendungen der Herren Ed. Lippert, Dr. G. Aufschläger und A. Neubauer die eigenartigen Schamanen- und Jägervölker Sibiriens in das Museum aufgenommen werden, während die widerholten wertvollen Gaben der Dr. W. M. von Godeffroy-Stiftung in Sammlungen von den Burjäten, Soyoten, Kirgisen bestanden. Als Ergänzungen kaufte das Museum Sammlungen von den Jenisseyern, Jakuten, Lappen, sowie tschudische Altertümer aus dem Gouvernement Minussinsk. Der gleichen Stiftung verdankt das Museum eine umfangreiche Sammlung aus Korea, während eine Anzahl von Freunden ihm eine rund 1000 Nummern umfassende aus Tibet und der Mandschurei überwies. An sie schließen sich die hauptsächlich Japan betreffende Gabe des Herrn Rittmeisters Th. Moritz-Eichborn und Ankäufe aus den ostasiatischen Sammlungen des Prinzen von Bourbon in Venedig. Durch eine besondere Bewilligung von Senat und Bürgerschaft im Jahre 1907 konnte endlich eine durchaus einzigartige Sammlung angekauft werden, die neben modernen Erzeugnissen Siams und Burmas Abformungen von Glasuren, Skulpturen und Inschriften aus Pagan, in ihrem wertvollsten Teile aber 376 buddhistische Originalfresken aus den zerstörten Tempeln von Angkor enthält. Zu diesen größeren Erwerbungen kam eine

ganze Anzahl kleinerer Geschenke und Ankäufe, die sich auf die verschiedensten Kulturgebiete verteilen. Der Umfang der Erwerbungen geht am besten daraus hervor, daß der Versicherungswert der Sammlungen Ende 1914 1 480 000 M. betrug, während seit 1871, dem Jahre des ersten Staatszuschusses, 560 000 M. aus Staatsmitteln zu Ankäufen aufgewendet wurden.

Von Einfluß auf die Erwerbungen des Museums wurde die Begründung des Hamburgischen Kolonialinstituts im Jahre 1908, an dem der Unterricht in der Völkerkunde bald auch in den Südseesprachen Beamten des Museums zufiel. Es hatte bisher die Sammlungen aus den deutschen Kolonien ebensoviel oder wenig gepflegt wie die anderer Herkunft. Nun galt es, die Bestände aus den Kolonien planmäßig zu vermehren, wenn auch nur in dem Rahmen, den der als Vorbereitung oder Ergänzung der kolonialpolitischen Vorlesungen gedachte Unterricht verlangte. Hinzu kam, daß in Hamburg Seminare, die anderwärts vorwiegend oder ausschließlich sprachliche Aufgaben verfolgen, eingerichtet und dazu bestimmt wurden, neben den Sprachen auch die Kulturen zu behandeln [1]), wozu sie außer den schriftlichen Quellen, die sie bearbeiten, früher oder später auch Denkmäler brauchen. Die Verbindung mit ihnen hat für das Museum doppelte Bedeutung. Einmal kann es damit rechnen, daß seine Bestände von den asiatischen Halbkultur- und Kulturvölkern auch dem Unterricht und der verwandten Forschung dienen und damit über das gewöhnliche Maß hinaus nutzbar gemacht werden: weiterhin darf es bei seinen Erwerbungen mit der Erschließung von Literaturen rechnen, die ihm unter andern Umständen unzugänglich sein würden. Auf dieser Grundlage ergab sich schon sehr bald die erste Verbindung mit dem Seminar für Geschichte und Kultur des Orients, die zu größeren Ankäufen aus Nordafrika führte.

Die asiatischen und älteren europäischen Literaturen stellen für die Völkerkunde ein wesentliches Hilfsmittel dar, das zumal für die Unterscheidung älteren und jüngeren Kulturbesitzes wertvoll werden muß, aber man darf doch auch nicht zu viel erwarten. In der Hauptsache bleibt jedes Museum auf sich selbst angewiesen. Es hat nicht lediglich die Aufgabe, die jeweiligen Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit zu erläutern, sondern soll zugleich eine Stoffsammlung sein, die der Wissenschaft neue Fragen stellt. Wie das Museum dieser Aufgabe genügt, hat es selbst zu entscheiden, und wenn die Museen dabei verschieden verfahren, so ist das für das Gesamtergebnis nur förderlich. Allzu große Unterschiede werden im gleichen Zeitraum überhaupt kaum zu erwarten sein, denn das Museum kann die Ausbildung seiner Sammlungen schließlich doch nur nach Grundsätzen vornehmen, die sich aus der Völkerkunde ergeben. Wissenschaft und Museen schreiten gemein-

[1]) Zurzeit bestehen die folgenden Seminare dieser Art: Osteuropäisches S., S. für Geschichte und Kultur des Orients, S. für Kultur und Geschichte Indiens, S. für Kolonialsprachen, S. für Sprache und Kultur Chinas, S. für Sprache und Kultur Japans, Deutsches Seminar, S. für englische Sprache und Kultur, S. für romanische Sprachen uud Kultur.

sam fort, und ältere Sammlungen geben darum in ihrer Entwicklung auch Wandlungen wieder, die sich auf wissenschaftlichem Gebiete vollzogen haben. In Hamburg ist so die ursprüngliche »Ethnographische Sammlung« zu einem »Kulturhistorischen Museum«, dann zu einem »Museum für Völkerkunde« geworden. Oberdörffer und Worlée hatten die Verbindung mit den Naturwissenschaften und gleichzeitig die geschichtlichen Beziehungen der Völker aller Zeiten und Länder betont; Lüders und andere stellten die technologischen zum Kunstgewerbe voran; in der Begrenzung des Museums auf die Kulturen fremdländischer Völker tritt der Ausschluß der europäischen mit ihren mediterranen Vorläufern hervor; der Aufruf der Kommission aus dem Jahre 1880 zeigt die Anthropologie als Arbeitsgebiet des Museums. Selbst wenn man es nicht anders wüßte, ist es kaum wahrscheinlich, daß diese Anschauungen während der Amtszeiten der Leiter die einzigen oder die herrschenden in der Völkerkunde waren, aber sie ergaben die Gesichtspunkte, die der einzelne als wichtig und aussichtsvoll für den Ausbau der Sammlungen wählte. So hat auch das hamburgische Museum für Völkerkunde durch die persönliche Stellungnahme der aufeinander folgenden Leiter zu den wissenschaftlichen Fragen ihrer Zeit sein Gepräge erhalten. Daß dies eine gewisse Einseitigkeit bedeutet, wird jeder um so leichter ertragen, je mehr er in der Vielseitigkeit der Anschauungen statt in der Zahl und weitgehenden Herrschaft »maßgebender Gesichtspunkte« die Voraussetzung für den Fortschritt der Museen als Gesamtheit sieht.

Treten freilich im Arbeitsgebiet des Museums so wesentliche Gegensätze wie die Einbeziehung oder die Ausschließung der europäischen Völker innerhalb einer kurzen Zeit auf, so wird man dafür nicht die Personen allein verantwortlich machen dürfen, vielmehr an eine unentschiedene Frage der Völkerkunde selbst zu denken haben; in der Tat sind die Fragen, die das letzte halbe Jahrhundert aufwarf, noch keineswegs alle so vollständig geklärt, wie man es wünschen könnte. Dennoch wird jedes Museum sich mit denen auseinandersetzen müssen, die es unmittelbar angehn, und zumal dann, wenn es nicht einfach den weiteren Ausbau vorhandener Sammlungen gilt, sondern zugleich die Einrichtung des Betriebs und die Ausführung eines Neubaus, eine größere Zahl von Aufgaben also, die alle miteinander zusammenhängen. Daß es sich dabei nicht um die Gewinnung unverrückbarer Ziele handeln kann, folgt allein schon aus der Unfertigkeit der Völkerkunde, die erst im letzten Jahrhundert eine selbständige Wissenschaft wurde.

II. VON DER VÖLKERKUNDE UND IHREN MUSEEN.

»Von einer gewissen Ungunst des Schicksals pflegen bei uns namentlich diejenigen wissenschaftlichen Aufgaben betroffen zu werden, welche zwischen den einzelnen Fächern liegen oder in mehrere der Fächer zugleich eingreifen, in die wir ge-

wohnt sind das gesamte menschliche Wissen zu vertheilen.« Mit diesen Sätzen führte Waitz vor über 60 Jahren seine »Anthropologie der Naturvölker« ein. Kürzlich beklagte Foy (11. S. XIII), daß die Völkerkunde »sich noch nicht zu einer Klarheit über ihr Wesen und ihre Aufgaben durchzuringen verstanden hat«, und Günther (04 S. V.) hielt sogar noch vor einem Jahrzehnt den Nachweis für nötig, »daß die Völkerkunde eine selbständige Wissenschaft geworden ist und das ihr aus dieser Tatsache zufließende Recht, auch als solche behandelt zu werden, geltend machen kann«. Daß die Kenntnis ihres Wesens, ihrer Ziele und Wege einstweilen noch wenig lebendig ist, wie diese Sätze zeigen, hat vielerlei Gründe, so die auch bei anderen Wissenschaften bestehende Abneigung gegen theoretische Begriffsbestimmungen, den Wunsch, der Entwicklung nicht vorzugreifen, oder die gewichtigere Ansicht, daß bei der Jugendlichkeit der Völkerkunde die Untersuchung ihres Wesens noch verfrüht ist und im Vergleich zur Geschichtswissenschaft, der Philologie oder Philosophie ein gleichwertiges Ergebnis kaum haben kann. Die besondere Entwicklung der Völkerkunde ist vor allem der Behandlung theoretischer Grundfragen nicht förderlich gewesen. Der mangelnde Ansenluß an den Hochschulunterricht hat die dogmatische Bearbeitung naturgemäß in den Hintergrund gerückt; die Völkerkunde fand dafür ihren Rückhalt an den Museen. Deren Beamte mußten indessen die dringendsten Aufgaben, wie sie die Sammlung stellt, vorwiegend berücksichtigen zuungunsten der nach außen hin ruhmvolleren ihrer theoretischen Verarbeitung. Einer Fülle von Einzelbeobachtungen und Denkmälern fehlt zum großen Teil die theoretische Auswertung. Gerade die Unübersichtlichkeit des Stoffs ergab dann das Verlangen nach zusammenfassenden Darstellungen, die, ohne auf allzu viele Einzelheiten einzugehen, vorläufige Ergebnisse boten, Gesichtspunkte gaben, Fragen anregten. Solche Werke waren zugleich die Quelle, aus der Fernstehende die Völkerkunde kennen lernen konnten. Überdies traten in der Behandlung der Völkerkunde, wie S. Günther (04. S. 18) hervorhebt, die »gebieterisch ihr Recht verlangenden Individualitäten der sich in ihren Dienst stellenden Forscher« hervor.

DIE STELLUNG DER VÖLKERKUNDE ZU ANDEREN WISSENSCHAFTEN.

Wie verschieden die Völkerkunde aufgefaßt wird, zeigt schon ein Blick auf die Literatur. Der Philosoph Th. Waitz (1859) wurde durch psychologische Fragen zur Darstellung der Anthropologie, wie er die heutige Völkerkunde nennt, geführt; sein Werk vollendete der Geograph G. Gerland. Eine Zusammenfassung der Völkerkunde, die lange Jahre entscheidend wirkte, gab der Geograph F. Ratzel (1885), der überdies der Geschichte nahestand; er sieht in der Völkerkunde einen »Zweig am großen Stamm der Naturwissenschaft«, nach deren Methoden sie verfährt (04. S. 19). Sein Schüler H. Schurtz scheint zwar die Völkerkunde zu den Naturwissenschaften zu rechnen, behandelt sie aber in seiner »Urgeschichte der Kultur« (1900) auch psychologisch. An die Naturwissenschaft knüpften die Völkerkunde wiederum die Forscher,

die von der Medizin ausgingen und aus dieser auf den Menschen angewandten Naturwissenschaft neben der geschulten Beobachtung auch biologische Anschauungen mitbrachten, aber die völkerkundlichen Fragen psychologisch darstellten, wie besonders A. Bastian in seinen zahlreichen Schriften. Dieser Arbeitsrichtung kam das Erscheinen der »Völkerpsychologie« von W. Wundt (1904—14) entgegen, der gleichfalls von der Naturwissenschaft ausging und in seinem Werke »den Menschen in allen den Beziehungen, die über die Grenzen des Einzeldaseins hinausführen und auf die geistige Wechselwirkung als ihre allgemeine Bedingung zurückweisen«, zum Gegenstand der Untersuchung nimmt. Eine Wirkung des Werkes zeigt sich wohl in der Wesensbestimmung der Ethnologie, die W. Schmidt S. V. D. (06. S. 356) in einer geschichtlichen Studie feststellte: Eine Wissenschaft, »welche die Entwicklung des Geistes und der durch den Geist geleiteten äußeren Tätigkeit des Menschen im Völkerleben zum Gegenstande hat«. Eine weitere Wendung ergab sich aus den Arbeiten des Philologen W. Foy und des Historikers F. Graebner (11), die alle geschichtsphilosophischen und völkerpsychologischen Betrachtungen ausschließen, die Völkerkunde als Geschichte der Kultur und als Zweig der Geschichtswissenschaft ansehen. Das entspricht einer Äußerung Ratzels (04. S. 18): »Die Völkerkunde sieht sich als einen Teil der Geschichtswissenschaft an, hauptsächlich bestimmt, aus Denkmälern die Entwicklung des menschlichen Geistes und der menschlichen Gesellschaft zu erkennen.« Nimmt man zu den zusammenfassenden Werken die vielen Einzelarbeiten hinzu, die von ihnen beeinflußt wurden, oder die Monographien, die in immer wachsender Zahl erscheinen, so berührt die Völkerkunde die Naturwissenschaften mit der Geographie, die Sprachwissenschaft, die Psychologie und die Geschichte. Keine dieser Wissenschaften ist ganz ausgeschlossen, und in ihrem Kreise wird nur bald der eine, bald der andere Abschnitt besonders betont; daran ändert nichts, daß zeitweise die Forschung sich vorwiegend in der einen oder anderen Richtung bewegt. So ist die Völkerkunde eine Grenzwissenschaft, und das spricht sich auch in den Begriffsbestimmungen aus: Man kann z. B. als Völkerkunde bezeichnen »alles Forschen, das sich auf die Kultur der (in Völkern lebenden) Menschheit bezieht« (Foy, 09. S. 25), oder ihre Aufgabe darin sehen, »die Menschheit, wie sie heute lebt, in allen ihren Teilen kennen zu lernen« (Ratzel, 1885, I. S. 3), oder ihr Ziel finden in der Sammlung der Tatsachen von allen Völkern der Erde, »die sich auf ihr körperliches, seelisches und geistiges Leben im weitesten Umfange beziehen,« um dann »aus der Fülle des angehäuften Stoffes allgemeine Gesetze des Völkerlebens abzuleiten« (Günther, 04. S. 12). Die Schwierigkeiten der Bestimmung liegen dabei nicht einmal in der Völkerkunde allein, sondern ebenso bei den ihre eigenen Wege gehenden Fächern, in die sie hineingreift oder deren sie als Hilfswissenschaften bedarf.

Waitz (1859, S. 9) hat schon darauf hingewiesen, daß der Mensch in der Geschichte auftritt als »eigenthümlicher Verein physischen und psychischen Lebens, die sich gegenseitig in der mannigfaltigsten Weise bedingen und zusammenwirken«;

nur als dieses »Ganze erscheint er als die elementare Grundlage der Geschichte«, und die Völkerkunde wird nicht auf die technisch in das Gebiet der Naturwissenschaften fallende Behandlung der Menschheit verzichten können. Die Entlehnung von Kulturgut knüpft sich an die der Wanderung seiner Träger, der Nachweis einer Blutmischung führt umgekehrt zur Durchforschung des Kulturbesitzes nach Fremdgut, und, manche Frage der Kulturverbreitung wird vielleicht endgültig erst von der physischen Untersuchung beantwortet werden können. Die Anthropologie ist indessen noch nicht ausreichend nach der Richtung hin entwickelt, die sie unter allen Umständen mit der Völkerkunde zusammenführt. Aus der vorwiegend statistischen Untersuchung von bestimmten anatomischen Merkmalen hat sie abstrakte Rassen gebildet, die aus Mittelwerten errechnet wurden, und erst in neuerer Zeit ist z. B. durch G. Schwalbe, ferner F. v. Luschan und R. Martin die Notwendigkeit immer wieder betont worden, Typenkomplexe zu ermitteln. Daraus geht schließlich die anatomische Analyse der Völker selbst hervor, deren die Völkerkunde bedarf; sie erwartet aber ebenso von der Anthropologie die physiologische Erforschung, aus der sie Anhaltspunkte über Widerstandskraft, Leistungsfähigkeit und viele andere Dinge gewinnen wird, und die Anwendung biologischer Erfahrungen auf den Menschen, von der sie Aufschluß erhofft über Variabilität, Vererbung, Mischung, Entstehen und Vergehen der Völker. E. Fischer (12) hat hier durch die anthropologische und genealogische Untersuchung der Bastards ein Vorbild geschaffen. Schließlich bedarf es einer der zoologischen Ökologie entsprechenden Lehre für den Menschen, um die Brücke zwischen beiden Wissenschaften zu vollenden, die heute nebeneinander hergehen und doch durch ihren Gegenstand und die Aufgaben, die er stellt, weit enger zusammengehören, als es die Betonung der Kluft zwischen Körper und Geist, aus der ihre Scheidung hervorgehen soll, zuläßt.

Sind es einstweilen nur schwache Fäden, die die Völkerkunde mit der Anthropologie verbinden, so sind die zur Psychologie reichenden nicht stärker. Die experimentellen Untersuchungen der Empfindungen Farbiger haben bisher nicht allzuviel ergeben: was fehlt, ist die Untersuchung ihres Willens, ihres Intellekts usw. Noch jeder, der mit fremden Völkern beobachtend zu tun hatte, erfuhr die geistige Verschiedenheit der Individuen untereinander und den Abstand, der ihn selbst von ihnen trennte. Über die Feststellung der Tatsache, daß etwa die Neger anders denken und wollen als die Europäer, ist man aber nicht sehr weit hinausgekommen, und das vortreffliche Werk Vierkandts (96) über Natur- und Kulturvölker steht vereinzelt da, das eine Gegenüberstellung wesentlicher Züge gibt, wenn es auch — es erschien vor 20 Jahren — der Bedeutung des Individuums nicht ganz gerecht wird. Bedeutsam sind aus neuester Zeit Thurnwalds »Ethno-psychologische Studien an Südseevölkern« (13) und die wachsende Zahl beschreibender Werke, die psychologische Beobachtungen enthalten, aber auch Untersuchungen wie die von Nieuwenhuis (13), der mit der Verwertung der stofflichen Erzeugnisse der malaiischen

Völker zur Beurteilung ihrer geistigen Anlagen einen aussichtsreichen Weg von allgemeiner Wichtigkeit erschließt. So wird schließlich, was W. Schmidt (06) nachdrücklich fordert, die Völkerkunde selbst an die Behandlung der Individualpsychologie gehen, da sie in Australien oder Afrika mit der der Europäer nichts anfangen kann und über vieles im Dunkeln bleibt, solange der weit ausschauenden und für das Verständnis der großen Linien unentbehrlichen Völkerpsychologie nicht die Kleinarbeit der Individual-Psychologie entgegenkommt.

Anders steht die Völkerkunde der Völkerpsychologie gegenüber, die zum Teil den gleichen Stoff wie die Völkerkunde behandelt, aber von psychologischen Gesichtspunkten aus zu verknüpfen und zu erklären sucht. Sie würde der Völkerkunde näher stehen, wenn sie der früheren von Lazarus und Steinthal (60) vertretenen Auffassung der Völkerpsychologie entsprechend die allgemeinen Bedingungen und Vorgänge des geistigen Lebens in der Gesellschaft und die dadurch bestimmten Erscheinungen bei den einzelnen Völkern zum Gegenstand ihrer Forschung machte. Obgleich sie heute nach Wundt ihre Aufgabe auf Sprache, Mythus und Sitte beschränken soll, wird sie indessen der Völkerkunde nichts weniger als entbehrlich, der sie eben durch die Behandlung allgemeiner Gesetze die Möglichkeit gibt, neue Tatsachen wenigstens auf den genannten Gebieten in größere Zusammenhänge einzuordnen.

Wie eng die Völkerkunde mit der Sprachforschung verknüpft ist, könnte allein schon daraus gefolgert werden, daß die Karte der Sprachstämme, die Fr. Müller vor einem Menschenalter veröffentlichte, noch heute für die Völkerkunde grundlegend ist: die »Bantu«, »Türkvölker« usw. der Völkerkunde bezeichnen zunächst sprachliche Einheiten. Die Sprache setzt stets Menschen voraus, die sie reden, und ihre Vorgänge pflegen einfacher zu sein als kulturelle anderer Art, so daß sprachliche Zusammenhänge verhältnismäßig am leichtesten hervortreten und die ersten sicheren Verknüpfungen verschiedener Völker ergeben: Meinhof und Westermann ist die Gliederung der afrikanischen Sprachen, W. Schmidt die der australischen und ozeanischen zu danken, und diese bekannten Arbeiten sind für die Völkerkunde ebenso maßgebend wie für die Sprachwissenschaft. Wenn weiterhin H. Paul (09) sein der Sprachwissenschaft geltendes Werk aus guten Gründen »Prinzipien der Sprachgeschichte« nannte, so kann die Zeitfolge der Sprachformen auch der Völkerkunde nützlich werden. Außer den Ergebnissen der reinen Sprachforschung sind vor allem ihre Quellen unmittelbar von weitgehender Bedeutung für die Völkerkunde. Es handelt sich dabei um den ganzen stofflichen Inhalt der Sprache, denn »alles, was irgendwie die menschliche Seele berührt hat, die leibliche Organisation, die umgebende Natur, die gesamte Kultur, alle Erfahrungen und Erlebnisse« haben Wirkungen in der Sprache hinterlassen (H. Paul 09, S. 17). Freilich ist einstweilen die Möglichkeit einer Verwertung dieser Quellen beschränkt. Nicht als ob ihre Zahl zu klein wäre, denn es fehlt nicht an Wörterverzeichnissen und Texten, aber wer nicht zu dem kleinen Kreise der Adepten gehört, vermag mit einer großen Zahl von ihnen nichts anzufangen.

In gewissem Sinne sind die Sprachen und die entstehenden Literaturen der sogenannten Naturvölker zugänglicher. Sie werden von den Missionaren vorwiegend für praktische, von den Ethnographen für wissenschaftliche Zwecke bearbeitet, die von vorherein die Notwendigkeit sahen, dem kritisch festgestellten Text eine Übertragung beizugeben. Neuerdings wird auch dem Bedürfnis nach dem psychologischen Verständnis dadurch Rechnung getragen, daß neben einer freien auch eine wörtliche Übersetzung gegeben wird.

Ähnlich wie zur Psychologie scheint sich danach auch das Verhältnis der Völkerkunde zur Sprachforschung zu gestalten. Muß sie dort an die Individualpsychologie herangehen, so kann ihr hier eine Aufgabe der Philologie erwachsen, was allein schon ein Blick auf die Amerikanistik zeigt. Die Verbindung wird als besonders enge erscheinen, wenn man berücksichtigt, daß zu den Wörtern auch die Sachen gehören und die Völkerkunde bei den heutigen sogenannten Naturvölkern die einem Worte entsprechende Sache in ganz anderem Maße nachweisen kann, als dies für die Völker früherer Zeiten möglich ist. Die Zukunft mag dann einmal zu einer Sprache, Literatur und Denkmäler gleichmäßig bearbeitenden Völkerkunde führen oder sie nach Entwicklung der noch fehlenden, auf Sprache und Literatur begründeten Philologien neben diese stellen, wie heute die Archäologie neben der klassischen Philologie steht.

Beziehungen der Völkerkunde zur Geographie bestehen schon rein technisch durch die kartographische Darstellung der räumlichen Verbreitung ihrer Gegenstände. Von selbst folgt ferner der Zusammenhang mit der Länderkunde aus den Beziehungen der Menschheit zu dem Boden, auf und von dem sie lebt. Ratzel (1885, 04, 09) hat diese Verbindungen eindringlich betont in der von ihm ausgebauten Anthropogeographie, die die Erdkunde auf die Geschichte anwendet und die geographische Verbreitung des Menschen behandelt. Freilich kann es sich dabei aber nur um die Gebiete handeln, die neben anderen auch eine geographische Seite haben, wie Verbreitung des Menschen und der Kulturgüter, Dichtigkeit, Siedelungen, Wirtschaft u. a., was Ratzel selbst einschränkend hervorhebt. Darüber hinaus bricht aber die geographische Beziehung ab. Körperliche und geistige Eigentümlichkeiten kann die Anthropogeographie nur feststellen, nicht erklären: neben dem Boden ist auch die Tier- und Pflanzenwelt für die Kulturform wesentlich, und der Mensch lebt nicht allein in einer unberührten, sondern auch von ihm veränderten physischen Umwelt, gleichzeitig in einer selbstgeschaffenen sozialen.

Ratzel (04 S. 3) hat auch darauf hingewiesen, daß schon die Beziehungen, die der Mensch als gesellschaftliches und politisches Wesen zur Erdoberfläche besitzt, die Völkerkunde und die Geschichte zu Nahverwandten macht und die Notwendigkeit betont, aus den räumlichen Zusammenhängen, die die Völkerkunde zunächst ermittelt, zeitliche herauszubilden. Diese vielfältigen Beziehungen berücksichtigt Bernheim (14, S. 100), wenn er in der Völkerkunde eine Hilfswissenschaft der Geschichte sieht, die freilich auch selbständige Bedeutung habe, da sie eigenartige

Beiträge zur allgemeinen Kenntnis des menschlichen Wesens gibt, die über die Geschichtskenntnis hinausgehen. Darum stehen aber die Beziehungen beider Wissenschaften noch nicht fest. Nach Schurtz (03, S. 1) z. B. ist die Völkerkunde die Wissenschaft von den gesellschaftlichen Gruppen der Menschen, was das ganze Gebiet der Geschichte einschließen könnte, Foy (11, S. VIII) dagegen faßt sie als einen Teil der Kulturgeschichte auf, also der »Wissenschaft von der kausalen Entwicklung alles dessen, was das geistige Leben und die äußere Lebensführung sämtlicher jetzt oder einst lebenden Völker der Erde ausmacht«.

Demnach sind die Beziehungen nicht unbedingt klare oder feste, die die Völkerkunde zu anderen Wissenschaften gewonnen hat, und um so schwerer wird ihr eigener Platz heute endgültig festgelegt werden können. Wohl nahezu alle Forscher sind aus anderen Berufen hervorgegangen und brachten daraus bestimmte Voraussetzungen für die Behandlung der völkerkundlichen Fragen mit. Das beeinflußte dann leicht das Urteil über die Zugehörigkeit der Völkerkunde zu der einen oder der anderen älteren Wissenschaft, mochte auch tatsächlich nur eine Personalunion bestehen. Abgesehen davon aber, ist es durchaus verständlich, daß sich eine Verbindung zu den Naturwissenschaften ergab, aber auch die Verwandtschaft mit den Geisteswissenschaften hervortrat. Wenn anfänglich jene im Vordergrund stand, so lag es an den ersten Fragen, die die Völkerkunde beschäftigten und vorwiegend solche der räumlichen Verbreitung und Abhängigkeit, also geographische waren; wird jetzt diese weit mehr betont, so hängt auch das mit der Entwicklung und vor allem der Vertiefung der Aufgaben zusammen, weil heute die Frage besonders gestellt wird, wie die Völker und Kulturen zu dem geworden sind, was sie sind. Diese Entwicklung bedingt eine Abkehr von den Naturwissenschaften und eine Wendung zu den Geisteswissenschaften, deren Bedeutung darin liegt, daß die Völkerkunde gleichzeitig ihre Fragen eindringlicher zu gestalten und zu behandeln lernte. Lag aber früher kein Grund vor, die Völkerkunde der Geographie einzuordnen, so braucht sie heute etwa der Geschichtswissenschaft gegenüber ihre Selbständigkeit ebensowenig aufzugeben. Waitz (1859, S. 6/7) hat einst der Anthropologie die Aufgabe gestellt, die »Vermittlung des naturwissenschaftlichen und des historischen Teiles unseres Wissens vom Menschen zu erstreben«, und das ist immer noch eine Aufgabe der Völkerkunde.

Dieses Ergebnis erscheint gering gegenüber der Begriffsbestimmung, die etwa E. Bernheim (14, S. 9) von der Geschichtswissenschaft gibt. Allein er muß doch auch diese Wissenschaft trotz ihrer sehr langen Entwicklung ausdrücklich dagegen verteidigen, daß sie als Naturwissenschaft angesehen, mit der Philologie oder der Soziologie zusammengebracht werde, und so scheint selbst hier die Frage nach dem Wesen noch nicht für alle Zeiten entschieden zu sein. Um so mehr kann es daher der Völkerkunde genügen, eine selbständige Geisteswissenschaft zu sein, die insofern ein Grenzgebiet darstellt, als sie ein starkes naturwissenschaftliches Element enthält.

DAS ARBEITSGEBIET DER VÖLKERKUNDE.

Die Völkerkunde ging von den außereuropäischen Völkern aus und unter ihnen besonders von den tropischen, da sie in ihren Anfängen an die Entdeckungsreisen des XVIII. und XIX. Jahrhunderts anknüpft. Damit scheint sich eine geographische Begrenzung ihres Gebiets von selbst zu bieten, aber sie ist nicht ganz leicht verwendbar, denn sie schließt streng genommen z. B. die Wogulen oder Lappen Europas aus. Es ist aber kaum zweckmäßig, einen so äußerlichen Gesichtspunkt wie die geographische Lage des Wohnsitzes für die Begrenzung des wissenschaftlichen Arbeitsgebietes zu verwenden. Dagegen ergab sich eine Verknüpfung der genannten und anderer europäischer mit den unbestritten in das Gebiet der Völkerkunde fallenden nichteuropäischen Völkern, dadurch, daß man sie als Naturvölker zusammenfaßte und den Kulturvölkern gegenüberstellte. Jedenfalls waren die Naturvölker, worauf W. Schmidt (06, S. 596) hinweist, eine res nullius, von der die kanonischen Wissenschaften nichts wissen wollten, und ihrer nahm sich die Völkerkunde an. Sie hat freilich im Laufe der Zeit eine ganze Reihe von Übergängen von den Naturvölkern zu den Kulturvölkern nachgewiesen, so daß die klare Systematik durch die Einschiebung der Halbkulturvölker getrübt werden mußte. Auch abgesehen hiervon sind die Bezeichnungen »Naturvolk« und »Kulturvolk« nach heutigen Begriffen nicht glücklich gewählt, aber eingebürgert und schwer durch passendere zu ersetzen. Immerhin ist der Gegensatz in vielen Fällen damit ausreichend gekennzeichnet, und eine Reihe von Forschern hat sich um seine Klarstellung bemüht. Es ist bedeutsam, daß die Bestimmungen, die sich dauernd erhielten, auf biologischem und auf psychologischem Gebiete gefunden wurden. Ratzel (1885, S. 5) versteht unter Naturvölkern die Völker, die mehr unter dem Zwange der Natur oder in der Abhängigkeit von der Natur stehen als die Kulturvölker, M. Weinhold (68, S. 33) sieht ihr Merkmal in dem fehlenden oder geringen nationalen Bewußtsein, während Vierkandt (96) Unterschiede auf dem Gebiete des Willens, der Denkweise usw. behandelt und auch für das psychologische Gebiet den Mangel der scharfen Grenze und die Fülle der Übergänge betont. Die Unterschiede sind also keine solchen des Wesens, sondern nur der Stufe; bei Individuen der Kulturvölker finden sich Merkmale der Naturvölker und umgekehrt. Darum sind aber doch die Endstufen klargelegt, und aus der Vergleichung der Naturvölker untereinander ist der Typus des Naturvolks zu ermitteln, der physiologisch und psychologisch umschrieben und deshalb auch in das kulturelle Gebiet hinein verfolgt werden kann. Das Naturvolk als Typus ist daher Gegenstand der Völkerkunde, und man wird in vielen Fällen keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, ob ein Volk ihm angehört. Als Vertreter des Typus Kulturvolk gelten dagegen zunächst die Europäer mit ihren Abkömmlingen, eine Mittelstellung wird man heutigen Ost-, Süd- und Westasiaten einzuräumen versucht sein, die als Halbkulturvölker gelten oder galten.

Gerade unter den sogenannten Halbkulturvölkern wird diese Bezeichnung indessen schon sehr zahlreichen Individuen nicht gerecht, während man vielen Europäern kaum alle Merkmale des Kulturvolks zugestehen wird. Umgekehrt besteht kein Zweifel, daß die Indianer, Neger, Maori und andere, die europäische Bildung genossen und sich entsprechende gesellschaftliche und wirtschaftliche Stellungen errungen haben, nicht mehr mit der heute noch großen Mehrzahl ihrer Stammesgenossen auf eine Stufe gestellt werden können. Von dem Typus des Naturvolks entfernt sich also eine Bevölkerungsschicht, die bei den Europäern am stärksten entwickelt, bei Amerikanern oder Afrikanern u. a. erst in der Bildung begriffen ist. Daraus scheint zu folgen, daß die Völkerkunde diese Schicht von ihrem Arbeitsgebiete völlig ausschließt. Allein auch das trifft nicht zu. Das Klapperbrett in Braunschweig, der Hackbau der Frauen im Tessin, die Perchten im Salzburgischen, die unmittelbar in das Gebiet der Völkerkunde fallen, wird man allerdings nicht in der oberen, sondern in der unteren Schicht finden. Wenn man aber das Einpflöcken einer Krankheit, wie es noch europäische Bauern üben, in seinen psychologischen Zusammenhängen verfolgt, so kann man vor den Sympathiekuren, dem Besprechen oder der Gesundbeterei nicht Halt machen, die weit in die Oberschicht der Kulturvölker hineinführen. Die Erörterung der Fragen nach der Kulturentwicklung und der Kulturverwandtschaft hat es daher nur auf einer bestimmten Stufe mit ganzen Völkern zu tun, in einer anderen mit Gruppen von Menschen, die je nach der besonderen Frage bald hier, bald dort spärlicher oder zahlreicher gefunden werden. Der Verringerung der Zahl der Träger solcher Kulturerscheinungen entspricht allerdings im Bereich des Kulturvolks die Beschränkung der Gebiete, die die Völkerkunde pflegt. Sie wird auf die Buchreligionen nur eingehen, um etwa die Reste des Zauberglaubens oder des primitiven Denkens aufzusuchen, die sich in ihnen erhalten haben; sie vermag das Gebiet der reinen Wissenschaft oder des Gesetzesrechtes heute ebensowenig zu behandeln wie das der modernen Technik oder der freien Kunst. Auch hier können sich indessen Zusammenhänge finden, die die Völkerkunde angehen. Leche (11, S. 226) verweist nach Montelius darauf, daß der Eisenbahnwagen von der Postkutsche die seitlichen Bogenfenster und den unteren Bogenrand des Abteils übernahm, und diese sinnlos gewordenen Überlebsel sind gewissen Erscheinungen der »Naturvölker« psychologisch verwandt; die Annahme fremder Motive in der Ornamentik findet eine europäische Parallele in der Übernahme des japanischen Motivs der »acht Stege im Irissumpf« auf die Delfter Teller, deren Maler aber daraus den Dekor »au tonnèrre« gemacht haben (Brinckmann 91).

So bildet doch nahezu die »Menschheit, wie sie heute lebt« das Gebiet der Völkerkunde, aber es fragt sich, ob die Beschränkung auf das Heute eine endgültige sein kann. In der Reihe von Jahrzehnten, die die Völkerkunde als Wissenschaft besteht, haben sich bei allen Völkern Veränderungen vollzogen, und die Notwendigkeit, die heutigen Zustände zu erklären und zu verstehen, führt von selbst zu ihrer Verfolgung

in die Vergangenheit hinein. Man kann vielleicht die Frage stellen, ob die Völkerkunde nicht ihre Grenze dort findet, wo die heute noch lebenden Völker beginnen. Der Regel nach sind diese Anfänge jedoch nicht bekannt und auch nicht festzustellen; vor allem aber ist das »Volk« um so weniger erkennbar, je weiter man zurückgeht, und so hebt sich der Kulturbesitz als das dauerhaftere Element von seinen Trägern ab. Man kann geradezu versuchen, die Kultur losgelöst von den Völkern, die sie gerade innehaben, zu betrachten. Damit ergibt sich, daß die Völkerkunde in der Vergangenheit nur in dem Aufhören der Denkmäler und Überreste ihre Grenze, und zwar eine natürliche, findet. Hier wäre als Beispiel zumal China anzuführen, dessen Überlieferungen die Jetztzeit mit dem dritten vorchristlichen Jahrtausend verbinden, während Denkmäler aus noch älterer Zeit erwartet werden müssen. Ebenso darf in diesem Zusammenhange Amerika genannt werden oder Afrika, dessen Boden immer reichere Kulturreste früherer oder jetzt noch lebender Völker hergibt. Nicht viel anders liegen die Dinge in Europa. Wie die Ägypter oder Mesopotamier zu ihrer Zeit gegenüber anderen Völkern als Kulturvölker anzusehen sind, so erscheinen sie der Gegenwart als Halbkulturvölker, und umgekehrt stehen die Mitteleuropäer bis in das Mittelalter hinein den Naturvölkern nahe, dann den Halbkulturvölkern, während von den alten Südeuropäern nur die Griechen zu den Kulturvölkern gezählt werden (Vierkandt 96, S. 7). Aber auch bei ihnen ruhte doch eine höher kultivierte Schicht auf einer minder kultivierten und überragt sie wohl nur darum so stark, weil die erhaltenen Quellen vorwiegend die erstere schildern.

Richter (06) und mit ihm Foy (11, S. IX), wollen freilich, wie dieser es ausdrückt, die Völkerkunde auf die Völker beschränken, »die im wesentlichen erst seit dem Entdeckungszeitalter in den europäischen Horizont rückten und deren Kulturentwicklung bis in die jüngere Zeit hinein, wenn überhaupt, so jedenfalls nur an wenigen Punkten und vorübergehend direkte Verbindung mit den erstgenannten (europäischen) hat«. Außer den europäischen fallen dann »die asiatischen und afrikanischen Kulturvölker, die schon in altem Verkehr und Kulturaustausch mit Südeuropa gestanden haben«, an sich aus dem Gebiet der Völkerkunde heraus. Der Grund hierfür ist wohl wesentlich der, daß andere Wissenschaften diese Gebiete bereits bearbeiten. Man könnte diesen äußerlichen Gesichtspunkt der Arbeitsteilung gelten lassen, wenn Ägyptologie und Assyriologie, klassische Philologie und Archäologie ihre Gebiete bereits so durchgearbeitet hätten, daß die Völkerkunde ihre Ergebnisse übernehmen könnte. Das ist aber nicht der Fall. Im Gegenteil zeigt z. B. das Verhältnis des Buches von H. Reich (03) über den Mimus zu der Arbeit von Th. Preuß (06) über phallische Fruchtbarkeitsdämonen, welche Bedeutung die Völkerkunde auch für die klassische Philologie gewinnen kann. Ganz selbstverständlich steht ferner für diese Wissenschaften noch lange Zeit die schriftliche Überlieferung im Vordergrunde. So fehlt, um ein Beispiel zu nennen, die Behandlung

der altägyptischen Kultur in einer der Völkerkunde dienlichen Form, obgleich sie für die Geschichte der afrikanischen Kulturen von größtem Werte wäre, und nur Anfänge liegen nach dieser Richtung hin vor, wie in der Bearbeitung von Bogen und Pfeil im Altertum durch E. Bulanda (13). Daß eine solche Untersuchung der äußeren Denkmäler alter Völker möglich ist, hat die europäische Prähistorie bewiesen, deren Beziehungen zur Völkerkunde zunächst die wenig glückliche Bezeichnung verdeckt, mag man von Urgeschichte, Vorgeschichte oder Prähistorie sprechen. Sie stammt aus der überwundenen Zeit, in der die Geschichtswissenschaft sich auf Überlieferungen und die ihnen entsprechenden Denkmäler beschränken wollte, alle Überreste einer früheren Zeit aber abwies. Mittlerweile hat sich längst ergeben, daß Denkmäler nicht allein ebenso wichtig wie die Überlieferungen, sondern auch als sachliche Zeugnisse deren gefärbten oder ungenauen Berichten überlegen sein können. Die Prähistorie erscheint erst im richtigen Lichte, wenn man sich der Schiefheit der Bezeichnung, auf die noch neuerdings O. Lauffer (11, S. 13) scharf hinwies, bewußt bleibt. Die Prähistorie entwickelte sich im wesentlichen ortsgeschichtlich und sah als nächste Aufgabe die Ausbildung einer eigenen Chronologie vor sich, die sie im Laufe von Jahren mit großem Geschick löste. Daneben ging die Untersuchung der Formenreihen von keramischen Erzeugnissen, Waffen, Geräten, Schmuckstücken, und es ist erstaunlich, welche Sicherheit in der Bestimmung der Denkmäler bisher erreicht ward. Die sachgemäße Bergung und Bestimmung der Überreste — im Sinne der Geschichtswissenschaft eine kritische Behandlung der Quellen — war aber nur eine Vorarbeit, und solange sie das Übergewicht hatte, vermochten weder die nahestehenden Wissenschaften viel von der Prähistorie zu gewinnen, noch konnte sie selbst das Bedürfnis zu einem Anschluß empfinden. Neuerdings aber geht sie zu einer eindringenderen Bearbeitung über, die sie durch die Frage nach den Trägern der Kulturen zur Anthropologie führt, während etwa die Untersuchungen von Bestattungsbräuchen, der Wirtschaftsform oder der Wohnweise sie zur Völkerkunde in nächste Beziehungen bringt. Kennzeichnend ist nach dieser Richtung hin das Werk von Hoernes (09), das weit ausgreifend die Prähistorie an die Anthropologie und an die Völkerkunde anschließt. Dieses Bestreben, die Denkmäler als Zeugen von Kulturformen zu verstehen, mit dem auch die Versuche zusammenhängen, alte Kulturen auf bestimmte Völker zu beziehen, macht die Prähistorie zu einer Kunde alter Völker und Kulturen, und dementsprechend hat sich in Italien die Bezeichnung Palä-Ethnologie gebildet, die auch in Deutschland eindringt, während im französischen Sprachgebiet ethnographie préhistorique auftritt. Diese den Tatsachen durchaus entsprechenden Benennungen weisen auf die enge Verbindung der »Prähistorie« mit der Völkerkunde hin, und es ist heute eine Frage der Anschauung, ob man sie als Hilfswissenschaft oder als Teil der Völkerkunde aufführt. Sie wird, wenn sie erst aus dem landschaftlichen Rahmen heraustritt und größere Zusammenhänge aufzusuchen beginnt, vor die gleichen Fragen wie die Völkerkunde gestellt werden und

sie vorerst kaum mit anderen Mitteln als diese beantworten. Vom Standpunkt der Völkerkunde aus können ihr also weder Europa als geographisches Gebiet, noch seine Kulturen mit ihren mediterranen Zusammenhängen und Vorgängen verschlossen bleiben, gleichgültig, welche Wissenschaften außer ihr den gleichen Stoff zu besonderen Zwecken bearbeiten; sie findet überall und zu allen Zeiten den Typus des Naturvolkes oder dessen Merkmale vor.

Wenn die Völkerkunde weder eine räumliche noch eine untere, in der Vergangenheit liegende zeitliche Begrenzung ihres Stoffs kennt, so fragt es sich doch, ob nicht eine obere in der Gegenwart vorhanden ist. Wer der Entwicklung der Kulturen nachgeht und in einer »Urgeschichte der Kultur«, wie H. Schurtz sein letztes großes Werk nannte, das Ziel sieht, ist unmittelbar Zeuge des Untergangs von Kulturen, die eine lange Zeit hindurch wenig verändert bestanden. Der Stoff, dessen er notwendig für seine Forschungen bedarf, geht zugrunde oder wird immer mehr und immer rascher verfälscht, weil an die Stelle einheimischer Rohstoffe Eisen und Messing, Baumwolle und Glas treten, die Techniken und die alte Sorgfalt des Handwerks vor der Maschinenleistung verschwinden, Gesellschafts- und Wirtschaftsformen sich lockern, rechtliche und religiöse Einrichtungen und Überlieferungen verfallen. Aus Europa oder Amerika, Australien oder Japan dringt die europäische Kultur unmittelbar und mittellbar vor und zerstört das Alte. Gleichgültig, woher dieser Umsturz kommen mag, ist seine Quelle Europa, und man faßt den ganzen Vorgang am einfachsten als Europäisierung zusammen, mag er auch an einzelnen Orten, wie in den Karolinen oder Korea, als Japanisierung erscheinen. Wo sie noch nicht nahezu aufgeräumt hat, verändert sich das ursprüngliche Bild fast täglich, und es bedarf mitunter schon einer besonderen Kritik, um die Übermalung zu entfernen. Die Erschwerung der Arbeit, verbunden mit dem Gefühl des Bedauerns über den sichtlichen Untergang dessen, was das am Alten geschulte Auge harmonisch und schön findet, läßt die Europäisierung als stets breiter werdenden Strom erscheinen, der neues und minderwertiges Gut hinausträgt, um es auf den Naturvölkern abzulagern und ihre Kulturen damit zu verschütten. Wenn man auf diesem Standpunkt steht, so findet allerdings die Völkerkunde in der Gegenwart und einer sehr nahen Zukunft das Ende ihres Bereichs.

Und doch ist die Europäisierung schon aus geringem Abstande betrachtet keine vereinzelte Erscheinung. Von jeher sind Fremdvölker mit ihren Kulturen in andere Länder eingewandert, der Ansässige hat dabei von dem neuen Kulturgut allerlei angenommen und zweifellos von seinem alten allerlei aufgegeben. Jedesmal hat sich ein Kulturwandel vollzogen, und grundsätzlich gehört dahin auch die Europäisierung. Vierkandt (08), der die psychologische Seite des Kulturwandels untersuchte, zeigt aber, daß der Ansässige durchaus nicht einfach dem Strome erliegt, sondern zwar Neues annimmt, aber es auch ablehnt. Gleichgültig, wie viel oder wie

wenig von dem angebotenen Neuen der Psyche des gegebenen Volkes oder Individuums entspricht, also gleich oder bald Aufnahme findet, ist der Aufnehmende dabei nicht passiv, sondern nimmt aktiv zu dem Neuen Stellung. Psychologisch handelt es sich zunächst um die Eingliederung in bestehende Vorstellungen, wenn etwa einst Polynesier in den ersten Weißen die eigenen übers Meer wiederkehrenden Heroen sahen, heute Neger die Impfung und die europäischen Arzneien dem gewohnten Zauberglauben einordnen, Admiralitätsinsulaner die Glasperlen und -flaschen in Europa auf Sträuchern und Schlingpflanzen wachsen lassen wie bei ihnen die seit alters ebenso verwendeten Früchte.

Früh erscheinen Mischformen, die zunächst auf technischem Gebiete ins Auge fallen, wie in Samoa der Ersatz des Klebstoffs durch die Nähmaschine zur Verbindung von Tapastücken, das Aufreihen der neuen Glasperlen in alter Weise auf Tierhaare, wie es die Sulu tun, und vieles andere. Diese Verquickung ist indessen keine einfach mechanische, sondern läßt die Individualität oder den Volksgeschmack erkennen: Der Eingeborene nimmt nicht, was ihm gerade geboten wird, sondern der Handel bietet ihm, was seinem Geschmack entspricht. Die genuesischen Schleifereien von Edelkorallen stellen für die einzelnen Absatzländer bestimmte Farben und Formen zusammen, und ebenso verfahren die Händler mit Glasperlen, Lendentüchern oder Anilinfarben. Man wird diese Dinge, die rasch zur Schaffung von Moden führen können, nicht allzuhoch bewerten dürfen, so bedeutsam ihre Einzelheiten sind, aber sie gehen doch den tieferen Änderungen voraus oder parallel, die sich auf psychischem Gebiete vollziehen und z. T. unter den Begriff der Nachahmung fallen wie etwa die Erfindung der Schrift in Kamerun und auf den Karolinen oder die Herstellung brauchbarer Gewehre durch ostafrikanische Negerschmiede. Daneben sind Mischformen vorhanden, in denen das selbständige Element schärfer hervortritt und auch überwiegen kann, so in den Barockornamenten, die die Indianer annahmen aber mit ganz neuen Deutungen versahen, und den vielfachen Bastardformen auf religiösem Gebiet wie etwa auch in den sogenannten emanzipierten christlichen Negerkirchen Westafrikas. Wesentlich bei diesen noch wenig untersuchten Vorgängen ist, daß zwar das Alte verändert wird, aber auch das Neue, und daß durch ihre Verschmelzung Neubildungen entstehen; dabei erscheint ganz natürlich dem Ethnographen das Alte, dem Europäer das Neue verschlechtert. Von der äußerlichen Annahme zur innerlichen Verarbeitung führt augenscheinlich ein gewundener Weg, der rascher oder langsamer zurückgelegt wird. Die einzelnen Erscheinungen erinnern selbstverständlich an ältere europäische wie die gallo-römische Kultur oder die der Merowingerzeit, selbst des Mittelalters; vielleicht sind auch die ihnen zugrunde liegenden Vorgänge ähnlich oder gleich. Daraus könnte wieder gefolgert werden, daß wahrscheinlich auch die weitere Entwicklung heute wie damals verläuft. Sie hat in Europa zur Bildung einer immer stärker werdenden Volksschicht geführt, deren Individuen am vollständigsten die jeweils höchste Kultur-

form trugen und heute in ihrer Gesamtheit den Typus des Kulturvolks darstellen. Neger, Indianer, Polynesier haben dagegen schon eine stattliche Zahl von Individuen hervorgebracht, die als Ärzte oder Rechtsanwälte, Gutsbesitzer oder Kaufleute, Beamte oder Geistliche durchaus den in denselben Berufen tätigen Europäern gleichwertig sind; die Formen der Wirtschaft und der Gesellschaft haben sich dabei entsprechend der Wandlung auf geistigem Gebiete verändert. In dieser noch dünnen Oberschicht einzelner Völker liegen schon Endglieder der Europäisierung vor, die seit Generationen auslesend und umformend auf sie einwirkt; einer Oberschicht dazu, die durchaus modern erscheint, wenn sie den Zusammenschluß und die Einwirkung auf die übrigen Volksgenossen anstrebt, wie das in der äthiopischen Bewegung der Südafrikaner oder den Bestrebungen der Javanen zur bewußten Erhaltung der alten Kultur, kurz in den Merkmalen der Nationalisierung hervortritt. Dennoch wird man von vornherein mit der Parallelisierung der früheren europäischen und der heutigen afrikanischen Entwicklung vorsichtig sein müssen. Was parallel zu laufen scheint, beruht doch wohl zunächst darauf, daß es sich jetzt wie einst ganz vorwiegend um eine Wandlung auf geistigem Gebiete, die Entstehung einer Bildung handelt. Die neue Oberschicht in Afrika oder Java wird daher auch die Märchen und Sagen, die Geräte und Waffen, Gesellschafts- und Wirtschaftsformen der heutigen Unterschicht als Überlebsel im Sinne der europäischen Volkskunde betrachten, vorläufig auch ihre eigne Unfertigkeit dadurch ausdrücken, daß sie sich dieser Dinge schämt. Wie im übrigen heute der Kulturwandel verläuft, bedarf noch durchaus der Feststellung, und nur ganz vereinzelte Erscheinungen heben sich einstweilen heraus. So kann man auf die rasche Wandlung der Eskimo von Alaska hinweisen, die unter der geschickten Einwirkung der nordamerikanischen Regierung aus Jägern zu Renntierzüchtern werden, auf die Benutzung von westafrikanischen Geheimbünden für Verwaltungszwecke in Kamerun und Nigerien, auf die Wandlung des terroristischen Dukduk in ein harmloses Maskenfest in Neu-Pommern, wenn man die sonst anscheinend recht spärlichen Beispiele planmäßiger Anknüpfung des Neuen an das Alte verfolgen will. Umgekehrt ist die neue Geschichte der Jakuten, die zu einem reichen und wichtigen Handelsvolk wurden und das Pferd, dessen Einbürgerung den Russen mißlang, in ihrem Lande heimisch machten, ein Beispiel für das selbständige und erfolgreiche Vorgehen eines »Naturvolks«. Vor allem aber sind die Kulturbringer psychologisch verschieden. Die Romanisierung und Christianisierung Mittel- und Nordeuropas vollzogen sich durch Soldaten, Händler, Siedler und Missionare, die geistig den Völkern, unter denen sie saßen, nicht allzufern standen: Städte, Klöster, Fürstenhöfe wurden die Mittelpunkte, die vielseitig befruchtend auf die Umgebung wirkten, sich ihr aber auch anpaßten. Die heutige Europäisierung hat dagegen, abgesehen von der Christianisierung, einen stark rationalistischen Charakter; denn Zweckmäßigkeit und Wirtschaftlichkeit stehen weitaus im Vordergrunde. Schließlich ist es keine Gesamtkultur, die der Europäer hinausträgt, sondern nur ein Ausschnitt,

in dem z. B. alle künstlerischen Werte fehlen, weil er entweder hier selbst ungebildet ist oder die Bedeutung der Aufgabe verkennt. Nur ausnahmsweise, so scheint es vorläufig, wirkt der Europäer bewußt und planmäßig an dem Aufbau der Mischkultur mit, die unvermeidlich entsteht; sie ist heute im wesentlichen nur ein Ergebnis der Reaktion der Eingeborenen auf die verwaltende Tätigkeit des Beamten und die unterrichtende des Missionars, auf die Einfuhr von Erzeugnissen der Maschinenkultur und die Anforderungen der kolonialen Wirtschaft.

Die Europäisierung ist kein irgendwie abgeschlossener Vorgang. Bei einzelnen Völkern treten ihre Anzeichen so klar hervor, daß man die Ausbildung einer dauernden und hochkultivierten Oberschicht erwarten kann, bei anderen liegen erst die Anfänge der Berührung mit der kosmopolitischen Kultur Europas vor; die Begabung der Individuen und Völker auf beiden Seiten wird den Verlauf beeinflussen. Es ist nicht abzusehen, wie lange der Vorgang währen könnte, ebensowenig aber auch die Art seines Abschlusses oder Überganges in eine neue Kulturform, die trotz ihrer Durchsetzung mit europäischen Elementen sehr wahrscheinlich bodenständig werden wird. Die Gegenwart, die die Europäisierung erlebt, steht vor der Aufgabe, täglich verlaufenden Vorgängen sachlich gegenüberzutreten und sie wissenschaftlich zu bewerten; ihre Lösung kann nur der Völkerkunde zufallen. Die Frage nach der Entwicklung der Kultur berührt gewiß Fragen der Vergangenheit, aber in gleichem Maße die der Gegenwart, auch wenn man die Völkerkunde auf den Typus des Naturvolkes beschränkt. Ihr Gebiet, das mit den ältesten Überresten beginnt, reicht zeitlich bis in jene ferne Zeit, in der einmal die Merkmale des Naturvolks aus der Menschheit verschwunden sein werden, und damit hat das Gebiet der Völkerkunde praktisch so wenig eine obere Grenze wie etwa das der Geschichtswissenschaft. Heute erscheint als ihre Aufgabe die Erforschung der Merkmale des Naturvolks bei allen Völkern aller Zeiten der Erde, mag es sich um ganze Völker oder nur um Volksschichten handeln.

METHODEN UND PROBLEME DER VÖLKERKUNDE.

Auf dem großen Gebiet der Völkerkunde steht heute die Sorge um die Sicherung des Stoffs im Vordergrunde, der aus den Zuständen der Naturvölker als Denkmal oder Bericht gewonnen wird. Anscheinend kann der Bericht den höheren Wert beanspruchen, aber das trifft nicht unbedingt zu. Der Bericht ist eine subjektive Quelle. Es ist der einzelne Eingeborene, der etwa dem Reisenden sein Wissen hergibt; ein anderer kann die gleiche Sache abweichend darstellen. Verschiedenheiten mehrerer Berichte, die man wohl auf Ungenauigkeiten der Aufnehmenden zu beziehen versucht ist, können ihren Grund ebenso in den Gewährsmännern haben. Dabei ist zu bedenken, daß Verrichtungen, Bräuche usw. nicht notwendig bei einem ganzen Volk in den festen Formen verlaufen müssen, die der Europäer unwillkürlich voraussetzt, weil er an die Starrheit und allgemeine Geltung z. B. gesetzlicher Normen

denkt, die Individualität der Eingeborenen und die Beweglichkeit ihrer Einrichtungen zu unterschätzen geneigt ist. Wesentlich ist ferner, daß Berichte Eingeborener das Ergebnis ihrer Denk- und Anschauungsweise im allgemeinen und derjenigen der Gewährsmänner im besonderen sind. Rechtsbrauche erscheinen daher leicht als Kasuistik, technische Verfahren in einer Form, die durchaus nicht immer die unmittelbare Nachbildung des Verfahrens gestattet. Auch die Berichte der Europäer haben ihre Mängel, und selbst Photogramme oder Phonogramme sind nicht frei davon, da der Mechanismus eben doch von einem Subjekt bedient werden muß. Die Aufzeichnungen werden durch die Begabung und die Übung des Aufnehmenden beeinflußt, und der naive Bericht des Ungeschulten kann sachlicher und wertvoller sein als der eines Geschulten, der eben die Schule nicht auszuschalten vermochte. Mit vollem Recht verlangt daher Gräbner (11) die kritische Behandlung der Berichte, die recht große Anforderungen stellen kann. Auch wenn sie so vollständig sind, daß sie alle wesentlichen Beziehungen der geschilderten Zustände oder Handlungen zu andern Erscheinungen der Kultur enthalten, ist ferner mit ihrer kritischen Bearbeitung noch nicht alles getan. Sie sollen vielmehr noch bearbeitet und geordnet und dem Geist des Volks entsprechend verstanden werden. Dabei entstehen Schwierigkeiten, die nicht immer leicht zu überwinden sind, und man wird sich klar darüber bleiben müssen, daß z. B. auf religiösem Gebiet die Gruppen des Animismus, Manismus, Emanismus usw. mehr oder weniger künstliche Gebilde sind, die eigens für den Gebrauch der Wissenschaft geschaffen wurden.

Zuverlässig erscheint dem gegenüber jedes Denkmal der äußeren Lebensführung, dessen Herkunft örtlich und zeitlich feststeht, also durch unanfechtbare Angaben des Sammlers bekannt oder durch die nachträgliche Kritik ermittelt sind, die abgesehen von der Verwendung der Literatur eine Untersuchung der Rohstoffe, der Technik und der Ornamentik zu Hilfe nimmt. Allein die naturwissenschaftliche Frage nach dem Wesen eines Denkmals umfaßt nicht nur Herkunft und Form, sondern auch Zweck und Gebrauchsweise des Gegenstands, die nicht stets ohne weiteres erkennbar sind. Eine der Schwierigkeiten, die in dieser Beziehung entstehen, wird durch die Tatsache beleuchtet, daß wohl alle Museen Gegenstände besitzen, die ihnen mit der sinnreichen Bezeichnung »Fetisch« zugingen; oft ist damit nur gesagt, daß der Sammler nichts über das Stück zu ermitteln und es auch nicht in die ihm geläufigen europäischen Vorstellungen einzuordnen vermochte. Für den Fachmann kann sich freilich der Zweck eines Denkmals durch den Vergleich mit bekannten Dingen ergeben, aber auch hier sind Irrtümer nicht ausgeschlossen; ein Netz aus Jap »sieht aus«, als wäre es zur Riffischerei bestimmt, während es tatsächlich ausschließlich zum Fang von Flughunden dient. Viele Gegenstände sind weiterhin so wenig differenziert, daß sie verschieden Zwecken dienen können und tatsächlich auch dienen; einen Stock mit lanzettförmiger Verbreiterung des einen Endes, der eine Keule oder ein Ruder »sein müßte«, benutzen

nach den vorliegenden Angaben patagonische Frauen zum Abschlagen von Früchten und zum Graben in der Erde.

Wie Zweck und Gebrauchsweise, so ist auch die einheimische Bezeichnung des Denkmals ein wesentliches Mittel zu seiner Bestimmung. Schon in einer Sammlung aus Deutschland wird man sich nicht damit begnügen, ein »Netz« als solches zu betrachten, sondern zu wissen verlangen, ob es sich um eine Wade, Kurre, Stellnetz usw. handelt und ob eine besondere mundartliche Bezeichnung vorhanden ist. Die gleiche Genauigkeit ist für Denkmäler fremder Völker zu fordern, um so mehr als sie dem europäischen und zumal dem städtischen Wortschatz nicht immer entsprechen. Ein *tiki* ist etwas ganz anderes als ein »Anhänger« oder »Halsschmuck«, und es ist ferner für den Bearbeiter etwa der Messer der Basa nicht gleichgültig, daß sprachlich nach dem Wörterbuch von Schürle (12, S. 257) zwei Arten unterschieden werden, nämlich *ṅgwende* und *libága*. Schließlich steckt in dem Wortschatz eine Fülle von Einzelheiten, die für die Beurteilung des Denkmals wichtig sind. Aus dem Nyamwesi-Wörterbuch von Dahl (15, S. 577) ist z. B. über die Bearbeitung des Rindenstoffs folgendes zu entnehmen: Man haut mit der Axt den Baum an, um zu sehen, ob die Rinde gesund ist; ist es der Fall, so wird er oben und unten wagerecht angehauen und dann von oben nach unten angeschlitzt. Nun schält man die Rinde innerhalb der Marken ab, glättet die Außenseite des gewonnenen Rindenstücks mit der Axt und rollt es zusammen, die Ränder werden mit dem Messer glatt geschnitten. Mittels Nadel oder Ahle und Holzpflöckchen zusammengenäht, mit Boden und Deckel versehen, ergeben die Rindenstücke Trommeln verschiedener Größe, selbst zur Aufbewahrung von Korn; auch Rindenboote sind bekannt. Mit der geklopften Rinde bespannt man die Bettstelle; zusammengenähte Baststücke ergeben Kleider, die wieder in besonderer Weise behandelt werden; schließlich liefert die Rinde auch Stricke, die in eigener Technik hergestellt werden, usw.

In solchen Einzelheiten gibt die Sprache notwendige Erläuterungen der Denkmäler. Darüber hinaus aber kennzeichnet sie das Volk sicherer als eine unvollständige Sammlung seiner Denkmäler oder der auf Grund eines kurzen Aufenthalts gewonnene Bericht. Daß die Herero Hirten sind, ergab sich allein schon aus den sehr eingehenden Bezeichnungen für die Farben ihres Großviehs (Brincker, 86, S. 48 ff.). Neben der zahlenmäßigen Verteilung der Wörter auf die Gegenstandsgruppen gibt dann die Art der Bezeichnung weiteren Aufschluß. Im Suaheli heißt das Flußpferd *kiboko*, nicht wie sonst im Bantu *vulu* oder ähnlich. Das ist auffällig, weil *ki* in der Tierklasse »klein« bedeutet, also auf das Flußpferd nicht paßt; dagegen hat es in der Werkzeugklasse einen Sinn. *kiboko* ist aber im Bantu die Peitsche aus Flußpferdhaut, also lernte das Händlervolk der Suaheli das Flußpferd nur durch die aus seiner Haut gefertigte Peitsche kennen und übertrug das Wort dafür auf das ganze Tier. Allerdings spricht hier schon eine wichtige psychologische Erscheinung mit, die das Volk

selbst kennzeichnet. Die Peitsche ist für den Suaheli, mag er sonst ein Flußpferd kennen oder nicht, der einzige interessante Teil. Ähnlich bedeutet nach Friederici (12, S. 197) *wága* dem Barriai das Boot und auch den Baum Octomelis sp., aus dem es gemacht wird. Die Benennung geschieht also nicht aus einem systematischen Bedürfnis, sondern nach dem des täglichen Lebens und geht auch nicht über die Grenze des jeweils Notwendigen hinaus, während die Fähigkeit zu feineren Unterscheidungen, wie andere Wörter ergeben, an sich vorhanden ist. Nur liegt diese Grenze für verschiedene Völker an verschiedenen Stellen, und daraus ist eine Kennzeichnung des einzelnen Volks ableitbar.

Man hat früher wohl gemeint, die Völkerkunde habe es vorwiegend mit Denkmälern zu tun. Das mochte für die erste Zeit richtig sein, in der die Berichte spärlich waren. Man konnte auch insofern an eine Parallele der Völkerkunde und der Prähistorie denken, als beide es mit Denkmälern zu tun hatten, über die nicht viel mehr als die Herkunft bekannt war. Allein die Prähistorie fordert längst auch die Kenntnis der Fundumstände, wenn ihre Denkmäler vollwertig sein sollen, und in gleicher Weise muß die Völkerkunde die Bestimmung ihrer Denkmäler auf alle erreichbaren Einzelheiten ausdehnen. Eben weil die Denkmäler an sich nicht alles hergeben, was wissenwert und für ihre Bearbeitung notwendig ist, sind die Berichte unentbehrlich. Ganz abgesehen davon, daß ein Bericht gelegentlich erst zur Aufsuchung eines Denkmals führen kann, sind Zweck und Gebrauchsweise sowie die einheimische Bezeichnung erst aus Berichten zu erfahren, die das Denkmal mit der Wirtschaft, der Gesellschaft, der geistigen Kultur des Volks in Verbindung setzen, von dem sie stammen.

Gegenüber der immer wieder aus Laienkreisen kommenden Anschauung, es genüge, ein oder zwei Stücke eines Gegenstandes zu besitzen, muß endlich betont werden, daß die Beantwortung der Frage nach dem Wesen einer Kulturerscheinung größere Reihen von Beobachtungen voraussetzt, wenn mancherlei Klippen vermieden werden sollen. Schon eine allgemeine Überlegung führt dazu, denn Körper und Geist des Menschen sind variabel und daher auch seine Erzeugnisse auf allen Gebieten, die weder die unpersönliche Maschine noch der starre Kodex beherrscht. Auch die vielfältige Erfahrung deutet in der gleichen Richtung. Gewiß genügen einige Nephritkeulen aus Neukaledonien, um ihren Formenkreis ausreichend zu übersehen, aber es bedarf Hunderter von Obsidianspeeren der Admiralitätsinsulaner, um annähernd zu dem gleichen Ergebnis zu kommen. Um das Wesen eines Geheimbundes aufzudecken, kann eine gute Beobachtung genügen, sollen aber Bräuche, Sagen, Überlieferungen zuverlässig erkannt werden, so wird es mehrerer Berichte bedürfen, sobald die Beobachtung oder Aufzeichnung Schwierigkeiten begegnet.

Die kritische Zusammenstellung aller ein bestimmtes Volk betreffenden Quellen kann ein Gesamtbild ergeben, das dann neben der Schilderung der körperlichen und geistigen Eigenschaften, der Sprache, der Beziehungen zur physischen und sozialen

Umwelt die Darstellung der gesamten Kultur enthalten und deren Wechselwirkungen zeigen müßte. Leider pflegt die trotz aller Mühen unzureichende Vollständigkeit der Quellen, die z. B. Krämer (03) seine vorbildliche Darstellung der Samoa-Inseln den »Entwurf zu einer Monographie« nennen läßt, eine gleichmäßige Behandlung aller dieser Gebiete nicht immer zu gestatten.

Das wesentliche Merkmal dieser Arbeitsweise ist die Beschränkung auf ein Volk. Für sie ist die Bezeichnung Ethnographie üblich, weil die Schilderung der Zustände des Volkes einen überwiegenden Anteil daran hat. Als Verdeutschung bietet sich heute die »Volkskunde« dar, obgleich sie zunächst als Übersetzung für Folklore eine Beschränkung mitbrachte, die freilich in dem Maße schwand, als die Forschung von Sitte und Sage her zu den Sachen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zuständen gelangte; »Leib und Geist, wenn man will Stoff und Geist geben der Volkskunde die zwei Haupthälften ihres Arbeitsfeldes«, nach K. Weinhold (90, S. 2). Der Abstand zwischen »Ethnographie« und »Volkskunde« scheint, wo er noch empfunden wird, weniger auf der Verschiedenheit der Sache als auf der des Ausgangsgebietes zu beruhen: Die Volkskunde hängt ursprünglich mit den europäischen Philologien enger zusammen, die Ethnographie mit der »Archäologie«, wie Lauffer (11, S. 10) die Erforschung aller Erscheinungen der äußeren Kultur genannt hat, die dann fortschreitet »zu der Erforschung der geistigen und wirtschaftlichen Kulturbesitztümer, soweit dieselben mit jenen in Wechselwirkung stehen«. In diesem Sinne ist auch die Arbeit etwa der Ägyptologie oder der Prähistorie eine Palä-Ethnographie, insofern sie eine durch den Wohnsitz bestimmte Einheit behandelt.

Schon bei der Zusammenstellung der Quellen zeigt sich, daß durchaus nicht alle Kulturelemente im Leben des Volks oder Volksteils die gleiche Bedeutung haben. Die einen werden als absterbende, andere als aufblühende erscheinen. Damit ergibt sich die Frage nach dem Alter des einzelnen Elements im Besitzstand des Volks. Die weitere Frage nach der Herkunft des jüngeren Kulturguts fordert die Entscheidung darüber, ob das Volk es selbst erfunden oder entlehnt hat und welcher Anteil jedem dieser beiden Vorgänge an der Gestaltung eines bestimmten Gegenstandes zukommt. Die Entscheidung setzt zunächst die Untersuchung der Nachbarvölker voraus. In gleicher Weise führt die Betrachtung des Gesamtbesitzes des Volkes über seine Grenzen hinweg; in der Regel wird er der Hauptmasse nach einen harmonischen Eindruck erwecken, während eine Minderheit von Kulturelementen als disharmonisch auffällt. Man wird geneigt sein, dieses als Fremdgut anzusehen, und zwar als solches, das erst kürzlich, d. h. von der lebenden Generation, aufgenommen wurde. Der Schluß liegt nahe, daß auch das zunächst als harmonisch erscheinende Kulturgut Fremdgut enthält, nur daß das Volkstum es sich im Laufe mehrerer Generationen anpaßte. Solchem Fremdgut steht dann das dem Volk seit seiner Entstehung zugehörende oder infolge seiner vollständigen Anpassung nicht weiter als Fremdgut erkennbare Erbgut oder Eigengut gegenüber. Betrachtungen dieser Art führen notwendig über die

Kunde von dem einzelnen Volke hinaus. Die Forschung tritt damit aus dem nationalen Rahmen der Volkskunde in das Gebiet der Völkerkunde oder Ethnologie, die den einzelnen Volkskunden ungefähr ebenso gegenübersteht wie die Universalgeschichte den einzelnen Territorialgeschichten. Sie entnimmt ihren Stoff den Volkskunden, aber ihr Ziel ist unabhängig von den Grenzen der Völker, deren Kulturerscheinungen sie nach Gegenständen vergleichend untersucht. H. Schurtz (03, S. 2) unterscheidet als Zweige der Völkerkunde die Gesellschaftslehre, Wirtschaftslehre und Kulturlehre, die den stofflichen und geistigen Kulturbesitz erforschen und darstellen; jedes dieser umfangreichen Gebiete zerfällt dann wieder in eine Reihe von Zweigwissenschaften, deren Ausbau noch nicht überall so weit fortgeschritten ist, daß eine zusammenfassende einheitliche Darstellung der Ergebnisse möglich wäre. Auch die Völkerkunde beginnt mit der Ordnung der Quellen; während aber die Volkskunde sich damit begnügen kann, die am häufigsten auftretenden Formen als typische für eine gegebene Zeit anzusehen, wird die vergleichende Untersuchung den selteneren Formen die gleiche Bedeutung beimessen, da gerade sie die Vermutung nahelegen, daß sie nicht nur zu früheren Zuständen, sondern auch zu Nachbargebieten hinüberführen. Gräbner (11) weist daher aus guten Gründen darauf hin, daß zunächst der Formenkreis innerhalb des einzelnen Gebiets festzustellen ist, ehe er über dessen Grenzen hinaus verfolgt werden kann. Das gilt von allen Gegenständen, die ihrer Natur nach nur in Berichten enthalten sein können, und ebenso von den Denkmälern. Auch hier, wie bei der volkskundlichen Betrachtung, ergibt die systematische Ordnung des Stoffes zunächst Reihen, nur daß die Variationsbreite vor allem mit der Zahl und dem Umfang der Völker wächst, die den zu untersuchenden Gegenstand besitzen.

Die erste Frage, die die Völkerkunde heute stellt, ist die nach der räumlichen Verbreitung des Gegenstandes, und es ist eine zumal für Denkmäler stark bevorzugte Art der Darstellung, sein Vorkommen auf Karten einzutragen. So entstehn bequeme und sehr übersichtliche Bilder, die vor allem zeigen, daß eine Anzahl von Kulturelementen sich über die Wohngebiete mehrerer Völker der Gegenwart ausdehnt, ferner ein und dasselbe Element in einem oder mehreren großen oder kleinen Verbreitungsgebieten auftritt. Über der Anschaulichkeit der Verbreitungskarten wird man indessen ihre möglichen Mängel und ihre Grenzen nicht übersehen dürfen. Eine Schwierigkeit, die der kartographischen Behandlung etwa einer Sage erwachsen kann, ist die Zahl der Merkmale, die sie bei verschiedenen Völkern hat, und die Notwendigkeit, eine Auswahl daraus zu treffen. Greift man bei einem Brauch ein Merkmal heraus und zeichnet z. B. eine Karte der Hockerbestattung, so legen die verschiedenen an sich gleichwertigen Erklärungen für den Brauch doch den Verdacht nahe, daß hier in Wirklichkeit nicht eine Karte des Brauches, sondern nur eine solche des Befundes der Gräber entsteht. Handelt es sich um die Verbreitung von Denkmälern, so ist die Aufgabe anscheinend leichter. Allein die Verbreitungskarte des Bogens wird anders ausfallen, wenn man nur den einfachen, verstärkten und zusammengesetzten einträgt

oder auch Kriegs-, Jagd- und Spielbogen berücksichtigt. In einer anderen Richtung ist die Geschichte der Untersuchung des »Augenornamentes« lehrreich, insofern sie dazu mahnt, nicht ohne weiteres die Auffassung des Europäers für eine Darstellung zugrunde zu legen, die Verhältnisse Eingeborener zeigen soll.

Ein wesentlicher Zweck der kartographischen Darstellung ist die Gewinnung einer Übersicht, und es ist nur natürlich, daß dieser Absicht wenige und große gleichfarbige Flächen am besten entsprechen. Man erzielt sie, wenn man möglichst wenige Merkmale berücksichtigt. Für eine Reihe von Aufgaben werden solche einfachen Übersichten auch zweifellos ausreichen; sobald aber die Karte zum Ausgangspunkt der weiteren Forschung gemacht werden soll, ist sie um so einseitiger, je weniger Merkmale sie darstellt. Das wird der Fall sein, sobald man etwa das Denkmal nur auf Grund seiner Bezeichnung in der Museumsprache darstellt, die recht verschieden verfährt, wenn sie den Bogen nach der europäischen Waffe, den Bumerang nach einer einheimischen Bezeichnung, das Spiralornament nach einer europäischen Anschauungsweise benennt. Es ist eine Frage für sich, wie man technisch die Karte oder die Karten über die Verbreitung eines Gegenstandes reicher oder mehrsagend gestalten kann, die Hauptsache bleibt, daß auch Zweck und Gebrauchsweise des Denkmals berücksichtigt werden, also sein Zusammenhang mit der Gesamtkultur. Eine einfache Form des Xylophons ist auf Nias und in Neupommern in Gebrauch. Die auf der Erde sitzenden Spieler strecken die Beine über ein Loch in der Erde und legen die Holzbohlen auf die Schenkel. Soweit besteht Übereinstimmung. In Nias ist aber das Xylophon ein Fraueninstrument, in Neupommern dürfen es die Frauen nicht einmal sehen. Hier liegt ein wesentlicher Unterschied, der erst erläutert oder als bedeutungslos erwiesen werden müßte, wenn die Instrumente an beiden Orten als gleichwertig für jede weitere Untersuchung gelten sollen.

Eine besondere Schwierigkeit bildet die Darstellung der zeitlichen Tiefe, und doch muß auch sie berücksichtigt werden. Die Verbreitungskarte des Bogens sollte erkennen lassen, ob die Verbreitung in der Gegenwart oder vor einigen Menschenaltern gemeint ist, als die Europäisierung die Waffe noch nicht so stark bedrängte. Das wird auch für eine ganze Reihe anderer Denkmäler gelten, die ihr Gebiet verringern, seitdem ihre Völker in den europäischen Gesichtskreis getreten sind. Beispiele dafür bietet die jüngste Zeit besonders reichlich. Eine Karte der Hausformen müßte für das Haus mit Einsteigloch auch Nauru einbeziehen, aber nur für die Zeit bis zum Jahre 1905, in dem eine neue Hausform erschien; die Karte der Weberei in Ozeanien darf Ponape noch 1910, aber nicht mehr 1914 umfassen, denn jetzt gibt es dort weder Webeapparate noch Weberei, sondern nur noch einige alte gewebte Gürtel. Allein es gibt auch Kulturbesitz, der an Boden gewonnen hat. Das bekannte Brettspiel Mankala ist von den Marianen durch Indonesien bis Indien, dann von Ostafrika durch den Sudan bis Westafrika, endlich in Westindien und im Osten Nordamerikas vorhanden. Diese Verbreitung besaß es vor 20 Jahren. Culin (94), der das Spiel behandelt, nimmt als

Entstehungsgebiet Arabien an und gibt auch Anhaltspunkte für seine Wanderung. Von hier kann es früh nach Ägypten und Abessinien, dann auf dem Landwege süd- und westwärts getragen sein; nach Indien und weiter nach Osten mag es der arabische und indische Handel gebracht haben. Es kann aber schon zweifelhaft sein, ob die afrikanische Ostküste es auf dem Landwege oder durch den Seehandel erhielt, und eine vor dem Negerhandel nach Amerika entworfene Verbreitungskarte würde den ganzen Erdteil, eine vor der Einwanderung von Syrern nach New York entstandene wahrscheinlich die Neu-England-Staaten freigelassen haben. Das Spiel scheint nun heute in Westindien zu verschwinden, in Ostafrika dem Kartenspiel zu weichen. In einem Jahrzehnt kann daher die Verbreitungskarte anders aussehen und würde es noch mehr, wenn z. B. das von einer amerikanischen Firma nach dem Vorbilde des Mankala hergestellte Spielzeug »chuba« in Europa Aufnahme gefunden hätte. Geht man noch weiter zurück und versucht eine Verbreitungskarte des zumal in Asien verbreiteten Rundschildes, der auch in Afrika, Indonesien, Ozeanien und Amerika nicht fehlt, so reichte er vor einigen Jahrhunderten noch weit nach Europa hinein; die homerischen Helden im Süden, die Wikinger im Norden führten ihn, und er ist aus der Bronzezeit Englands bekannt. Eine Karte ohne Unterscheidung der zeitlichen Verhältnisse würde lediglich ein Idealbild zeigen, das aber nur eine begrenzte Verwertung gestattet, während die ausschließliche Darstellung der Verbreitung bei heutigen Naturvölkern ein unvollständiges Bild ergeben müßte. Man kommt also schließlich zu der Notwendigkeit, Karten für die Verbreitung eines Gegenstandes für verschiedene Zeiten zu zeichnen, und dabei braucht es sich durchaus nicht immer um große Zwischenräume zwischen den einzelnen Darstellungen zu handeln, da ja der Kulturwandel sich innerhalb einer Generation vollziehen kann. Das Boot der Admiralitätsinsulaner hat heute den bekannten »negativen Sprung«. John Hunter (1793) zeichnet und beschreibt aber das Boot mit aufwärts gekrümmten Enden, ebenso war es noch um 1840 nach der Abbildung bei Th. J. Jacobs (1844, S. 170), während Moseley (1877) schon die heutige Form schildert.

An Quellen für die Beurteilung zeitlicher Verhältnisse stehen verschiedene zur Verfügung, nur daß sie kaum jemals alle gleichzeitig in ausreichendem Maße vorhanden sein werden. Zunächst liegt eine ansehnliche Zahl von europäischen Berichten vor, noch weiter reichen orientalische, vor allem chinesische Werke zurück; weiterhin kommen die Überlieferungen Eingeborener und die Angaben lebender Zeugen in Betracht, ferner die Ergebnisse der Aufdeckung von Gräbern, alten Wohnstätten und ähnlichen Resten; schließlich ist die Sprachwissenschaft ein unentbehrliches Hilfsmittel. Bei der Ungleichmäßigkeit dieser Quellen wird man natürlich versuchen, auch aus den Gegenständen selbst Kennzeichen der Altersfolge zu gewinnen. Ratzel hat die Aufgabe in der Form gestellt, daß er die Umwandlung der räumlichen Verbreitung in eine zeitliche verlangte. Versuche zu einer Lösung dieser Aufgabe stammen vor allem von Gräbner (05, 09, 13). Er wählt aus den Merkmalen der Gegenstände die

der örtlichen Herkunft und der Form für seine Methode und knüpft an Frobenius (98) an, der als Erster nachwies, daß in Westafrika eine Anzahl von Kulturelementen (Messer, Hausform, Maskenwesen usw.) im wesentlichen die gleichen Verbreitungsgrenzen hat, so daß ihre Gesamtheit den westafrikanischen Kulturkreis darstellt. Weitere Kulturkreise haben dann außer Gräbner ferner Ankermann (05) und Schmidt (13) herausgearbeitet; letzterer setzte an die Stelle der von Gräbner nach Denkmälern benannten Stufen eine einheitliche soziologische Benennung. Da nun ein Kulturkreis an den andern nicht nur anstößt und ihn überschneidet, sondern ihn auch zerreißen kann, so soll nach Gräbner der zerreißende Kreis des Gebietes jünger sein als der zerrissene. Auch die Ausbreitungsrichtung und Lagerungsverhältnisse zieht Gräbner zur Hilfe heran, um zu einer Schichtenfolge der Kulturkreise zu gelangen, also zu einer relativen Zeitfolge. Es steht noch dahin, wie weit diese neuen Wege führen werden, deren Gangbarkeit an sich kaum zweifelhaft ist, wenn auch die Schwierigkeiten groß erscheinen. Bei allen zeitlichen Fragen handelt es sich dann natürlich um zweierlei. Auf der einen Seite soll ganz allgemein die kontinuierliche Entwicklung der Kultur in Stufen zerlegt werden, auf der anderen will man wissen, in welchem Umfang der Kulturbesitz eines Volkes oder einer Völkergruppe alt oder jung ist. Wären etwa alle Bestandteile der Bogenkultur Gräbners bekannt, so wäre auch die zweite Frage in gewissen Grenzen leichter zu beantworten.

In diesem Zusammenhang dürften auch die Formenreihen Bedeutung gewinnen, in die man, dem von Pitt Rivers (06) bereits 1875 gegebenen Beispiel folgend, Geräte ordnete, aber auch Bräuche gliedern könnte. Jede systematische Reihe ist bei einiger Vollständigkeit von großer Einfachheit, gerade darum aber als genealogische Reihe nicht besonders wahrscheinlich. Das ergibt sich schon daraus, daß sehr einfache Formen am Anfang der Reihe stehen können, aber auch am Ende, wenn sie nämlich »Entartungen« sind. Die Reihen von Ornamenten z. B., die von der mehr oder weniger naturalistischen Nachbildung eines lebenden Wesens oder eines Gegenstandes zu einem geometrischen Ornament führen, können vielfach ebensogut in umgekehrter Richtung gelesen werden. Dabei ist zu bedenken, daß die zu Reihen verbundenen Formen sich in Wirklichkeit bei den Völkern und in lebenden Menschen entwickelten. Sollen sie also nicht nur eine Übersicht der Formen, sondern darüber hinaus eine Entwicklung vorführen, so wird man Kennzeichen der Stufen zu suchen haben, die die Völker durchliefen und im Kulturgut ausprägten.

An dem einheitlich gesehenen Kulturgut der Naturvölker sind derartige Fragen schwer zu beantworten. Aber ihr Kulturbesitz pflegt bei allem Formenreichtum der einzelnen Gegenstände nicht immer umfangreich zu sein, und es ist für kleine Gebiete mitunter schon möglich, ihn nach seiner Herkunft aus der Fremde in Gruppen zu zerlegen, so daß in einem nicht weiter auflösbaren Teil der älteste Besitz des Volkes vorliegen kann oder doch mit enthalten sein wird. Das ihm gegenüberstehende Fremdgut, das im Laufe der Zeit angenommen und zu bezeichnenden Mischformen umgebildet

wurde, ist nun durchaus nicht nur von anderen Naturvölkern hergekommen, sondern auch von Halbkultur- oder Kulturvölkern. Dabei sei z. B. an die chinesischen Metallspiegel erinnert, die sich früh bis nach Osteuropa verbreiteten, und andere ostasiatische Einflüsse auf Europa im Mittelalter. Damit erhebt sich die Frage, ob nicht die Verfolgung datierbaren Kulturguts etwa europäisch-asiatischer Herkunft bei den Naturvölkern eine ähnliche Bedeutung gewinnen kann, wie s. Zt. das Sanskrit für die zeitliche Trennung der östlich und westlich gerichteten Wanderung der Malaio-Polynesier. Dem asiatischen Gebiet entstammt z. B. der Steigbügel. Er kommt an Tonfiguren der japanischen Dolmenzeit vor: in völlig ausgebildeter Form liefern ihn die tschudischen (?) Gräber aus dem Gouvernement Minussinsk; er tritt nach Zschille und Forrer (96) im Sassanidenreich ziemlich früh auf, erreicht auch bald Byzanz und Nordeuropa. Er wird in Sumatra heimisch, tritt in ganz Nordafrika und einem Teil des Sudans auf, gelangt nach Südamerika, Mittel- und Nordamerika. Dabei entwickelt das Gerät eine Fülle von Formen, und wer sie systematisch von einfachen zu verwickelten ordnen wollte, müßte den Hornbügel der Kirgisen mit dem Hornbügel der Gauchos zusammenstellen, gewisse europäische der neueren Zeit mit alten tschudischen, den Schuhbügel Chiles mit dem portugiesischen und dem chinesischen. Daneben ergibt sich, daß der Steigbügel der Indianer dem mexikanischen und spanisch-arabischen entspricht oder daß im westlichen Sudan mehrere Formen vertreten sind. Endlich ist auch eine Entwicklung des Gebrauches erkennbar: Der Steigbügel dient nicht allein zur Erleichterung des Aufsteigens, wie es die deutsche und andere Bezeichnungen ursprünglich angeben, sondern außerdem zur dauernden Stütze des Reiters, der ihn nun auf beiden Seiten des Sattels statt auf einer anbringt; dem zur Platte erweiterten Fußstück tritt das zum Schuh ausgebildete zur Seite, das wohl Schutz beim Durchreiten von Gestrüpp bieten soll, dagegen ruht in dem Bügel der Galla oder Javanen (Veth, 94, S. 125) nur der große Zeh. Die Geschichte des Steigbügels, die noch dadurch verwickelter wird, daß sich bald hier, bald dort an gut ausgebildete Formen Seitenreihen von »primitiven« anschließen, ist im allgemeinen datierbar; er bildet einen Teil des Sattels und des ganzen Zaumzeugs, das verziert zu sein pflegt, und begleitet das Pferd, dessen Einführung die Gesamtkultur notwendig beeinflußte. Den Umbildungen, die wie beim Steigbügel wesentliche Änderungen der Form hervorbringen, stehen andere gegenüber, die sie kaum berühren. Ein Beispiel dafür scheint die Armbrust zu sein. Sie bietet im Vergleich zum gewöhnlichen Bogen den Vorteil, daß der ihre nicht erst beim Schusse gegespannt wird, sondern eine ganze Zeitlang gespannt bleiben kann, bis der Schütze den gunstigsten Augenblick findet. Nach chinesischen Quellen ist sie eine chinesische Erfindung. Sie mag mit dem Selbstschießer der Sibirier zusammenhängen, dem in einen Baumstumpf wagerecht eingeklemmten Bogen, dessen Sehne durch einen senkrecht dazu in der Ebene des Bogens angebrachten Stab gespannt gehalten wird. Ihre bisher älteste Darstellung ist wohl die in der Grabkammer der Familie Wu in

Schantung um 150 n. Chr. Nach Diels (14) ist sie vielleicht schon im 4. vorchristlichen Jahrhundert in Sizilien verbessert worden; im 4. Jahrhundert erscheint sie dann in Südfrankreich auf einer römischen Skulptur. Sie hat aber auch ihren Weg nach Hinterindien und den Nikobaren gefunden und nach Westafrika. Dabei ist nach einer mündlichen Mitteilung von Herrn Dr. Karutz durch ein Exemplar im Lübecker Museum der Nachweis zu führen, daß die eigenartige Lösung der gespannten Sehne durch einen senkrechten, der beweglichen Unterhälfte des Schaftstückes fest aufsitzenden Stift bei nordischen Waljägern und den Fan vorkommt.

Von der Verfolgung derartiger Einzelgeschichten aus dem europäisch-asiatischen in einen anderen Kulturkreis darf ein Überblick über den Verlauf der Formwandlungen erwartet werden, die an einer zeitlich bestimmten Sache von verschiedenen Völkern vollzogen wurden. Ein Vorteil wird darin bestehen, daß die Ausgangsform beim Verlassen des europäisch-asiatischen Kulturkreises mitunter sachlich und zeitlich greifbarer sein wird als diejenige, die nur aus dem Kulturbesitz der Naturvölker erschlossen werden kann. Weiter ist zu erwarten, daß manche der eingeführten europäisch-asiatischen Elemente nicht nur gewissermaßen als Einzelstücke aufgenommen wurden, sondern auf wirtschaftliche und gesellschaftliche Zustände verändernd einwirkten, so daß die etwa mit der Annahme der Großviehzucht oder des Pflugbaus zusammenhängenden Erscheinungen gegenüber andern als jung beurteilt werden müssen. Wenn im ersten Augenblick nur wenige Elemente für derartige Untersuchungen geeignet erscheinen sollten, so ist das am Anfang der Fragestellung nicht anders zu erwarten und jedenfalls kein Grund gegen die Vermutung, daß die jeweiligen Kulturvölker einen erheblichen Einfluß auf ihre minder hochstehenden Nachbarn hatten.

Gräbner (11) gelangt durch ein Subtraktionsverfahren dazu, aus dem Inhalt der Kulturkreise der Naturvölker eine Anzahl von Elementen herauszulösen, die er für typisch ansieht; der Bumerang ist ihm das »Leitfossil« der Bumerangkultur. Das gleiche Verfahren läßt sich auch anwenden, um von einer datierbaren Vergangenheit ausgehend und mit Hilfe literarischer und bildlicher Quellen die europäischen, islamischen, hinduischen und älteren Schichten voneinander und von den Kulturen der Naturvölker gleichsam abzuheben. Nun sind allerdings nicht nur die Naturvölker, die in der Nachbarschaft der Kulturvölker sitzen oder saßen, die gegenwärtigen Besitzer von Techniken usw. aus früheren Zeiten der heutigen Kulturvölker oder Träger von Mischkulturen. Auch die zunächst einheitlich aufgefaßten abgelegenen Ozeanier oder Amerikaner werden kaum davon frei sein. Daher wird es sich weiter lohnen, neben dem Kulturgut, das von Kulturvölkern zu Naturvölkern überging, anderes zu verfolgen, das tatsächlich von Naturvolk zu Naturvolk gelangte oder von dem gleichen Naturvolk in einer neuen Umgebung beibehalten wurde. Für die Erforschung möglicher Mischungen ist die Kenntnis der sicheren Mischungen wichtig, und die westafrikanischen Kulturelemente in den Händen der Indianer oder ihre Überlebsel bei den amerikanischen Negern werden Fingerzeige geben können für die Beurteilung von Kul-

turgut, das ähnlichen äußeren Wandlungen vermutlich oder wahrscheinlich unterlag; nicht die anscheinend »reinen« und darum schwerer angreifbaren Kulturen allein, sondern vor allem auch die leicht kenntlichen und in Einzelheiten datierbaren Mischkulturen bedürfen der Bearbeitung.

Wenn heute die Chronologie der Prähistorie als mustergültiges Ergebnis angesehen werden muß, so wird man dabei zu bedenken haben, daß sie nicht aus den Denkmälern allein erschlossen wurde, sondern zunächst aus den Fundumständen, die in der Schichtenfolge den Ausgangspunkt der Chronologie darboten. Einen ähnlichen Dienst wie ihn hier die Geologie der Prähistorie leistete, kann die Völkerkunde von der Sprachwissenschaft erwarten.

In den Gebieten, die Schriftsprachen besitzen, ergibt sich aus deren Quellen die zeitliche Schichtung. Aber auch die sogenannten schriftlosen Völker besitzen darum keine Sprache, die nur eine einzige Schicht darstellte. In Ozeanien bezeichnen viele Völker bestimmte Wörter, Sätze und Texte ausdrücklich als »Sprache der Vorväter«. Diese Sprachen sind zum Teil noch im Aussterben. Die Bedeutung, die sie haben können, zeigen die alten ponapesischen Gesänge, die den Lebenden nur noch dem Sinne nach verständlich sind, mit Hilfe des Samoanischen aber annähernd dem Worte nach übersetzt werden können und damit die alte samoanische Einwanderung belegen. Andere Wörter weisen in andere Richtung: alt-ponapesisch *parrara* = Donner kommt heute in gleicher Bedeutung in Aua und Wuwulu vor, während in Ponape heute *nanjapue* = Donnergott den Donner bedeutet. Die Religion und was damit etwa an genealogischen Überlieferungen, Tanzgesängen usw. zusammenhängt, ist, wie zu erwarten, das Gebiet, in dem sich alte Sprachreste am längsten erhalten können. Es dürfte sich aber auch lohnen, die Häuptlings-, Frauen-, Handwerkersprachen, kurz die Klassen- und Geheimsprachen nach dieser Richtung hin durchzusehen, obgleich hier, wo die Absicht anderer Redeweise besteht, eine besondere Vorsicht nötig ist. Sprachgeschichtlich kommen grammatische und syntaktische Änderungen in Betracht, ferner vor allem Lautwandel und Bedeutungswandel, um alte und junge Sprachstufen zu unterscheiden. Die Verknüpfung mit der Völkerkunde ergibt sich hier daraus, daß die Wortbedeutung der jeweiligen Kulturstufe entspricht, also ein Grund für den Bedeutungswandel in der Änderung der Sache oder der Einführung einer neuen liegen wird. So heißt z. B. herero *ombako* zunächst »Biertrichter«, dann »Mühle«, weil auch in sie etwas hineingeschüttet wird, und neuerdings »Uhr«, weil sich an ihr etwas ebenso dreht wie an der Mühle. Dabei kommt der völkerkundlichen Betrachtung zustatten, daß die Sprachen der Naturvölker anschaulicher sind als die der Kulturvölker. Für den Bedeutungswandel gilt aber das allgemeine Gesetz, »daß sich das Abstrakte aus dem Konkreten, das minder Anschauliche aus dem mehr Anschaulichen entwickelt hat« (Vierkandt 08, S. 35/6).

Die Sprachforschung unterscheidet Erbwörter und Lehnwörter, womit allein schon in gewissen Grenzen eine Zeitfolge gegeben ist. An beiden hat die Erschei-

nung des Lautwandels zeitliche Bedeutung. Nach Meinhofs (10) grundlegenden Arbeiten über die Lautgesetze des Bantu können zunächst sprachlich jüngere und ältere Formen ermittelt werden, und eine völkerkundliche Paralleluntersuchung würde etwa die Aufgabe haben, bei den Völkern, die das älteste Bantu sprechen, den bis heute erhaltenen entsprechenden Kulturbesitz zu ermitteln. Tritt ein exogener Kulturwandel ein, bei dem ein Volk in eine neue, von der alten wesentlich verschiedenen Umwelt einwandert oder seine alten Wohnsitze von einer Einwanderung getroffen werden, so ist neben dem Untergang von Wörtern und Neuschöpfungen wiederum mit Laut- und Bedeutungswandel zu rechnen.

Für Lehnwörter gilt die allgemeine Regel, daß mit der neuen Sache auch das neue Wort aufgenommen wird, das Lehnwort also meistens auch die Herkunft anzeigt. Der Suaheli besitzt mehrere Wörter für Schiff, und jedes bedeutet natürlich eine ganz bestimmte Schiffsart: *mtumbwi* ist ein Bantuwort und bezeichnet den Einbaum, *galawa* = Einbaum mit zwei Auslegern dürfte madagassischen Ursprungs sein, *mashua* = Boot nach Europäerart ist indischer Abkunft. Schließlich gibt das Lehnwort auch eine Zeitbestimmung. Kaffrisch *iguša* = Merinoschaf (genauer: Schafmutter) ist aus dem Hottentottischen entlehnt, aber wahrscheinlich dasselbe Wort wie kaffrisch *imvu* = gewöhnliches Schaf, nur daß beide ein gewisser Zeitraum trennt. Herero *omakaja* = Tabak gehört zu Galla *gaya* = Tabakspfeife; die Herero oder ihr hamitischer Anteil sind also in Südwestafrika verhältnismäßig jung.

Bedeutsam ist endlich, daß auch die Völkerpsychologie eine zeitliche Gliederung des Stoffes anstrebt. In seinem neuesten Werke »Elemente der Völkerpsychologie« will Wundt (1912) nicht die Entwicklung der einzelnen Erscheinungen darstellen, also durch den Verlauf der Entwicklung eine Anzahl von Längsschnitten legen, sondern sie in Querschnitten untersuchen. Dadurch ergeben sich ihm Stufen der Entwicklung, von denen er »jede in dem gesamten Zusammenhange ihrer Erscheinungen betrachtet«. Diese Stufen stellen selbstverständlich Zeitfolgen dar, und Wundt unterscheidet daher auch den primitiven Menschen, das totemistische Zeitalter, das Zeitalter der Helden und Götter, endlich die Entwicklung zur Humanität. Gleichgültig, wie diese Stufen sich ihrem Inhalt nach entgültig gestalten, wird die Völkerkunde an ihnen nicht vorübergehen können, da sie durch die zeitliche Gliederung der geistigen Eigenschaften und Leistungen der Menschheit eine allgemeine Grundlage schaffen.

Die Entwicklung der Völkerkunde hat in den letzten beiden Jahrzehnten immer entschiedener die geschichtliche Forschung bevorzugt. Neben der Feststellung der einzelnen Tatsachen und Formenkreise, der Erörterung ihrer räumlichen und zeitlichen Gliederung steht dauernd die Frage nach den ursächlichen Zusammenhängen der Ergebnisse, wobei es sich zunächst noch um die besondere Frage handelt, auf welche Weise die Kulturkreise ihren Inhalt, also die Völker ihren Kulturbesitz erhielten. Einstweilen steht die Untersuchung noch in den Anfängen und wendet sich einzelnen Kulturelementen zu, deren Verbreitung aus-

reichend weit und sicher verfolgt werden kann. Auch wenn man — vorläufig ohne Beweis — annimmt, daß ein Gegenstand, der in einem einheitlichen Gebiet gefunden wird, wie etwa die Signaltrommel in Mittelamerika, hier einheitlicher Herkunft ist, muß für jedes Kulturelement, das in getrennten Räumen vorkommt, entschieden werden, ob es in einem Raum entstand und von hier aus nach den anderen hin verbreitet, oder ob es in mehreren Räumen unabhängig geschaffen wurde. Es ist eine besondere Form der naturwissenschaftlichen Frage nach dem monophylen oder polyphylen Ursprung, deren Beantwortung zur Trennung der ähnlichen oder gleichen Erzeugnisse in homologe und analoge (konvergente) Gebilde führt. Tatsächliche Beziehungen zwischen Verbreitungsgebieten, die räumlich getrennt auf den Karten erschienen, ergaben sich, weil Handelswege sie irgendwie verbanden oder andere Beobachtungen sich boten, um den Zwischenraum zu überbrücken, so die, daß Kulturgut von Volk zu Volk weitergegeben oder von Wandernden mitgebracht wird. Eine abgekürzte Darstellung spricht daher einfach von der Wanderung des Kulturguts zwischen den verbundenen Gebieten und von der Verwandtschaft seiner homologen Formen in ihnen. Daraus ergibt sich die Vermutung einer Verwandtschaft auf Grund von Wanderung, wenn gleiche oder ähnliche Kulturelemente in verschiedenen Räumen gefunden wurden. Gerade das Erwachen zeitlicher Vorstellungen erleichtert die Annahme, denn im Laufe der Jahrhunderte können ursprünglich einheitliche Verbreitungsgebiete in Stücke zerrissen, diese umgestaltet, verkleinert oder verlagert, wiederum zerlegt und zum Teil vernichtet werden. Ob die Wanderungen kleine oder große Strecken überwinden müssen, ist nicht wesentlich, da sehr weite Wanderungen geschichtlich bekannt sind. Allein schon Ratzel, der die Wanderungen besonders betonte, fordert den Nachweis des Weges. Dabei handelt es sich einmal um eine rein geographische Frage. Wüsten, große geschlossene Waldgebiete, ausgedehnte hohe Gebirge wird man nicht als Wege ansehen können, die ein wanderndes Volk oder Völkchen frei wählen wird. Umgekehrt erscheint offenes, bewässertes und daher mit einer reichlichen und nutzbaren Flora und Fauna besetztes Gelände meist als bequemer Weg. Aber der geographische Nachweis eines Weges, der begangen werden könnte, muß auch für die Zeit erbracht werden, in denen die vermuteten Wanderungen vor sich gegangen sein sollen. Die Versandung Turkestans oder die der heutigen Steppenzeit vorangestellte Pluvialzeit Afrikas beweisen die Berechtigung der Frage. Daran schließt sich die weitere, ob der Weg auch benutzt wurde oder werden konnte, was nicht einfach aus seinem Bestehen folgt. An die geographische knüpft sich damit eine weitere, letzten Grundes psychologische Frage. Auch das unwegsame Gebirge kann der einzelne oder ein ganzer Wanderzug überschreiten, sobald der Zwang zur Wanderung groß genug ist oder die Furcht vor dem Unbekannten überwunden und die Pässe erkundet sind, das Meer wird aus der Verkehrsschranke zur Verkehrsstraße, sobald die Seefahrt ausgebildet ist. So ergibt sich aus anthropogeographischen Verhältnissen zwar ein Rückschluß auf die vorauszusetzende Kultur der Wanderer, aber eben diese Kultur

muß in der angenommenen Zeit wahrscheinlich sein. Die Annahme der Wanderung von Asien nach Amerika setzt z. B. die Landverbindung voraus, anderenfalls die Ausbildung der Seefahrt durch die Wanderer oder ein Volk, das sie oder ihr Kulturgut beförderte. Nicht die Weite, sondern die Besonderheiten des angenommenen Weges und der vorausgesetzten Kulturträger können der Wanderungstheorie Schwierigkeiten bieten, und wenn die Untersuchung sie durch Häufung der an seinen beiden Enden vorhandenen Übereinstimmungen oder auch durch den Nachweis von unterwegs vorhandenen Überbleibseln wesentlich verringert, so bleiben doch Fälle übrig, in denen es erwünscht sein wird, noch sprachgeschichtliche Ergebnisse zu Hilfe zu nehmen. Handelt es sich um den Nachweis der Wanderung einzelner Gegenstände, so wird vor allem die einheimische Bezeichnung wichtig werden, unter Umständen also das Fremdwort. Die Frage, auf welchem der vielen möglichen Wege die Herero reiten lernten, beantwortet die Gleichung herer. ***kaviva*** = hott. ***gavi***; die Verbreitungsart des Mankalaspiels im Osten ergibt sich aus der Reihe ***tschanka*** (Zeilon), ***tschongka*** (Johore), ***tschungkajon*** (Philippinen), ***tschonka*** (Marianen).

Sollen Zusammenhänge von Völkern erwiesen werden, so wird ferner die Anthropologie wichtig, zumal seitdem man weiß, daß auch der Mensch »mendelt«, also die durch Mischung verbundenen Merkmale nicht rasch unkenntlich werden, sondern sich erhalten und in immer neuen Verbindungen auftreten. Man wird freilich nicht hoffen dürfen, daß sich immer so klare Übereinstimmungen ergeben wie etwa für die Übertragung von Nordost- nach Südwestafrika, deren Möglichkeit die Geographie zeigt, während die Völkerkunde in beiden Gebieten die Verwendung der Milch des langhörnigen Rindes, das eigenartige Mieder der Frauen u. a. kennt und durch Weule (99) den Nachweis der Zusammengehörigkeit der Pfeilformen erhielt, andererseits die Sprachwissenschaft hamitische Elemente bei den Hottentotten (Meinhof 12), die Anthropologie hottentottische Besonderheiten bei den Ssandaui Ostafrikas (Ried 15) findet.

Daß die Wanderungstheorie bisher ihre größten Erfolge auf dem Gebiete der Denkmäler errang, mag Zufall sein, aber darum bleibt vorläufig doch der Eindruck bestehen, daß Sagen, sofern sie nach den wissenschaftlichen Forderungen Ehrenreichs (05), statt nach willkürlich herausgegriffenen Übereinstimmungen untersucht werden, sich ihr weniger leicht fügen, und das gleiche gilt etwa von gesellschaftlichen Zuständen. Die Verbreitungsgebiete der Sammelwirtschaft und des Emanismus, aber auch des Boots oder der Puppe dürften einstweilen der Wanderungstheorie Schwierigkeiten bieten, wenn sie sie vollständig erklären soll. Was sie nachweist oder wahrscheinlich macht, sind vorläufig nur Verbindungen zwischen Gebieten mit einer Anzahl paralleler Kulturelemente, aber sie sagt kaum etwas über Art, Zeit und Dauer der Verbindungen; es ist z. B. nicht unbedingt mit nur geradlinigen und einmaligen Wanderungen des gleichen Gegenstandes zu rechnen. Das mag indessen die Zukunft bringen, von der auch ein Maßstab für die Grenze der Anwendbarkeit der Wanderungstheorie

erwartet werden kann, die wie jede Theorie ihre Geltung möglichst weit auszudehnen strebt. Einstweilen hofft sie, sich den Kulturbesitz aller Völker so weit einzuordnen, daß der Rest von Parallelen durch Urverwandtschaft erklärt werden kann, die aber heute nicht diskutierbar ist. Ehrenreich (05, S. 66) führt aus, ihre Hereinziehung bedeute »ein Beiseiteschieben des Problems, da wir damit den Boden des tatsächlich Gegebenen verlassend uns nur mit dem hypothetischen Homo alalus der Urzeit zu befassen hätten«. Auch läßt die Wanderungstheorie noch wichtige Fragen offen. So wäre es nötig, die Oberflächlichkeit oder Tiefe der Einwirkung eines Ausgangsgebiets auf ein Eingangsgebiet zu erkennen, und die Theorie darf die Unterscheidung wesentlicher und unwesentlicher Kulturgüter nicht vernachlässigen, die Vierkandt (08, S. 113) als wichtig für den Kulturwandel hervorhob. Schließlich wird man kaum Friedericis (12, S. 317) Mahnung außer acht lassen können: »Man soll nicht nur das Gleiche zählen, messen und wägen, sondern auch das Ungleiche. Völker in Neu-Guinea und im Karaiben-Meer, denen vielleicht zehn Kulturerscheinungen gemeinsam sind, haben wahrscheinlich ebenso viele Hunderte, in denen sie sich voneinander unterscheiden.«

Im Gegensatz zur Wanderungstheorie geht die psychologische Theorie nicht von dem Kulturgut, besonders dem stofflichen, aus, sondern von dem Menschen, der es schuf. Der Entlehnung tritt die selbständige Erfindung gegenüber, um die Ähnlichkeit des Kulturbesitzes in getrennten Räumen zu deuten.

R. Andree (1878, S. III) führt solche Parallelen darauf zurück, »daß allenthalben die körperlichen Eigenschaften und Tätigkeiten der Menschen die gleichen sind, ... daß ihre geistigen Funktionen überall in ihren wesentlichen Zügen dieselben sind, dieselben Grundformen zeigen, allerdings nach Rasse und natürlicher Umgebung variierend, aber dennoch trotz untergeordneter Abweichungen von demselben ursprünglichen Werte und Gehalt«. Er meint, es sei daher, »wo wir solche Übereinstimmungen finden, von vornherein zunächst an eine unabhängige Entstehung desselben, an eine generatio aequivoca zu glauben«. Andree denkt vielleicht zunächst an die Übereinstimmungen in verschiedenen Kulturgebieten, aber man wird auch die Tatsache berücksichtigen müssen, daß die Geschichte wenigstens für Europa die mehrfache Entdeckung oder Erfindung kennt, wobei zwischen der einen und der folgenden eine Zeit liegt, die die Kenntnis oder den Gegenstand nicht besaß. Die Erfahrungen des Reichspatentamtes zeigen sogar, daß der gleiche Gedanke von mehreren Erfindern gleichzeitig verfolgt wird und daß die verschiedenen, voneinander unabhängigen Ausarbeitungen des Gedankens auch bis in die Einzelheiten übereinstimmen können. Parallele Erscheinungen bei den außereuropäischen Völkern auszuschließen, ist heute kaum möglich; es ist vielmehr anzunehmen, daß gleiche Gedanken und Aufgaben nicht nur in verschiedenen Kulturgebieten, sondern zu verschiedenen Zeiten und in dem gleichen Kulturgebiet unabhängig voneinander auftreten und verschwinden können. Schon A. v. Humboldt fand, woran

Andree (78, S. IV) erinnert, daß die Ursachen der Ähnlichkeit mäandrischer Zierate auf der Keramik südamerikanischer Indianer und der Griechen »mehr auf psychischen Gründen, auf der inneren Natur unserer Geistesanlagen« beruhen, »als daß sie Gleichheit der Abstammung und alten Verkehr der Völker beweisen«. Es ist dabei bemerkenswert, daß hier der Gedanke an eine mögliche innere Zusammengehörigkeit der Ornamente ersichtlich nur auf der Einheit des Wortes beruht, das der Europäer aus seiner Anschauung heraus als Bezeichnung wählte. Bastian hat dann die psychologische Theorie ausgebaut, aber ihre Anerkennung selbst erschwert, und erst K. v. d. Steinen (05) gab seinen Gedanken die klare und kurze Fassung. Die Lehre von den »Elementargedanken« ist der Ausdruck für die Theorie, daß die psychische Gleichartigkeit die Menschen zu gleichartigen Leistungen in getrennten und auch der Umwelt nach verschiedenen Räumen befähigt; die ursprünglich gleichartigen Elementargedanken wachsen in den Umwelten (den geographischen Provinzen Bastians) eben wegen deren Verschiedenheiten zu verschiedenen Gruppen (den Völkergedanken Bastians) zusammen, die ihren greifbaren Ausdruck in den Kulturleistungen ihrer Träger finden. Die Theorie ist also eine Anwendung naturwissenschaftlicher Gedanken auf die Kulturen; aus der Einheit des Menschengeschlechts folgt, daß die ursprüngliche Gleichartigkeit der Anlagen durch Anpassung und Auslese in verschiedenartigen Umwelten Ungleichartigkeit der Leistungen ergab.

Verständlicher als Bastian hat ungefähr gleichzeitig E. B. Tylor (o. J., S. 467) die psychologische Theorie begründet. Er hält den »in verschiedenen Zeiten und Orten« getanen »ähnlichen Schritt« für geeignet, die Ähnlichkeit der Geister zu beweisen, die ihn taten, und will »die Gleichförmigkeit, mit welcher gleiche Stufen in der Entwicklung von Kunst und Wissenschaft unter den ungleichsten Rassen gefunden werden, als Zeugnis in der nämlichen Richtung« benutzen. Tylor denkt bereits an eine Folge von Entwicklungsstufen, und da diese nur zeitlich verlaufen kann, so liegt darin auch der Hinweis auf eine Zeitfolge. An Tylors Gedanken läßt sich darum W. Wundts (12) Unterscheidung von Zeitaltern auf psychologischer Grundlage anknüpfen. Damit werden gerade die Gebiete für den Aufbau einer Zeitfolge zugänglich, die der Wanderungstheorie mit ihren Folgerungen weniger gut liegen, nämlich die psychischen Leistungen, die sich in den Gesellschafts- und Wirtschaftsformen, den Religionen usw. darstellen.

Hält man die Darstellungen der Wanderungstheorie nebeneinander, so ist von ihren Vertretern ihre unbedingte und allgemeine Anwendbarkeit nie vertreten worden, wenn auch die Anerkennung der psychologischen Seite in der Verweisung auf die »Urverwandtschaft« keinen besonders glücklichen Ausdruck gefunden hat. Nicht sehr stichhaltig ist auch die psychologische Stütze für die große Wahrscheinlichkeit der Entlehnung, die in der Armut der Naturvölker an Erfindungen gegeben sein soll. Diese Armut ist wohl kaum so vollständig erwiesen, daß man mit ihr rechnen könnte, sondern beruht mehr auf einem allgemeinen Ein-

druck. Sie würde bedeutsam werden, wenn der Reichtum der Erfindungen bei den Kulturvölkern feststände. Allein die Geschichte der Europäer ist durchaus nicht besonders reich an eigentlichen Erfindungen, sondern nur an schrittweisen Verbesserungen und neuen Verbindungen vorhandener Gedanken, denen man doch vielleicht die außerordentlich verfeinerten und angepaßten Jagd- oder Fischereimethoden der Naturvölker an die Seite zu stellen wagen könnte. Soll nämlich überhaupt verglichen werden, so müßte man zunächst die wissenschaftliche Schulung der Oberschicht der Kulturvölker in die Rechnung einstellen oder ausschalten, indem man etwa das europäische Mittelalter zum Vergleich nimmt, ferner die Zahl der Erfindungen, nachdem deren Begriff festgestellt ist, auf irgend etwas beziehen, z. B. die Bevölkerungszahl. Es ist die Frage, ob eine solche Untersuchung, die für beide Seiten leidlich gleiche Bedingungen setzt, wirklich eine besonders große »Armut der Naturvölker« ergibt. Auch ohne solche Versuche ist indessen ein Urteil nicht unmöglich. Die Polynesier werden gern als Beispiel für die Gleichartigkeit eines Volkes angeführt, das über sehr weite Räume verbreitet ist. Diese Gleichartigkeit hat in der Tat im Vordergrunde der Forschung gestanden, aber man kann darüber die Verschiedenheiten nicht vergessen, die von Gruppe zu Gruppe bestehen und nur Um- oder Neuschöpfungen sein können.

Nun hat freilich auch die psychologische Theorie nie Allgemeingültigkeit beansprucht. E. B. Tylor (o. J., S. 466 ff.) stellt neben die unabhängige Entstehung des Kulturguts die Übertragung, und auch A. Bastian (98, S. 322) erkennt sie selbstverständlich an. Für ihn ist zwar der einzelne Völkergedanke aus den Elementargedanken in einer bestimmten Umwelt erwachsen, aber daß er nun abgeschlossen bleibt, ist die Ausnahme, während er der Regel nach mit anderen in Berührung kommt, die aus anderen »geographischen Provinzen« an ihn herantreten. Damit ergibt sich notwendig die von der Wanderungstheorie nicht behandelte Frage, wie das Volk sich zu dem neu von außen kommenden Gedanken oder Kulturgut verhält. Friedericis (12. S. 317) Erfahrung steht kaum vereinzelt da, die er im Bericht über seine Forschungsreise in Deutsch-Neuguinea ausspricht: »Es wurde in diesen Beiträgen sehr nachdrücklich der Finger auf die überall hervortretende Produktivität, ja Schaffensfreudigkeit primitiver Völker gelegt; es wurde betont, daß alles lebt und sich entwickelt, und daß sich selbst unter Völkern, die sprachlich oder auf andere Weise als nahe verwandt nachgewiesen sind, merkwürdige Unterschiede in ihrer Kultur herausgebildet haben.« Für die Beurteilung der Annahme oder Ablehnung von Kulturgut, das zu einer gegebenen Zeit an ein Volk herangebracht wird, bietet aber die Psychologie einen Anhaltspunkt in der von Vierkandt (08, S. 123) betonten Reife, die vorhanden sein muß, wenn die Entlehnung zustande kommen soll. Daß diese Reife durchaus nicht immer oder dauernd vorhanden ist, beweist Vierkandt aus der Geschichte einzelner europäischer Erfindungen. Das kommt auch für die Wanderungstheorie in Betracht und kann der Ermittelung von Zeitfolgen Schwierigkeiten bieten, wie sie auf dem Gebiete der Prähistorie auftreten.

Beide Theorien, die heute im Mittelpunkt der völkerkundlichen Forschung stehen, beeinflussen ganz natürlich auch ihrerseits die einzelne Untersuchung. Solange kein Ausgleich gefunden ist, bemüht sich jedes Lager, immer neue Beweise für die Geltung der eigenen Theorie beizubringen. Am geeignetsten dazu werden immer die reinen Schulfälle sein, deren Einfachheit wenig oder keinen Zweifel darüber läßt, welche Theorie sie ausreichend erklärt. Das führt indessen zu einer einseitigen Auswahl des Stoffes und zur Vernachlässigung eines anderen Teils, der neben dem theoretisch zunächst nicht Verwertbaren vor allem die atypischen und Mischformen umfaßt. Dennoch werden auch sie ihre Bedeutung haben und verwertet werden müssen. Die früher schon genannte Armbrust ist aus dem geschlossenen Verbreitungsgebiet Europa nach Westafrika gelangt. Von hier bis nach Ostafrika ist eine Falle für kleine Tiere in Gebrauch, die auf dem gleichen Grundsatz beruht und daher Armbrustfalle genannt sein mag. Ist nun aus der von Europäern nach Westafrika gebrachten Waffe die Falle entstanden und durch den ganzen Erdteil gewandert, oder ist die Falle in Ostafrika nach europäischen oder asiatischen Armbrüsten gebildet worden, dann nach Westen gewandert, wo sie heute zufällig neben der unmittelbar aus Europa eingeführten Waffe vorkommt? Ist es ausgeschlossen, daß der afrikanische Jäger ebenso wie der sibirische den Versuch machte, einen Bogen dauernd gespannt zu halten, also die Falle selbständig erfand, die man dann richtiger Bogenfalle nennen würde? Derartige Fälle vollständig aufzuklären, scheint heute noch kaum möglich, dennoch haben sie ihren Wert für die theoretische Betrachtung, mag er insofern auch nur ein negativer sein, als sie vor einer Überschätzung der gewonnenen Erkenntnisse warnen. Es ist mehr die Folge der Untersuchung des Einzelfalles, wenn die Wanderungstheorie zur psychologischen in einen Gegensatz zu treten scheint, zum Teil auch Sache der Anschauung, denn der Gegensatz der »geographischen Provinz« und des »Kulturkreises« ist wohl nicht unüberbrückbar.

Unzweifelhaft liegt ein großer Reiz darin, entlegene Kulturen miteinander in Beziehung zu setzen oder das Recht an einer Erfindung mehreren Völkern sicherzustellen. Aber die Fragen »der Kulturverwandtschaft und Kulturentwicklung« sind damit nicht erschöpft. Soll insbesondere die Wanderungstheorie nicht schließlich zu einem Hin- und Herschieben einer Anzahl von Kulturelementen führen, so wird sie sich auch mit dem Menschen und seinen jeweiligen Fähigkeiten beschäftigen müssen, wenn sie die Frage nach den Ursachen der Wanderungen, ihrem Verlauf und ihren Ergebnissen erörtern will. An die Einfuhr von Wandergut knüpft sich ferner die psychologische Frage nach seinem Verbleib und nach den Umformungen, die ein bestimmtes Volk im Vergleich zu einem anderen den Neuerwerbungen zuteil werden ließ. Die »Betätigung psychischer Faktoren« bezeichnet Paul (09, S. 6) als das charakteristische Kennzeichen der Kultur, wenn auch das Psychische nicht der einzige Faktor ist; »der menschliche Geist muß immer mit dem menschlichen Leibe und der umgebenden Natur zusammenwirken, um irgendein Kulturprodukt hervorzubringen, und die

Beschaffenheit desselben, die Art, wie es zustande kommt, hängt ebensowohl von physischen als von psychischen Bedingungen ab; die einen wie die anderen zu kennen, ist notwendig für ein vollkommenes Verständnis des geschichtlichen Werdens«. Damit ist aber eine Voraussetzung für die Verknüpfung beider Theorien gegeben, freilich auch für die Völkerkunde die Rückkehr zur Betrachtung und Vergleichung der Kulturen im Zusammenhang mit den Völkern statt der zunächst unvermeidlichen Beschränkung auf die Kulturen oder ein Kulturgebiet, wie es die Denkmäler der äußeren Lebensführung darstellen.

Die Völkerkunde hat in den rund fünfzig Jahren ihres Bestehens eine ungewöhnliche Fülle von Stoff gesammelt, die gefundenen Tatsachen zu verknüpfen gesucht und Theorien zu ihrem Verständnis aufgestellt. Schließlich ist auch eine Methodik gewonnen. Der heutige Stand der Völkerkunde zeigt jedenfalls, daß ihr Fortschritt nicht allein von der Steigerung der Arbeit und der Mehrung der Tatsachen abhängen wird, aber auch nicht nur von dem Ausbau einer vollständigen Methodik. Die Verarbeitung der Quellen zu umfassenden Darstellungen wird stets am Schreibtisch geschehen, aber in dieser Entfernung von dem Schauplatz der Vorgänge kann immerhin eine Gefahr für den Grad der Wahrscheinlichkeit der theoretischen Ergebnisse liegen. Wenn von der Ausbreitung oder Wanderung des Kulturguts gesprochen wird, so mag das eine abgekürzte Redeweise sein, deren wahrer Sinn jedem geläufig ist; allein die Annahme von Kulturwellen, die sich von einem Gebiet ausbreiten, läßt leicht bei den von ihnen betroffenen Völkern eine Passivität voraussetzen, die durch die unmittelbare Beobachtung kaum allgemein bestätigt wird. Wäre sie vorhanden, so würde nicht zu verstehen sein, warum z. B. die Marshall-Insulaner, die seit langem mit den Karoliniern in Verkehr stehn, die Weberei nicht kennen. Die künftigen Bearbeiter, von denen die weitere Vertiefung der theoretischen Erkenntnis zu erwarten ist, werden darum noch mehr als bisher den Boden kennen lernen müssen, auf dem sich die Wirklichkeit abspielt. Die Forschungsreise zu irgendeinem Naturvolk hilft nicht nur zu einer gerechten Würdigung früherer Quellen, sondern hat ihre größte Bedeutung als persönliches Erlebnis, das die Erfahrung mehrt und bei der Auffassung und Verarbeitung des Stoffes Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten, aber auch Schwierigkeiten und Grenzen mitunter anders erkennen läßt, als es die reine »Museumsethnologie« vermag, deren besonderer Wert damit natürlich in keiner Weise geschmälert wird; ist sie es doch, die, um nur eins zu nennen, die Fragen stellt, die draußen beantwortet werden sollen.

Auf der anderen Seite bedarf die Völkerkunde neben der Mehrung des Stoffs, soweit er irgend noch erhältlich ist, seiner wiederholten Sichtung. Mit der Vertiefung der wissenschaftlichen Aufgaben wachsen die Ansprüche, die an die Quellen gestellt werden müssen. Es gilt auch bekannte Gebiete wiederholt zu besuchen, um Lücken früherer Berichte zu schließen oder auffällige Angaben neuerdings zu bestätigen; Denkmäler sind mit der größten erreichbaren Genauigkeit zu bestimmen und mit den

zugehörigen Vorgängen in Zusammenhang zu bringen. Freilich wird nicht nur der unvollkommene Stoff, den frühere Zeiten zuammentrugen, viele Fragen unbeantwortet lassen; auch heute noch mehrt er sich und wird doch mit Sorgfalt aufbewahrt, denn auch er bleibt stets eine Quelle. Allein die Entwicklung der Völkerkunde in den letzten Jahrzehnten hat das Mindestmaß der Anforderungen bestimmt, denen Denkmäler und Berichte genügen müssen. Darum ist der neue Stoff von vornherein nach bestimmten Gesichtspunkten zu gewinnen und zu bearbeiten, der ältere auf Grund neuer Ergebnisse zu überholen. Die Hauptarbeit werden dabei die Museen zu leisten haben. Sie stellen von jeher eine große Zahl von Mitarbeitern an den Fragen der Völkerkunde und sind selbst zu Anstalten geworden, die neben den herkömmlichen öffentlichen Aufgaben eine zunehmende Reihe von wissenschaftlichen zu lösen haben, ganz abgesehen davon, daß sie die weitaus größte Zahl der Quellen besitzen und damit über die Voraussetzungen der weiteren Forschung verfügen.

AUFGABEN DER MUSEEN.

Denkmäler, die zu dem Bereich der Völkerkunde gehören, sind heute an verschiedenen Stellen zu finden. Gewerbemuseen und -schulen haben den Wert gewisser Techniken der Naturvölker erkannt, die eine individuelle Leistung ermöglichen, und schätzen die Mannigfaltigkeit der Zierate als Lehrmittel und Vorbilder; Kunstmuseen ordnen Erzeugnisse der Naturvölker unter dem Gesichtspunkt der künstlerischen Entwicklung. Solchen Anstalten, die beschränkte Teile des Stoffes der Völkerkunde ihren besonderen Zwecken dienstbar machen, stehen die Museen gegenüber, deren Typus etwa das Landesmuseum ist. Neben anderen bewahrt es volkskundliche und prähistorische Sammlungen aus seinem Gebiet; Privatpersonon überweisen ihm Sammlungen oder Erinnerungen aus fremden Ländern. Den Landesmuseen mit ihren aus örtlichen Gründen verschiedenartigen Sammlungen reihen sich die historischen Museen an, die ihr Arbeitsfeld zwar gleich jenen nach der räumlichen Herkunft, außerdem aber wissenschaftlich auf die Geschichte beschränken. Gewiß überwiegt in ihnen wegen ihres Sitzes meist die Stadtgeschichte, aber ihre Grundlage bildet die Volkseinheit, in der die Stadt erwuchs, auch das Dorfmuseum gehört zu ihnen. Da aber Landesmuseen und historische Museen dem Wesen nach überhaupt nicht an einen bestimmten Ort gebunden sind, so ist z. B. auch das Bernice Pauahi-Bishop-Museum in Honolulu ebenfalls zu ihnen zu rechnen wie so manches andere, das nicht in Europa steht. Sachlich ist dem historischen das völkerkundliche Museum am nächsten verwandt. Während jenes aber auf die Einheit beschränkt bleibt, die durch ein Volk, einen Volksstamm oder die Landschaft bestimmt ist, dehnt dieses ebenso grundsätzlich sein Arbeitsgebiet über eine Mehrzahl solcher Einheiten aus. An sich würde es nichts von seinem Wesen einbüßen, wenn sich die Zahl der Landes- oder historischen Museen vervielfachte. Nur wird das in absehbarer Zeit schwerlich eintreten, und wenn das

Museum in Honolulu noch die Möglichkeit hatte, große Sammlungen aus seinem engeren und dem ozeanischen Gebiete zusammenzubringen, so wird das einem künftigen Museum etwa in Apia kaum gelingen. Für die weitaus meisten Völker sind daher die völkerkundlichen Sammlungen, die noch dazu der Regel nach nicht in ihrem Arbeitsgebiet liegen, die wichtigsten und oft einzigen historischen Museen.

Wer den Bereich eines Museums für Völkerkunde überblicken will, wird darum zu bedenken haben, daß es einer Summe von historischen Museen entspricht, und wenn es zumal im Auslande gern als ethnographisches bezeichnet wird, so ist damit zum Ausdruck gebracht, daß es eine größere Zahl von Volkskunden pflegt. Ähnlich freilich, wie nicht das einzelne historische Museum, sondern erst die Gesamtheit der in einer Landschaft vorhandenen einen Überblick über ein Gebiet wie etwa Niedersachsen oder Hessen gibt, so ist auch von den tätigsten völkerkundlichen Museen keine Vollständigkeit für eine größere Zahl von Gebieten erreicht, und erst die Gesamtheit aller kann ihr vielleicht einmal nahekommen. Die Anlage und der Ausbau dieser vielartigen Sammlungen geschieht mit dem Ziele ihrer Vergleichung; über den Einzelarbeiten steht ihre Zusammenfassung, und darin findet die in Deutschland übliche Bezeichnung »Museum für Völkerkunde« ihre Berechtigung. Der Regel nach wird es als selbständige Anstalt an einem Orte geschaffen, in dem sich verwandte Sammlungen befinden. Daraus erwächst die Frage nach seinen Beziehungen zu ihnen. Die prähistorischen und volkskundlichen, zum Teil auch die historischen Museen stehen augenscheinlich als ethnographische Sammlungen auf der gleichen Stufe wie die Abteilungen eines völkerkundlichen Museums. Auch die Sammlungen ägyptischer, mesopotamischer, griechisch-römischer Altertümer usw. gehören hierher, deren ethnographische Begrenzung in der Hauptsache von den Philologien und deren vergleichende Behandlung vorwiegend noch von der Kunstgeschichte abhängen. Sie alle können durch die Völkerkunde zu einem großen Teil über das bisherige Maß nutzbar gemacht werden.

Andere sind die Beziehungen des völkerkundlichen zum kunstgewerblichen Museum. Da die Völkerkunde aus der Gesamtheit der Kulturformen den Typus des Naturvolkes als ihr eigenstes Arbeitsgebiet beansprucht, so fallen die Erzeugnisse, die auf einer dem Naturvolk fremden Anwendung der Wissenschaften beruhen, aus dem Rahmen ihrer Museen, der nur noch die empirischen Vorstufen umfassen könnte. Ähnlich ist der Kunst gegenüber ein Grenzstreifen vorhanden, an dem die Völkerkunde mitbeteiligt ist. Die Verfolgung der Technologie wird für sie nur ein oder das andere Beispiel für die Fertigkeit der Chinesen in der Bearbeitung von Jadeit oder Edelquarz erfordern; der religionsgeschichtlichen Forschung bedeutet ein Idol aus vergoldeter und mit Edelsteinen besetzter Bronze nicht mehr als ein solches aus Messing, wenn nur die richtigen Züge und Beigaben an der Figur vorhanden sind. Sicherlich beleben kostbare Stücke die Sammlung, und ein Museum, das sie besitzt, mag sich ihrer freuen, aber die Völkerkunde bedarf ihrer nicht, sobald sie sich durch

technische Vollendung oder aus anderen Gründen den künstlerischen Arbeiten der Kulturvölker an die Seite stellen. Sinngemäß ergibt sich auch ein Grenzgebiet für europäische Erzeugnisse. Ist ein Kunstgewerbe-Museum neben dem völkerkundlichen vorhanden, so wird letzteres die eigene Grenze möglichst eng ziehen können, anderenfalls freilich erweitern müssen.

Unleugbar sind indessen Denkmäler, die wissenschaftlich ganz oder zum Teil in das Gebiet der Völkerkunde fallen, auch an demselben Orte in verschiedenen Sammlungen untergebracht, wobei vielfach andere als die völkerkundlichen Beziehungen des Stoffes in den Vordergrund treten. Das liegt teilweise daran, daß völkerkundliche Museen jünger sind als die anderen und die Völkerkunde erst allmählich ihr Gebiet zu bestimmen vermochte. Daraus ergibt sich von selbst die Frage, ob die äußerlich gewordenen Grenzen innerlich berechtigte sind. Sie ist aus wissenschaftlichen Gründen zu verneinen, und Heger (96) hat daher die Entwicklung der völkerkundlichen Museen zu kulturhistorischen befürwortet, die durch Aufsaugung verschiedener anderer Sammlungen begünstigt werden soll. Das ist sicherlich erwünscht, da das Museum dann in seinen Beständen dem Gesamtgebiet der Völkerkunde näher kommen würde. Auch technisch ist der Gedanke durchführbar, die an einem Orte bestehenden verwandten Sammlungen mit den völkerkundlichen zu einem Museum zu vereinigen. Nur wird es entsprechend auszugestalten sein, und die ursprüngliche völkerkundliche Sammlung wird Ratzels (04, S. 23) Warnung beherzigen müssen, daß das »künstlerische Bedürfnis der Beschränkung auf eine nicht bloß engere, sondern auch homogenere Gruppe von Erscheinungen.... die wissenschaftliche Auffassung nie meistern darf«. Auch aus diesem Bedürfnis und nicht nur wegen der ganz verschiedenen Punkte, von denen aus die Geschichte der Menschheit in Angriff genommen wurde, entstanden die verschiedenen Museen, die bald diese, bald jene Kulturgebiete pflegen.

Auch die umgekehrte Entwicklung, die Auflösung des völkerkundlichen Museums in eine Anzahl von volkskundlichen, ist nicht unmöglich, wenn das »künstlerische Bedürfnis der Beschränkung auf homogene Gruppen« höher eingeschätzt wird. Die einfache Auflösung eines großen in eine Anzahl von selbständigen Museen ist aber heute eine Kapitulation vor den Spezialisten, wenn nicht gleichzeitig eine alle diese volkskundlichen Abteilungen verbindende völkerkundliche als eigenes Museum dazugestellt wird. Daraus ergibt sich dann die weitere Möglichkeit, einer Anzahl vorhandener Museen, die als ethnographische Abteilungen angesehen werden mögen, ein Museum für Völkerkunde anzufügen, das lediglich ethnologische Zwecke verfolgt. Eine solche Entwicklung wird zumal dort erörtert werden, wo die Masse des aufgesammelten Stoffs der Aufteilung bedarf oder eine wissenschaftliche Verknüpfung der einzelnen Teile als notwendig erkannt wird. Der Inhalt, den ein völkerkundliches Museum zugewiesen erhält, bleibt demnach in gewissen Grenzen von geschichtlichen und örtlichen Verhältnissen abhängig, von äußeren Bedingungen also, die auch Hemmungen einschließen. Der Regel nach umfaßt es die Denkmäler außereuropäischer Völker

der Gegenwart, ferner diejenigen der europäischen Völker, die nicht schon in andern Museen vorhanden sind. Es wird aber selbstverständlich danach streben, sein Gebiet in Zukunft nicht mehr bestimmen zu lassen, sondern aus wissenschaftlichen Gründen selbst zu begrenzen.

Es sind Sammlungen denkbar, die sich notgedrungen mit dem Zusammentragen, Aufbewahren und Ausstellen von Gegenständen begnügen, weil es ihnen an Mitteln und Hilfskräften fehlt; von Museen erwartet man indessen ohne weiteres die Teilnahme an der wissenschaftlichen Forschung. Sie sind nicht einfach öffentliche Sammlungen; die dem Laien leicht als wichtigstes oder gar ausschließliches Arbeitsfeld erscheinenden ausgestellten Gegenstände gelangen erst in die Schauschränke, nachdem sie wissenschaftlich bearbeitet sind. Jedes Museum hat darum wissenschaftliche und öffentliche Aufgaben, von denen die ersteren sicherlich von der Wissenschaft, also der Völkerkunde, gestellt werden. Für sie ist das einzelne Museum in der üblichen Redeweise ein völkerkundliches Institut und hat darum auch alle allgemeinen Aufgaben wissenschaftlicher Institute. Die besonderen Aufgaben des Museums ergeben sich daraus, daß es eine Sammlung von Quellen für die Wissenschaft enthält. Ähnlich wie für gewisse außereuropäische Sprachen heute die Hauptaufgabe der wissenschaftlichen Arbeit in der Kritik und Herausgabe der Texte besteht, so hat das Museum für Völkerkunde in allererster Linie, wie O. Richter (06, S. 205) es ausdrückt, »durch kritische Sichtung und klare Ordnung des Beobachtungsmaterials . . . die Erkenntnis kulturhistorischer Wahrheiten vorzubereiten . . .«. Die Aufgabe besteht in der Aufbereitung der eingehenden Sammlungen und in ihrer Veröffentlichung, die von selbst aus der Bearbeitung folgt und neben Vorträgen und Druckschriften auch die Bereitstellung der Bestände für die Forschung und den Aufbau der Schausammlung umfaßt. Es ist hergebracht, die vorbereitenden Arbeiten, soweit sie den Denkmälern gelten, als Katalogisierung zu bezeichnen, die heute weitaus den größten Teil aller wissenschaftlichen Tätigkeit des Museums ausmachen muß. Für manchen ist das vielleicht nur eine Listenführung mit vorhandenen Angaben, die mit dem einzelnen Gegenstand eingeliefert wurden. Diese Auffassung der Laien trifft freilich in keiner Weise zu. Gewiß handelt es sich auch um eine Buchführung, aber sie kommt nicht in Betracht neben der zeitraubenden und mühereichen Notwendigkeit, alle Angaben nachzuprüfen und den Teil der Sammlungen, der mit ungenügenden oder gar keinen Angaben eingeht, soweit irgend möglich zuverlässig zu bestimmen; das völkerkundliche Museum bleibt eine Trophäensammlung, solange seine Bestände nicht wissenschaftlich durchgearbeitet und geordnet werden. Feststellung der örtlichen und zeitlichen Herkunft, Angabe des Stoffes und der Technik, des Zweckes und der Gebrauchsweise sind die nächsten Voraussetzungen für die »kritische Sichtung und klare Ordnung«. Gibt die Kenntnis des Herkunftsortes, womöglich auch des Herstellungsortes, überhaupt erst die Möglichkeit der richtigen Einordnung in die Sammlung, so führen die Ermitte-

lungen des Stoffes und seiner Bearbeitung in das Gebiet der Technologie, weiter der Kunst, und ergeben die Beziehungen zu einem Volke, das in einer mit bestimmten Rohstoffen ausgestatteten Umwelt lebt und durch einen eigenen Stil gekennzeichnet ist. Erst die Kenntnis des Zweckes und der Verwendungsart aber knüpft das einzelne Erzeugnis der menschlichen Hand an die wirtschaftlichen oder gesellschaftlichen Zustände und die geistige Kultur des Volkes. Das Museum hat also die Denkmäler erst zu wirklichen Quellen umgestaltet, wenn es sie mit der Kultur des Volkes in Verbindung gebracht hat.

Die vollständige Aufbereitung der Denkmäler verlangt endlich auch die Ermittelung der einheimischen Bezeichnung, die zunächst den Begriff sehr oft genauer angibt als die deutsche oder europäische Bezeichnung, die häufig nur ein Allgemeinbegriff wie Boot, Netz, Messer usw. sein wird, während der Verfertiger mehrere Boote, Netze, Messer usw. scharf unterscheidet. Hinzu kommt, daß die Bezeichnung selbständig Aufschluß über die Herkunft, oft auch die Geschichte des Gegenstandes geben und damit zu einem wichtigen Hilfsmittel der Forschung werden kann. Daraus ergibt sich für das Museum notwendig außer der Sammlung der Denkmäler die Sammlung von Berichten in jeder in Betracht kommenden Sprache, die Einrichtung großer Büchereien und Zusammenstellungen von Abbildungen, Lichtbildern usw. kurz, das Museum bedarf für seine Arbeiten des ganzen Rüstzeuges, das die Wissenschaft braucht und schafft.

Zu den sprachlichen Feststellungen gehört zum mindesten die Kenntnis der Sprachgruppe, aus deren Gebiet der Gegenstand stammt. Auf dem Wege über die Personen, die sie besitzen und weiter entwickeln, also durch seine Beamten, kann das Museum dann zur Einbeziehungs der Sprachforschung gelangen, vor allem zur Bearbeitung der Sprachen, die wegen ihrer untergeordneten praktischen Bedeutung und trotz ihres wissenschaftlichen Wertes sonst vernachlässigt werden.

In anderer Weise greift das Museum über sein engstes Gebiet hinaus, wenn es eine anthropologische Abteilung einrichtet. Man braucht noch nicht an die Angabe der Eingeborenen von Ponape zu denken, daß ihre Trommel genau nach den Proportionen des Körpers angefertigt wird, um von vornherein einen Zusammenhang zwischen Geräten und der körperlichen Erscheinung der Menschen anzunehmen, die sie benutzen und nach ihrer physiologischen Leistungsfähigkeit oder ihren Gliedern als Maßstab herstellen. Schließlich führen wohl alle Grundfragen die kulturgeschichtliche und die anthropologische Forschung zusammen. Allgemeine Überlegungen können ebenso wie eine mehr zufällig auftretende Arbeitsrichtung das Museum zum Ausbau einer anthropologischen Sammlung führen.

Derartige Ausdehnungen des Museums werden wesentlich davon beeinflußt, ob es mit einer Hochschule in Verbindung steht. Besitzt sie ein anthropologisches Institut, dessen Leiter ihm seine volle Kraft zuwenden kann und nicht im Hauptamt etwa durch eine Prosektur in Anspruch genommen wird, oder besteht ein Seminar etwa

für afrikanische Sprachen, so wird das Museum für Völkerkunde selbstverständlich auf diese Gebiete verzichten. Wo aber derartige Institute oder Seminare nicht vorhanden sind und es nicht gelingt, das Museum selbst entsprechend auszustatten, wird seine eigene Forschungsarbeit eingeschränkt, da ihm die Voraussetzungen fehlen, die eine wirklich allseitige Verwertung seiner Quellen ermöglichen.

Wichtig für die wissenschaftliche Arbeit des Museums ist auch seine Beteiligung an der Lehrtätigkeit der Hochschule. Wie wenig die Fachliteratur über die Fachkreise wirksam ist, lehrt für die Völkerkunde am deutlichsten die Kolonialgeschichte; sehr große Werte an Gut und Blut hätten erspart werden können, wenn man sich die Kenntnisse über Denkweise, Sitten und Anschauungen Eingeborener rechtzeitig zu eigen gemacht hätte, die die Völkerkunde bereit hielt. Diese Dinge sind in der Literatur zu finden, wenn sie aber nicht verwertet werden, so zeigt das am besten, daß durch die literarische Veröffentlichung wohl die Fachkreise, aber nicht die an der Sache beteiligten Laien mit den Ergebnissen bekannt zu werden pflegen. Die Veröffentlichung macht sie zugänglich, aber damit ist nichts darüber entschieden, ob sie auch benutzt werden. Vor allem aber ist eine Fachliteratur für den Laien, der mit bestimmten Fragen aus seinem Gebiet an sie herantritt, noch nicht ohne weiteres benutzbar. Erst wenn der Stoff für deren Beantwortung zusammengestellt ist, was wiederum der Regel nach nur der Fachmann zu tun vermag, wird er unmittelbar verwendbar. Die Völkerkunde bedarf der Lehrtätigkeit, um sich zur Geltung zu bringen, aber auch um alle der selbstverständlichen Vorteile willen, die sie davon haben muß, daß ihr Gebiet dauernd von einer größeren Anzahl von Dozenten für den Unterricht durchgearbeitet wird. Sie teilt diese Lage mit anderen Wissenschaften, denen einstweilen die Hochschule noch verschlossen wird. Dabei handelt es sich nicht um die Frage, ob die Völkerkunde oder eines der anderen Fächer eine Wissenschaft ist, was heute kein Denkender mehr bestreitet, sondern daß die Eigenart der Universität die Aufnahme erschwert. Die universitas literarum, wie sie nach altem Brauch immer noch genannt wird, ist tatsächlich eine Hochschule zur Vorbildung für ganz bestimmte Berufe. Die Wissenschaften, die hierzu für nötig erachtet werden, sind im Lehrkörper vertreten, und dieser gliedert sich hauptsächlich nach jenen Berufen in Fakultäten. Die Frage, deren Beantwortung einer Aufnahme der Völkerkunde in die Universität voranzugehen hat, ist daher die nach ihrer Brauchbarkeit für einen oder den anderen Beruf, also die sogenannte Bedürfnisfrage. Die Völkerkunde steht in dem üblichen Schema mit der philosophischen Fakultät, genauer noch deren geisteswissenschaftlichen Fächern in nächster Verbindung. Darf man aber nach den in Deutschland vorhandenen Lehrstühlen urteilen, so ist zumeist wohl der Geograph für die Aufnahme der Völkerkunde eingetreten, so daß sich die empirische Verbindung von Länder- und Völkerkunde wirksamer zeigte als die sachlich begründetere mit den Geisteswissenschaften. In diesem Zusammenhang sei an ein Geschichtchen von A. Dieterich (02, S. 20) erinnert, der den Wert der Völkerkunde voll zu würdigen weiß und ihre Bedeutung gerade für die

Philologie darlegt. »Die Ethnologen können von uns Philologen viel lernen, aber wir Philologen können auch von ihnen sehr viel lernen, dessen wir zur Lösung, ja überhaupt zur Stellung vieler großer Probleme gar nicht entraten können. Es muß sich rächen, wenn unsere Fachgenossen an so außerordentlich bedeutsamen Schriften wie etwa denen von Heinrich Schurtz achtlos und ahnungslos vorübergehn...« Er erwähnt, »welch brennendes Interesse vor Jahren von den Steinens herrliches Buch »Unter den Zentralvölkern Brasiliens« unter einem Kreise von germanistischen und klassischen Philologen hervorrief und nach allen Seiten anregend und aufklärend auf ihre Studien wirkte«. Mit gutem Humor fährt er dann fort: »Ich muß dann freilich auch des hochverehrten Fachgenossen denken, der meinen Abfall vom heiligen Geist der Philologie für besiegelt hielt, als ich ihm von der Lektüre des Steinenschen Buches erzählte.«

So hat die Völkerkunde auf eine ihr günstige Beantwortung der Bedürfnisfrage zu warten, bis ein Umschwung in den Ansichten oder die von Dieterich angeregte Erweiterung des Gesichtskreises eintritt, es sei denn, daß die Anforderungen an die Vorbildung für bestimmte Berufe von denen geändert werden, die sie ausüben, oder die Unterrichtspolitik der Behörden über die nicht immer weiten Blick verratenden Bedenklichkeiten hinweggeht. Den Weg dazu weisen die Erwägungen zur Einführung überseeischer Stoffgebiete in den Unterricht oder völlige Neubildungen wie das Hamburgische Kolonialinstitut, das unbeschwert durch Überlieferungen aufgebaut ist und daher eine Reihe von Wissenschaften, wie Islamkunde, Sinologie, Japanologie, im Sinne von Kulturwissenschaften mit in den Vordergrund stellte, auf die die »universitas literarum« verzichten zu können glaubt. Ihre fortschreitende Modernisierung wird sicherlich auch der Völkerkunde einmal den Platz im Lehrkörper anweisen, die dann unschwer die Orientierung für den Unterricht finden und ihn für den Historiker und Philologen ebenso nutzbringend gestalten wird wie für andere Berufe. Erst die Einbeziehung der Völkerkunde in den Unterricht wird sie aber auch darum zur vollen Entfaltung bringen, weil der Anschluß an eine Hochschule die Gewinnung von Bearbeitern der Fülle von wissenschaftlichen Aufgaben bedeutet, für die der Stoff bereit liegt und nicht in Angriff genommen werden kann, weil es an Kräften dazu fehlt. Die wenig günstigen Verhältnisse, unter denen die Völkerkunde heute noch steht, bewirken, daß dem Museum die breiten und vielseitigen Verbindungen mangeln, über die jede Anstalt von dem Augenblick an verfügt, in dem ihr Fach allgemeine Anerkennung gefunden hat. Man kann daher an das Museum für Völkerkunde heute noch nicht den gleichen Maßstab anlegen wie etwa an ein naturwissenschaftliches, denn es ist in ganz anderem Grade auf sich selbst angewiesen und begegnet größeren Schwierigkeiten, wenn es seine wissenschaftlichen Aufgaben zu erfüllen sucht. Dafür ist es freilich auch freier in der Wahl seiner Aufgaben, und es kann nur ein Vorteil sein, wenn die einzelnen Museen verschiedene Wege zum gleichen Ziele gehen, indem sie besondere Auffassungen zur Geltung bringen.

Für größere Museen ist eine der ersten Fragen die nach der zweckmäßigsten Aufteilung der Sammlungen, die unter verschiedene wissenschaftliche Bearbeiter verteilt und danach der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollen. Hergebracht ist die Ansicht, daß das Museum für Völkerkunde seine Sammlungen geographisch anzuordnen hat, und daraus folgte zunächst die übliche Aufteilung: Europa, Asien, Afrika, Amerika, Australien mit Ozeanien. Für kleine Sammlungen mag diese Gliederung Vorteile haben, allein sie ergibt für jedes größere Museum Schwierigkeiten. Will man überhaupt an der einer fremden Wissenschaft entlehnten Grundlage festhalten, so wird zum mindesten dasjenige ihrer Gebiete dafür in Frage kommen, das die nächsten Beziehungen zur Völkerkunde hat, die Anthropogeographie. Daraus folgt dann aber schon, worauf z. B. Weule (10, S. 158) hingewiesen hat, daß die Eskimo nicht zu »Amerika« gehören, sondern mit den Sibiriern und den europäischen Lappen die klar umschriebene Gruppe der Polarvölker bilden, »weil die Arktis ein einheitlicher geographischer Begriff ist«. Anthropogeographisch wären dann weiterhin Wald-, Steppen-, Bergvölker usw. zu unterscheiden. Ferner ist in der nördlichen gemäßigten Zone Europa ein Anhängsel Asiens; in Afrika steht der nördlichen Hälfte die südliche gegenüber und in dieser der Westen dem Osten und Süden. Es fragt sich aber doch, ob es überhaupt noch nötig ist, die Anlehnung an die Geographie ausdrücklich festzulegen in einer Zeit, in der die Völkerkunde schon Kulturkreise und Kulturverwandtschaften zu ihrem festen Besitz zählt. Wie nachteilig die Verleugnung der Kulturgebiete werden kann, ergibt auch ein Blick auf die praktische Bearbeitung. Es ist von dem Amerikanisten nicht zu verlangen, daß er den Eskimo ein besonderes Interesse widmet; dem Sinologen fehlt schon die physische Möglichkeit, auch Indien zu beherrschen, trotzdem verlangt das geographische Schema, daß er auch noch Sibirien, das islamische Westasien und Indonesien mit versieht. Besonders hemmend wird sich die alte, übrigens in manchen Museen schon durchbrochene Einteilung natürlich erweisen, wenn ihr auch die Verwaltung entspricht und etwa der Ozeanien bearbeitende Gelehrte nicht erfährt, was die asiatische Abteilung aus Indonesien erwirbt. Sicherlich ist die Menschheit an den Boden gebunden, aber nicht die verschiedenen Umwelten schaffen die Kultur, sondern aus ihnen die nach Rassen verschieden veranlagten Menschen. Mit demselben Rechte wie die Geographie könnte theoretisch die Anthropologie die Grundlage einer Einteilung für die Kulturen abgeben und würde hier oder dort sogar bessere Ergebnisse liefern. Lediglich aus kulturellen Verhältnissen heraus ist heute andererseits eine Einteilung der Denkmäler noch nicht möglich, und so wird man zunächst Zwischenstufen schaffen müssen, bis die von Foy (09) geforderte Einteilung nach Kulturgebieten erfolgen kann, die dem Wesen der Völkerkunde besser entspricht. In Hamburg z. B. ergab sich am einfachsten die amerikanische Abteilung, die die Indianer umfaßt, die afrikanische mit den Bantu, Sudannegern, Hamiten, Pygmäen, endlich die ozeanische mit den Ozeaniern und Australiern. Die frühere Abteilung Asien hat die Sibirier abgegeben, die mit den Eskimo, Westasiaten, Europäern und Nord-

afrikanern vorläufig noch die eurasische Abteilung bilden; die asiatische ist auf die süd- und ostasiatischen Völker beschränkt und wird später die indonesischen mit ihren nächsten kontinentalen Verwandten an die ozeanische Abteilung abtreten. Wenn irgendwo, so ist hier ein »künstlerisches Bedürfnis nach Beschränkung auf homogenere Gruppen« berechtigt; es beruht auf der Notwendigkeit, das Arbeitsgebiet gleichmäßig zu übersehen, und die größere Homogenität ergibt sich aus den kulturellen Zusammenhängen. Daß die Durchführung dieser Abgrenzung Schwierigkeiten bietet, ist selbstverständlich; sie sind indessen kaum größer als bei der alten säuberlichen Einteilung nach Kontinenten, die weit mehr die Gefahr der Abschließung oder Zerreißung bedeutet. Der Gewinn für die Bearbeitung der Sammlungen ist indessen heute höher einzuschätzen als Grenzstreitigkeiten; man wird wie überall, wo die Dinge im Werden sind, in zweifelhaften Fällen einstweilen nicht nach Grundsätzen, sondern nach Zweckmäßigkeiten entscheiden.

Durch die Bearbeitung der Abteilungen werden die rohen Bestände des Museums zu einer wissenschaftlichen Sammlung, die auch den öffentlichen Aufgaben des Museums dienen soll. Richter (06, S. 205) sieht diese Aufgaben in der Vorführung fremder Kulturen, ferner darin, »bereits erkannte kulturhistorische Wahrheiten an weitere Kreise zu übermitteln, sie im ethischen Sinne zu nützen, sie erzieherisch zu verwerten«. Das ist nun freilich die Aufgabe aller Museen, die kulturgeschichtliche Denkmäler enthalten, und die völkerkundlichen werden daher für sich den Weg zu ihrer Lösung suchen müssen.

Erinnert man sich der Anfänge, so scheint die völkerkundliche Sammlung zuerst aus mehr oder weniger zahlreichen Stücken bestanden zu haben, die man nur zu großen Gruppen zusammenstellen konnte; alte Etiketten lauten »Südsee« oder »Indianer«. Solche Sammlungen haben sich dann in zwei Richtungen entwickelt, einmal der Masse nach, sodaß sich auch Lücken schlossen, dann aber auch durch die Vertiefung der Bearbeitung, die schließlich jeden Gegenstand auf die kleinste erreichbare Einheit zu beziehen vermochte, auf ein Volk oder einen Stamm. Das Museum stellte früher seinen ganzen Bestand aus, der weder besonders umfangreich war noch zu seinem Verständnis mehr verlangte als die landläufigen Vorkenntnisse. Hält man dagegen heute an der Forderung der Ausstellung des ganzen Bestandes fest, so ist es klar, daß man dem Besucher nicht nur einen sehr großen Stoff vorführt; er wird auch einem kritisch gesichteten und entsprechend angeordneten Stoff gegenüberstellt, der etwa der kritischen Darstellung von Überlieferungen, Berichten usw. in den wissenschaftlichen Quellenwerken der Bibliotheken entsprechen dürfte. Man führt ihn also an die Quellen wissenschaftlicher Forschung und erwartet streng genommen von ihm, daß er aus den vorgeführten Tatsachen weitere Schlüsse selbst ziehen, die Wege der Forschung finden und nachgehen kann. So ergibt sich die Tatsache, daß das Museum an den Besucher heute ganz wesentlich höhere Anforderungen stellt als vor einem Menschenalter. Nun mag freilich die durch-

schnittliche Vorbildung in dem gleichen Zeitraum gleichfalls wesentlich gewachsen sein, aber darauf kommt es kaum an, denn die Museen stehen jedermann offen, und jedes von ihnen wird seine besonderen Erfahrungen über die Zusammensetzung seiner Besucher haben, die nur insofern einheitlich angesehen werden können, als sie Laien sind.

Neben den einfach Neugierigen steht die ansehnliche Gruppe der durch den allgemeinen Wunsch nach einer umfassenderen Bildung geleiteten Besucher, und zu ihnen kommen die anderen, die eine müßige Stunde angenehm ausfüllen wollen. Selbstverständlich fehlen auch die vorgebildeten Besucher nicht, die ihre tiefergehenden Sonderwünsche haben oder mit Fragen der Völkerkunde vertraut sind, ebensowenig die Überseer, die im Verkehr mit Eingeborenen deren Kultur kennen lernten und daraus zu allgemeineren Fragen gelangten. Das Museum kann seine Sammlung jedenfalls kaum für alle Besucher gleichmäßig wirksam aufstellen und wird mit einem Durchschnitt rechnen, also einen Mittelweg suchen müssen, der von Extremen fernbleibt. Übersicht die rein quellenmäßige Darstellung der Denkmäler leicht, daß das öffentliche Museum sich nicht an den Fachgelehrten, sondern an den Laien wendet, so findet auf der anderen Seite die Art der Aufstellung ihre Grenze darin, daß kein Wissen durch einfache Aufnahme, sondern erst durch eigene Mitarbeit festgehalten werden kann, und in der Erfahrung, daß auf die Dauer nicht die bequeme, sondern die zum Nachdenken führende Darstellung Erfolge bringt.

Gleichgültig, wie das einzelne Museum seinen Besuchern gerecht zu werden sucht, muß jedes mit ihrer Fähigkeit und Art der Aufnahme rechnen. Man darf wohl für alle Museen eine große Zahl von Besuchern annehmen, die sie häufiger betreten; in Städten mit starkem Fremdenverkehr stellen auch die einmaligen Besucher einen großen Anteil. Danach kann es wünschenswert für die Aufstellung sein, daß auch der Besucher, der ein einziges Mal durch alle Säle wandert, einen Überblick und einen nachhaltigen Eindruck gewinnen kann. Einen groben Maßstab bildet hier die Erfahrung, daß der Laie etwa 2 bis 3 Stunden lang eine Sammlung mit Nutzen zu betrachten vermag, zumal wenn die Spannung durch Abwechslung erhalten wird. Es ist ferner zu berücksichtigen, daß der Laie nicht eine Auswahl trifft, sondern Stück für Stück mit gleicher Aufmerksamkeit ins Auge zu fassen geneigt ist, also vor gleichartigen Gegenständen ebenso ermüdet wie vor ungleichartigen. Von dem Gesehenen wird in seinem Gedächtnis außer dem Gesamtbild das Auffallende am längsten haften, mag es nun durch Anordnung, Form, Farbe oder durch die Zahl dazu werden.

Wissenschaftlich ist nun gewiß die Beziehung jedes Denkmals auf einen bestimmten Ort oder ein bestimmtes Volk zu fordern, und darauf beruht die Anordnung, die nur die Denkmäler gleicher Herkunft räumlich zusammenfaßt. Richtet man aber danach die öffentliche Sammlung ein, so treten die Lücken der Bestände am schärfsten hervor, und der ganze Aufbau wird gelegentlich unruhig aussehen; es mag auch eine gewisse Einförmigkeit zustande kommen, weil eine Reihe von aufeinanderfolgenden

Behältern unter verschiedenen Überschriften überwiegend Dinge enthält, die von dem ungeschulten Auge im wesentlichen als ähnliche oder gleiche aufgefaßt werden. Das kann der Absicht des Museums entsprechen, wenn die Einheitlichkeit einer über große Räume ausgedehnten Kulturform sinnfällig gemacht werden soll wie etwa bei den Polarvölkern; es kann aber auch umgekehrt eine unerwünschte Wirkung haben und die Spannung des Besuchers abschwächen wie lange Reihen von La Tène-Urnen eines Friedhofs.

Ohne Frage knüpft sich an die Zahl der Gegenstände schon ein Urteil über die »Größe« des Museums. Das gleiche Urteil wiederholt sich in den einzelnen Abteilungen, führt hier aber leicht zu der Vorstellung, daß ein durch zahlreiche Denkmäler vertretenes Volk bedeutender ist als ein anderes, von dem nur wenige Stücke vorhanden sind. Diese Vorstellung ist zutreffend, wenn die Bakuba mehrere Schränke, die Buschleute einen halben Behälter einnehmen, nicht aber in dem Museum, das etwa von Tobi mehr aufstellt als von Palau. Auch innerhalb der einzelnen Gruppe wiederholt sich das. Wenn etwa die Schrankgruppe Neu-Mecklenburg überwiegend die bekannten bunten Schnitzereien enthält, so erdrücken sie die Nachbarschaft und werden als ganz unverhältnismäßig bedeutsam für die Gesamtkultur bewertet. Auf der anderen Seite ist die »Seltenheit« nicht notwendig ein Grund dafür, ein Dutzend Stücke etwa von den Sojoten auszustellen; so sehr sie der Fachmann zu schätzen weiß, so wenig bedeuten sie für den Laien. Das sind Gründe, die einen Ausgleich der Massen herbeiführen. Die Ausstellung von den Admiralitäts-Inseln wird man räumlich soweit verkleinern, daß die von Matthias oder Luf daneben sicher zur Geltung kommen, und die Sammlung von den Salomoinseln darf nicht darum von den »Bukaspeeren« beherrscht werden, weil das Museum damit reichlich versehen ist. Auch die Ausstellung von Reihen gehört hierher. Wissenschaftlich ist in einer großen Anzahl von Gegenstandsgruppen das Vorhandensein von mehreren und sogar vielen gleichartigen Stücken nicht nur erwünscht, sondern notwendig. Das ist ganz besonders der Fall, wenn nicht nur die Formen reich entwickelt sind, sondern der einzelne Gegenstand auch noch der Träger eines Zierats ist, der seinerseits variiert. So wertvoll aber solche Reihen sind, so pflegen sie doch nur dem Fachmann leicht verständlich zu sein. Wollte man nun Reihen in ihrer vollen Bedeutung zeigen, so müßten sie eigentlich, sollen falsche Vorstellungen vermieden werden, überall dort aufgestellt werden, wo sie vorkommen oder von Bedeutung sind; dazu reichen aber die Bestände keines Museums aus.

Solche Gedanken ergeben sich, wenn man gelegentlich Museen um ihrer Besucher willen betritt, und führen zu der Überlegung, ob die Arbeit, die das Museum auf die Ausstellung verwandte, auch einigen Lohn findet. Nicht als ob der Umfang dieser Arbeit ermessen würde, der ja dem Urteil des Laien überhaupt nicht zugänglich ist, sondern es handelt sich darum, ob er allgemeine Vorstellungen neu gewonnen hat. Für diese Fragen scheiden natürlich Ansichten aus wie etwa die, daß das Museum

eigentlich doch viel mehr von den Indianern ausstellen müßte, die doch so populär seien, oder daß bedauerlicherweise in dem algerischen Schrank irgendein Gegenstand fehlt, den der Besucher selbst in Algier gesehen hat; das sind eben Sonderwünsche, die übrigens in ihrer Gesamtheit dem Museum völlige Freiheit in der Behandlung der Sammlung geben. Wohl aber sind die Urteile wertvoll, die erkennen lassen, wieweit das Museum das Ziel seiner Aufstellung erreicht.

Wenn Richter (06, S. 206) verlangt, daß das Museum lehrhaft sei, so muß das Museum für Völkerkunde bei aller Rücksicht auf seine Besucher doch eben die Völkerkunde lehren. Merkwürdigerweise ist die Ansicht nicht eben selten, das Museum stelle die erworbenen Sammlungen einfach irgendwie in die Schränke und habe als eigene Leistung nur die Etikettierung aufzuweisen. Liegt letzterem immerhin die Vorstellung von einer Bearbeitung zugrunde, so wird doch verkannt, daß die Aufstellung an sich eine selbständige Leistung ist. Dabei handelt es sich nicht um die museumstechnischen Dinge, die ja nur Hilfsmittel sind. Vielmehr erfolgt die Anordnung der Sammlungen selbst in einem ganzen Museum ebenso aus einer bestimmten Absicht und Überlegung wie die Zusammenstellung in einem Schrank. Der Aufbau der Sammlungen will ein Volk oder eine Völkergruppe, in einem andern Fall eine Erscheinung des Völkerlebens oder einen wissenschaftlichen Gedanken darstellen. Daraus ergibt sich in gewissem Sinn eine Parallele zu dem mündlichen Vortrag, der das gesprochene Wort benutzt, während das Museum seine Denkmäler bildhaft verwendet. Abgesehen von der Verschiedenheit der Mittel, handelt es sich bei beiden Vorgängen um die gleiche Aufgabe der Darstellung wissenschaftlicher Ergebnisse, die der Literatur oder eigener Arbeit entstammen. Allerdings sind die Hemmungen, denen der Museumsbeamte gegenübersteht, aus sachlichen und technischen Gründen wesentlich größere als die Schwierigkeiten, denen der Vortragende begegnet; darum sind aber beide Arten der Darstellung doch gleichmäßig als wissenschaftliche oder künstlerische Leistungen zu beurteilen, und die bei der einen gewonnenen Erfahrungen können für die andere nützlich sein. Ohne den Gedanken weiter auszuführen, weist Richter darauf hin, daß Anregung und Sinn für die rechte Auswahl der Belehrungsmittel dem akademischen Unterricht entspringen; er hätte auch die öffentlichen Vorträge ausdrücklich nennen können, deren Hörer einem sehr wesentlichen Teil der Besucher des Museums entsprechen. Die Erfahrungen der Vortragenden werden freilich nicht überall durchaus gleiche sein, aber im großen und ganzen vielleicht darin übereinstimmen, daß der Vortrag von Ergebnissen der Forschung, die an wenigen einfachen Schulbeispielen erörtert werden, am besten wirkt, während die Vorführung einer großen Zahl von Einzelheiten und Quellen dem Hörer die Auffassung erschwert. Wendet man solche Erfahrungen auf das Museum an, so ergibt sich eine andere Auffassung der öffentlichen Sammlung als nach der geschichtlichen Entwicklung des Museums. Will man die Erfahrungen des Unterrichts für die Anordnung des Museums nutzbar machen, so ist selbstver-

ständlich, daß das Museum nicht in der Lage ist, die ganze Völkerkunde zu lehren, da ihm immer nur Denkmäler zur Veranschaulichung dienen, auch da, wo es sich etwa um religiöse oder gesellschaftliche Zustände handelt. Es kann nicht die Erscheinungen selbst, sondern nur den stofflichen Ausdruck, den sie gefunden haben, zeigen. Das sind indessen Dinge, die jedes Museum zu seiner Wissenschaft in einen gewissen Gegensatz bringen und die in seinem Wesen begründet sind. Abgesehen hiervon sollte aber ein Museum für Völkerkunde die Völkerkunde ebenso pflegen wie ein zoologisches die Zoologie oder ein kunstgewerbliches das Kunstgewerbe, sonst hat schon die Bezeichnung keine volle Berechtigung, mit der es vor die Öffentlichkeit tritt. Dabei ist zu berücksichtigen, daß das Museum der Forschung als Stoffsammlung gegenübersteht und einen Fehler begehen würde, wenn es sich in seinen Arbeiten durch Forschungsrichtungen bewußt beeinflussen ließe, statt seine Denkmäler und Berichte zu sammeln ohne Rücksicht darauf, ob sie gegenwärtigen Richtungen wichtig sind oder erst künftigen bedeutsam werden können. Daraus folgt dann auch, daß das Museum der Öffentlichkeit gegenüber nicht einseitig eine bestimmte Lehre oder Anschauung vertritt.

Als Ergebnisse, die das Museum darzustellen hat, sind nun augenscheinlich nicht ausschließlich die Ergebnisse der eigenen Arbeit anzusehen, insofern sie Quellen für die weitere wissenschaftliche Verwertung liefern, sondern die Ergebnisse der Völkerkunde. Prüft man die Bestände eines größeren Museums auf ihre Verwendbarkeit für den durchschnittlichen Besucher und die Darstellung wesentlicher Ergebnisse der Forschung, so wird sich wohl immer die Notwendigkeit ergeben, die wissenschaftliche Sammlung daraufhin noch besonders zu bearbeiten. So wie sie entstanden ist, enthält sie sicherlich kein Stück, das nicht unter irgendeinem wissenschaftlichen Gesichtspunkt wertvoll wäre, aber es ist nicht alles gleich wertvoll für die Belehrung des Laien. Das Ergebnis der Bearbeitung der Bestände für ihn wird daher die Aussonderung eines Sammlungsteils sein, der nach seinem besonderen Zweck als Schausammlung bezeichnet werden kann. Die nicht hierfür in Betracht kommenden Teile bilden dann die wissenschaftliche oder Studiensammlung im engeren Sinne, wenn auch damit natürlich nicht gesagt sein soll, daß diese Bestände überhaupt nicht ausgestellt werden. Sie setzen sich aus verschiedenen Dingen zusammen. Da sind zunächst die Stücke, die aus irgendwelchen Gründen für die Schausammlung ungeeignet sind, mögen sie atypisch, beschädigt oder aus anderen Gesichtspunkten auszuscheiden sein. Weiterhin sind die Sammlungsteile zu nennen, die wegen ihres geringen Umfangs sich noch nicht zur Ausstellung eignen, endlich die überschießenden Bestände, die sich aus dem Massenausgleich ergeben. Daraus allein folgt schon, daß die Studiensammlung einen zum Teil wechselnden Inhalt besitzt; je nach den Erwerbungen, die die Jahre bringen, wachsen einzelne Gruppen zu ausstellungsfähigen heran, während umgekehrt Veränderungen in der Schausammlung von dorther Stücke in die Studiensammlung weisen können. Jedenfalls aber wird man auch die Studiensammlung nicht völlig abschließen. Abgesehen davon, daß sie natürlich jedem Gelehrten zugänglich sein muß,

liefert sie den Stoff für Sonderausstellungen und Neuordnungen. Das Museum, das etwa große Bestände von Aua und Wuwulu hat, wird sie schwerlich vollständig in die Schausammlung bringen, wohl aber gut verwerten können, wenn es sich darum handelt, den Formenreichtum winziger Koralleninseln zu zeigen, die trotz der verschiedenartigen Besiedelung und dank der Abgeschlossenheit eine eigenartige Kultur entwickeln konnten; große Reihen von landwirtschaftlichen Geräten werden in einer Sonderausstellung des Hackbaus, Ziermatten in einer solchen der Ornamentik zur vollen Geltung kommen und hier, wo sie einen bestimmten Gedanken veranschaulichen sollen, vielleicht eindrucksvoller sein als in dem Zusammenhang der übrigen Denkmäler ihrer Verfertiger.

Die Studiensammlung ist nicht ohne weiteres mit der Magazinsammlung gleichbedeutend, in der oft jahrelang Teile und selbst Abteilungen der Bestände schlummern müssen, weil es an Raum für ihre Ausstellung mangelt. Wohl aber besteht der Gegensatz, daß die Studiensammlung nur vorübergehend und jedesmal teilweise ausgestellt wird, während die Schausammlung die dauernd zur Ausstellung geeigneten Stücke umfaßt. Dadurch wird vor allem auch ihre Anordnung bestimmt, die auf die Unterscheidung vergleichender und beschreibender Arbeit Rücksicht zu nehmen hat, auf die Zusammenfassung mehrerer Völker zu einer Kulturgruppe usw.

So ergibt sich zunächst die Notwendigkeit, die Schausammlung wieder zu zerlegen in einen beschreibenden und einen vergleichenden Teil. Der erstere ist aber nicht unbedingt nach Völkern und Völkchen aufzuteilen, sondern nach größeren Kulturgruppen, und nicht peinlich geographisch, sondern nach Verwandtschaft und Gegensätzlichkeit anzuordnen. Es steht nichts im Wege, die Sammlung von den Aino mit der sibirischen statt der japanischen zu verbinden, die Denkmäler der Madagassen je nach ihrem überwiegenden Anteil der Bestände an die der Neger oder der Malaien anzuschließen. Auf der anderen Seite gehören die Sammlungen von den Marshall-, Gilbert-, Ellice-Inseln zusammen, nicht weil diese auf der Karte so aufeinanderfolgen, sondern weil sie kulturell eine Gruppe bilden, zu der auch Sikaiana, Nuguria usw. zu rechnen sind. Besitzt das Museum ausreichende Bestände von jeder Untergruppe, so ist das sehr erfreulich, ist es aber nicht der Fall, so kann die Sammlung von einer einzigen bei entsprechender Durcharbeitung zur Kennzeichnung der ganzen Hauptgruppe genügen. Nicht die kleinsten erreichbaren und von der Wissenschaft geforderten Einheiten sind für den Laien voll verwertbar und darum wichtig, sondern die größeren Gruppen, die leichter lebendige Vorstellungen erwecken. Sie gestatten auch oft die Verknüpfung der ausgestellten Denkmäler mit geographischen und anthropologischen Begriffen, ferner die Berücksichtigung der Wirtschaftsformen, und empfehlen sich zumal dort, wo sie an Vorstellungen anknüpfen können, die bei dem Besucher bereits vorhanden sind: Die »indianischen Jäger der Prärie« werden als Gruppe verständlicher sein als die vielen Stämme, die sie bilden, mögen ihre Denkmäler noch

so sorgsam nebeneinander aufgereiht stehen. Nun ist aber die Aufgabe der Schausammlung nicht erschöpft mit der verständlichen Vorführung einer größeren oder kleineren Zahl von Kulturgruppen auf Grund der gerade vorhandenen Bestände. Es ist auch erwünscht, daß sie einen Überblick über das Gebiet der Völkerkunde gibt. Dazu ist eine Auswahl selbstverständlich, die wissenschaftlich wichtige Gebiete gewissermaßen in Stichproben vorführt. Zu den der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit der Naturvölker angehörenden Denkmälern treten dann etwa die aus deren Wohngebieten stammenden »prähistorischen« Stücke, weiterhin die der heutigen europäischen Völker, soweit sie noch den Typus des Naturvolkes zeigen, und ebenso die hierher gehörenden Denkmäler aus früheren Zeiten Europas und Westasiens oder Nordafrikas. Daß solche Sammlungen schon in Museen anderer Bestimmung vorhanden sind, ist kein Gegengrund, denn dort sind sie nach anderen Gesichtspunkten aufgestellt, und es kommt gerade darauf an, sie im Lichte der Völkerkunde zu zeigen. Die Einbeziehung einer Auswahl dieser Gebiete rechtfertigt sich übrigens auch durch eine praktische Überlegung. Die Kulturen der Amerikaner, Afrikaner, Indo-Ozeanier usw. sind für den Europäer fremdartige. Schon die Aufnahme der islamischen oder der Mittelmeerkulturen, die der Laie oft aus anderen Zusammenhängen kennt, wird ihn auf den Gedanken bringen, daß die Kulturen der Naturvölker eben nicht völlig alleinstehn, sondern mit jenen nach ähnlichen Gesetzmäßigkeiten entstanden sein können; in den europäischen Sammlungen aus der Gegenwart findet er dagegen vor allem die unmittelbare Anknüpfung an seine eigene Erfahrung, denn auch die Stadtbevölkerung stammt zu einem großen Teile unmittelbar vom Lande, das heute noch die Träger der Kulturformen beherbergt, die denen der Naturvölker verwandt sind. Der Laie sucht erfahrungsgemäß die Beziehung zu den heutigen Naturvölkern nicht über die ihm ja meist unbekannten wissenschaftlichen Erwägungen des Fachmannes, sondern von dem ihm vertrauten Vorstellungskreise aus; hier bieten europäische Sammlungen die Möglichkeit zur Einschränkung des fremdartigen Eindrucks und gleichzeitig zur Erweckung der Vorstellung von der allgemeinen Verbreitung gewisser kultureller Erscheinungen und Vorgänge. Wo das eintritt, wird das höhere Ziel des Museums erreicht, werden die auf den eigenen Kreis oder die westeuropäische Kultur eingestellten Gedankenreihen erschüttert und allgemeine, kulturgeschichtliche angeregt werden können.

Auch wenn man die Schausammlung auf das Gesamtgebiet der Völkerkunde einrichtet, wird dem Besucher die Auffindung allgemeiner Gesichtspunkte nicht überall gelingen. Allein das Museum kann ihn eine Strecke weit geleiten, wenn es der Völkerkunde darstellbare Begriffe entnimmt und in einer allgemeinen oder vergleichenden Abteilung zeigt. Daß eine völkerkundliche Sammlung die notwendige Ergänzung der volkskundlichen bildet, hat Foy (09, S. 53) eindringlich betont; sie ist die »unumgängliche Vorarbeit und Grundlage für die eigentliche Aufgabe der Völkerkunde«. Das gilt ganz ebenso für die Schausammlung, in der die Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit für die Besucher verwertet werden müssen. Auch Weule

(10, S. 159) tritt für den Anschluß einer ethnologischen an die ethnographische Sammlung ein und hat diesen Plan wiederholt durch Sonderausstellungen vergleichender Art verwirklicht. Als Ausgangspunkt ergibt sich ihm da zunächst die übersichtliche Zusammenstellung der Methoden der Feuererzeugung, der Wertmesser und des Geldes. Ihr Wert liegt darin, daß sie dem Besucher einen Überblick über den Formenkreis je eines Kulturelements geben, auch die Wiederkehr des gleichen Grundgedankens bei verschiedenen Völkern zeigen, wie er gerade z. B. bei der Erfindung oder Ausbildung der Wertmesser und des Geldes hervortritt. Einen weiteren Gedanken wird man freilich solchen Zusammenstellungen nicht ohne weiteres zugrunde legen dürfen. Erwünscht wäre die Darstellung des Entwicklungsganges einzelner Denkmäler, jedoch bestehen hier besondere Schwierigkeiten. Man kann gewiß den Knüppel als Ausgangsform mit dem Speer, dem Schild, der Keule, dem Bumerang usw., durch Zwischenformen verbunden, aufstellen und dadurch dem Besucher den Verlauf einer Entwicklung zeigen. Das Bedenken, das gegen solche Reihen zu erheben ist, besteht jedoch darin, daß sie so zusammengestellt sind, wie man sich ihren Verlauf »am einfachsten vorstellen« kann, mit anderen Worten, die Reihe ist eine systematische und hat nicht ohne weiteres genealogische Bedeutung, könnte aber doch in dieser Weise mißverstanden werden.

Der Übergang aus den Sälen, die die Kulturgruppen beschreibend darstellen, in die allgemeine Abteilung der Schausammlung hat für den Besucher den Wert, daß ihm die Möglichkeit einer Zusammenfassung der verschiedensten über die Einzelsammlungen verstreuten Dinge vor Augen geführt wird. Er folgt damit der Entwicklung der Völkerkunde, die zunächst mit der Zusammenstellung des bei verschiedenen Völkern Gleichartigen beginnen mußte, und steht nicht mehr der Schilderung von Zuständen bei diesen oder jenen Völkergruppen gegenüber, sondern einer Vereinigung von Denkmälern, die einen bestimmten wissenschaftlichen Gedanken veranschaulichen soll. Man erhofft dann von ihm, daß er diesen an einen oder einigen Beispielen erläuterten Gedanken festhält und auf den ethnographischen Teil der Schausammlung überträgt, womöglich seinerseits versucht, weitere Beispiele selbst aufzufinden, also mit einer wissenschaftlichen Vorstellung an die Schränke heranzutreten, zu vergleichen statt nur zu betrachten. Nun ist aber der einfache Hinweis auf den Beginn völkerkundlicher Arbeit kaum hinreichend, er bedarf der Ergänzung durch die Angabe der Richtung, in der sich die Vergleichung bewegen soll.

Der Entwicklungsgedanke, der heute alle Anschauungen beherrscht, wird vielen Besuchern des Museums an sich vertraut sein, soweit sie überhaupt mit geistigen Strömungen Fühlung haben. Sie werden ihn auch auf volkskundliche Dinge leicht anwenden können. Darüber hinaus kommt ihnen doch die übrigens nicht selten unmittelbar geäußerte Frage, was denn nun die Wissenschaft mit dem Stoff anfange. Das führt zu der Überlegung, wie die Begriffe und die Arbeitsweise der Wissenschaft dem Verständnis auch ohne das gesprochene Wort nahezubringen

wären. Am Anfange steht augenscheinlich die Tatsache, daß alle Exemplare eines Gegenstandes untereinander Verschiedenheiten aufweisen. Außer der Variabilität, die einfach darin begründet ist, daß der Handwerker kaum jemals z. B. Kalkkalabassen in einer der maschinenmäßigen Herstellung entsprechenden Übereinstimmung anfertigt oder daß Pfeifenköpfe ungleiche Formen erhalten, weil sie von verschiedenen Personen desselben Volkes hergestellt werden, ist auf die der Verschiedenheit der Völker entsprungene Variabilität etwa von Wurfeisen, Pfeilen, Löffeln u. a. hinzuweisen. Daran läßt sich auch der Begriff der Reihe aufzeigen, der allgemein gültig und daher vor allem in der allgemeinen Abteilung zu behandeln ist. Räumliche Verbreitung und zeitliche Tiefe sind weitere feststehende Begriffe. Ist bei der reinen Variabilität die Frage des Herkunftsortes nebensächlich, so tritt hier ihre volle Bedeutung hervor; die räumliche Verbreitung etwa des mikronesischen Webeapparats, der Trommel mit Pflockspannung usw. kann als Beispiel dienen. Zur Verdeutlichung der zeitlichen Tiefe mag ein altägyptisches und ein abessynisches Sistrum dienen, eine Reihe von Fibeln und Sicherheitsnadeln, der indonesische Schuppenpanzer in Verbindung mit einem Abguß von der Trajanssäule, der die asiatischen Hilfsvölker in der gleichen Waffe darstellt. Nun ist aber die räumliche Verbreitung natürlich auch in der Zeit verlaufen. Die Geschichte des indischen Schattenspiels und des tschudischen Steigbügels, der Armbrust und des Mankalaspiels läßt ohne weiteres erkennen, daß ihre Verbreitung oder vielmehr die Ausdehnung ihres Verbreitungsgebietes in längeren Zeiträumen erfolgte unter gleichzeitiger Wandlung der Formen. Damit verbindet sich dann die Vorstellung der Wanderung von Menschen und der Übertragung von homologen Kulturelementen.

Daß indessen nicht jedes Vorkommen eines Gegenstandes an verschiedenen Orten auf Wanderung beruhen muß, zum mindesten in diesem Sinne noch nicht erklärt ist, wird gleichfalls zu zeigen sein. Zu der Gruppe von homologen Stücken muß daher die der analogen treten, die etwa das Vorkommen gleicher Beilschäftungen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten nachweisen mag oder die Verbreitung der Kinderpuppe, der Mehlreibe usw.

Während die Analogien zu den bekannten psychologischen Folgerungen führen, die eine besonders sinnfällige Darstellung kaum gestatten, ist das Umgekehrte bei den Homologien der Fall, da die Verwandtschaft und Verbreitung unmittelbar zu den Kulturkreisen führen. Der von L. Frobenius (98) aufgestellte westafrikanische ist unter dem lehrhaften Gesichtspunkte bequem verwendbar, da er die schulmäßige Deckung von Verbreitungsgebieten einer Anzahl von Denkmälern erkennen läßt; so empfiehlt er sich nicht nur aus geschichtlichen Gründen, um diesen Begriff verständlich zu machen. Umgekehrt läßt sich die Zugehörigkeit einer Bevölkerung zu mehreren Kulturgebieten an einer Sammlung aus Madagaskar oder der Sta. Cruz-Gruppe aufzeigen. Von dem Kulturkreis, der die zunächst einzeln betrachteten Kulturelemente miteinander verbindet und einen größeren oder kleineren Ausschnitt

aus dem Kulturbesitz einer Gruppe von Völkern darstellt, die irgendwann und irgendwie zueinander in Beziehung gesetzt wurden, führt eine Verbindung zu den Völkern selbst, die durch Umwelt und Rasse kulturell bestimmt sind. Diese Beziehungen bedürfen der Darstellung auch in der Schausammlung, um dem Besucher die Grundlagen der Völkerkunde klarzulegen, obgleich sich gerade die Verbindung zwischen Kultur und Umwelt auch aus der ethnographischen Aufstellung ergibt. Die den klimatischen Verhältnissen ursprünglich parallel gehende Form der Kleidung und Ähnliches mag sie noch besonders erläutern. Dabei handelt es sich freilich nicht darum, die Art der Verknüpfung zu verfolgen, über die recht wenig feststeht, sondern nur die Tatsache des Zusammenhanges schulmäßig hervorzuheben.

Auch die Beziehungen der Kultur zur Rasse sind schwierig darzustellen, wenn schon aus einem ganz anderen Grunde. Liegt gegenüber der Anthropogeographie die Erschwerung in der Vielseitigkeit und Vieldeutigkeit der Beziehungen zur Umwelt, die die Denkmäler zeigen, so fehlt es ihnen auch der Rasse gegenüber an sicher und eindeutig festgestellten. Zusammenhänge zwischen den Denkmälern und der Psyche sind hauptsächlich erst auf dem Gebiete der künstlerischen Betätigung erkennbar, und für die Zwecke der Schausammlung handelt es sich zunächst nicht um die gemeinsamen Züge der Kunstentwicklung, sondern im Gegenteil um die besonderen, deren Vorhandensein in der vorläufigen Bezeichnung »Rassengeschmack« ihren Ausdruck findet. Man könnte ihn dadurch darzustellen versuchen, daß man ein und dasselbe Vorbild der Kunstübung, etwa den menschlichen Körper, wie er meist im Zusammenhang mit dem Ahnendienst stilisiert wird, zu einer Übersicht der Stile verwertet. Dabei wird allerdings sehr zu erwägen sein, wie weit unvollkommene Wiedergaben, die aus der Vergangenheit stammen, aber auch noch der Gegenwart angehören, berücksichtigt werden können, ohne den Zweck der Aufstellung insofern zu gefährden, als sie im Sinne einer Entwicklung verstanden wird, für die heute noch die sicheren Unterlagen fehlen.

Schließlich kann es erwünscht sein, den Besucher mit der äußeren Erscheinung der Rassen bekannt zu machen und gleichzeitig mit den Mitteln und Ergebnissen, die die Wissenschaft zu ihrer Unterscheidung führte. Die anthropologische Schausammlung schließt sich daher der völkerkundlichen am leichtesten an.

Wenn die ethnographische Schausammlung ihre Lücken aufweist, so hat die ethnologische ihre Mängel. Ganz abgesehen von Schwierigkeiten, die insofern technische sind, als sie von dem Bestande an Denkmälern abhängen, ist es nicht immer leicht, einen Gedanken im Rahmen der vorhandenen eindeutig zum Ausdruck zu bringen, und überdies fehlt es noch an Vorarbeiten. Lichtwark (02, S. 56) hat in der Brinckmann-Festschrift gesagt, »daß ein wirklich einführendes Museum nur auf Grund des eingehendsten wissenschaftlichen Studiums ausgebildet werden kann«. Dieser allgemein gültige Satz zielte zunächst nur auf das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe, das Brinckmann in 25 Jahren aufgebaut hatte, gestützt auf eigene Ar-

beiten, aber doch auch auf den Schatz von Erkenntnis, den andere vor ihm und mit ihm gewannen. Der Völkerkunde fehlen die Vorarbeiten in ganz anderem Maße als dem Kunstgewerbe, und so bedarf sie noch einer großen Spanne Zeit, ehe sie eine ihren eigenen Wünschen und Bedürfnissen entsprechende ethnologische Schausammlung zeitigen kann. Das Museum, das sie zustande bringen will, wird auch Versuche zu zeigen nicht verschmähen dürfen, so sehr es sich auch der Mängel bewußt sein mag. Allgemeine Gesichtspunkte der Völkerkunde wird man wohl stets in der vergleichenden Sammlung darstellen; sie sind Ergebnisse der Forschung und zugleich Anweisungen zur Betrachtung der beschreibenden Sammlung, die der Schaustücke bedarf, nicht im Sinne der festlichen Schau- und Prunkgeräte der historischen und kunstgewerblichen Museen, sondern in dem eines klaren und einfachen Ausdrucks des zugrunde liegenden Gedankens.

Nächst der Art der Aufstellung wird die Schausammlung durch die Erläuterungen für den Besucher gekennzeichnet. Unzweifelhaft sind völkerkundliche Sammlungen schwer verständlich. Die dem gebildeten Besucher geläufige Betrachtung nach künstlerischen Gesichtspunkten ist nur auf einen Teil der Sammlung anwendbar und kann auch ihm nicht völlig gerecht werden. Die kulturgeschichtliche Betrachtungsweise dagegen, die sich etwa an historischen oder archäologischen Sammlungen herausgebildet hat, ist weniger Allgemeingut als die künstlerische, und jedenfalle begegnet sie in den völkerkundlichen Sammlungen fremdartigen Gegenständen in einem ungewohnten Zusammenhang. Neben Speeren, Körben, Löffeln und anderen ohne weiteres erkennbaren Dingen stehen Wurfeisen, Maniokpressen, Fellkratzer, die der Erklärung bedürfen, und die kleinen Reißwaffen der Frauen aus Aua, die auf einer Seite bis zum Griff mit Haizähnen besetzt sind, wird der Laie für Sägen halten. Weiterhin ist eine Erdhacke erst im Zusammenhang einer Vorstellung vom Hackbau zu würdigen, und zum Verständnis eines mit langen Stoffquasten, Eisenstücken und Schellen besetzten Mantels gehört eine Auseinandersetzung über den Schamanismus.

Die Gestaltung solcher Erläuterungen ist vielleicht eine der schwierigsten Aufgaben, die dem völkerkundlichen Museum gestellt ist, und sie wird nicht erleichtert, wenn man sich vergegenwärtigt, daß es sich eigentlich um zwei Fragen handelt. Auf der einen Seite ist zu entscheiden, wieviele Kenntnisse vorausgesetzt werden sollen und wieweit die Erläuterungen zu gehen haben, auf der anderen steht die Notwendigkeit, diese räumlich unterzubringen.

Schon die vorauszusetzenden Kenntnisse führen natürlich auf den Besucher, der bei der Lage des Museums in der Stadt vorwiegend Städter ist. Wahrscheinlich verfügt er also vorwiegend über eine Buchwissen, während das den Landmann, Fischer, Handwerker auszeichnende und für das Verständnis der völkerkundlichen Sammlungen besonders wertvolle Berufswissen weniger allgemein sein wird. Nur in Gebieten der Textilindustrie ist ein »Kreuz« oder »Schwert« ebensowenig weiterer Erklärung bedürftig wie im Gebiet der Fischerei etwa die »Wade« oder der »Spinner«. Geographische

Kenntnisse werden stets vorhanden sein, wenn auch vielleicht nicht die zunächst in Betracht kommenden anthropogeographischen, während anthropologische kaum vorausgesetzt werden dürfen, mag das Fach auch Gegenstand von populären Darstellungen sein. Das eigene Gebiet der Völkerkunde ist dagegen immer noch wenig bekannt, obgleich hier durch die Werke von Ratzel und Schurtz, den Leitfaden von Weule (12) oder kleinere Sammelwerke schon verhältnismäßig viel erreicht ist.

Bieten sich also nach dieser Seite hin Anknüpfungen, wenn auch verschiedenwertige, so liegt eine obere Grenze für die Erläuterung, die das Museum vom wissenschaftlichen Standpunkt aus einhalten müßte, höchstens darin, daß die Behandlung noch ungeklärter Fragen den Laien verwirren wird. Abgesehen hiervon ist aber nur zu wünschen, daß dem Besucher Gelegenheit gegeben wird, so weit in die Völkerkunde einzudringen, als er selbst es will.

Die Begrenzung der Erläuterung scheint zum Teil mit der zweiten Frage zusammenzuhängen, nämlich der nach der räumlichen Unterbringung der Erklärungsmittel. In den Anfängen der völkerkundlichen Museen war diese Frage kaum eine brennende. Jedes Stück der ausgestellten Sammlung erhielt ein Etikett, auf dem kurz die Bezeichnung und die Herkunft verzeichnet war oder eine Nummer stand, die auf den als einfache Liste gehaltenen Führer verwies. Erst die Entwicklung der Völkerkunde führte zu der Forderung wirklicher Erklärungen, und damit begannen die Schwierigkeiten, denn das Etikett kann nur eine beschränkte Zeilenreihe aufnehmen, wenn der Schrank nicht unerfreuliche Erinnerungen an das Schaufenster des vorstädtischen Warenhauses wecken soll. Einen Ausweg bietet zunächst die Aufstellung der Sammlung nach Gegenstandsgruppen, von denen jede eine zusammenfassende Erklärung erhalten kann, so daß das Etikett des einzelnen Stückes entlastet oder auch entbehrlich wird. Außerdem aber wurde der Führer entwickelt und nahm die Erläuterungen auf, die im Schrank und auf dem Etikett keinen Platz finden konnten. Er ist nicht mehr rein auf die Sammlung zugeschnitten, sondern erhielt durch Foy (1906) und Weule (1913) die Form eines kurz und elementar gehaltenen Lehrbuchs, für dessen Ausführungen die ausgestellte Sammlung die Veranschaulichung bildet. Seine Geschichte scheint also eine Parallele zu der der Schausammlung zu bieten, insofern beide mit einer Darstellung von Quellen der Völkerkunde begannen und jetzt bei der Darstellung der Völkerkunde an ausgewählten Beispielen anlangen. Natürlich hat daneben auch der von dem geringen Bestande abhängige Führer in Listenform seine Berechtigung, darum ist aber der Fortschritt nicht geringer, wenn er auch den völkerkundlichen Führer nicht von den Mängeln zu befreien vermag, die im Wesen der Museumsführer liegen. Eigentlich müßten sie vor dem Besuch der Sammlung gelesen werden, um vollen Nutzen zu stiften und die Arbeit des Verfassers zu lohnen, der einen gewaltigen Stoff in ein kleines handliches Buch zusammenzudrängen vermochte. Der

Regel nach wird aber der Führer erst beim Betreten des Museums gekauft, und dann fällt es dem Besucher doch schwer, den völlig neuen Stoff, den Sammlung und Führer bieten, gleichzeitig zu bemeistern. Sieht man von den Besuchern ab, die im Bewußtsein ihres sonstigen Wissens auch mit der Völkerkunde leicht fertig zu werden gedenken und daher den Führer »nicht brauchen«, so liegt sein Hauptwert in der Nachwirkung; der Besucher hat in ihm ein Lehrbuch erworben, das er nach dem Museumsbesuch lesen kann, so daß er, so hofft man, zu wiederholten und eindringlicheren Besuchen veranlaßt wird.

Bei der Frage der räumlichen Unterbringung der Erklärungen scheint es sich also heute darum zu handeln, wieviel davon im unmittelbaren Zusammenhang mit der Sammlung gegeben werden soll oder kann und was dem leicht zugänglichen Buch vorbehalten bleibt. Diese beiden Gruppen nach der Wichtigkeit zu trennen, ist vielleicht nicht leicht, denn der auf diese Weise mitteilbare Stoff ist begrenzt und wird an sich schon nur das Notwendigste umfassen können. Nun scheiden sich freilich die Besucher des Museums äußerlich in zwei Gruppen. Die einen begnügen sich mit dem Durchwandern der Säle, die anderen gehen ernsthafter an die Sammlungen heran und fragen daher nach einem Führer oder anderen Büchern. Wieweit beiden Teilen die eingehende Erklärung jedes einzelnen Stücks der Sammlung wichtig ist, bleibt fraglich, wahrscheinlich genügt die kurze Kennzeichnung derjenigen Stücke, die nicht aus der täglichen Erfahrung des Europäers in eine bekannte Gruppe von Dingen eingereiht werden können, also etwa eines Schwirrholzes oder eines Taroschabers, der wie eine Axt aussieht.

Schließlich ist es erwünscht, die ausgestellte Sammlung eines Volkes nicht als Ding für sich zu behandeln, sondern im Rahmen der benachbarten zu zeigen, wozu am einfachsten vielleicht kleine Karten verwandt werden, die dann nicht die geographische Lage des Wohnsitzes durch den bekannten roten Fleck angeben, sondern außerdem die Umgebung kennzeichnen. Diese Angaben führen dann weiter zur Umwelt und der Erläuterung der Wirtschafts- und Gesellschaftsform, der sprachlichen Zugehörigkeit des Volks usw. Wahrscheinlich wird das Kärtchen noch im Schrank selbst Platz finden können, aber jede weitere Erklärung muß außerhalb angebracht, also in den Führer übernommen werden, falls sich im Raume selbst nicht ein geeigneter Platz herrichten läßt. Beide Wege legen indessen starke Beschränkungen auf und werden einem Bruchteil der Besucher nicht genügen. Daraus folgt dann die Einrichtung eines öffentlichen Lesezimmers mit ausgewählten Werken, in dem der Besucher sich weiter belehren kann. Wie die Frage der Erläuterung behandelt wird, ist natürlich Sache des einzelnen Museums, das sich dabei nach seinen Beständen und ebenso nach seinen Besuchern richten wird. Dabei können gewiß verschiedene Wege eingeschlagen werden. Gemeinsam scheint aber allen oder doch den meisten zu sein, daß die ausführliche Etikettierung jedes einzelnen Gegenstandes verlassen und der Schrankinhalt dadurch von störendem

Beiwerk entlastet wird, daß ferner die allgemeineren Erklärungen außerhalb des Schrankes ihren Platz finden.

Wenn es möglich ist, aus den wissenschaftlich bearbeiteten Beständen eine Schausammlung auszusondern, so ist der Entschluß dazu leichter gefaßt als ausgeführt. Jede Sammlung wird zwar unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten erworben, aber die Bestände aus den einzelnen Gebieten haben recht verschiedenen Umfang. Daher handelt es sich nicht einfach darum, aus der vorhandenen Fülle auszuwählen, was in die Schausammlung zu überführen wäre, sondern um wesentlich langwierigere Dinge; denn zu der Umordnung des Vorhandenen kommt die nunmehr doppelte Aufgabe, die Studien- und die Schausammlung zu vermehren. Die Einengung des Sammelgebiets, wie sie durch ältere und verwandte Museen am gleichen Orte oder im gleichen Lande geschieht, kann nur für die Studiensammlung gelten, die dadurch auf die Gebiete und Kulturen beschränkt wird, die anderwärts nicht vorhanden sind oder nicht gepflegt werden. In der Schausammlung dagegen, die der Völkerkunde gerecht werden soll, kann diese Beschränkung nicht maßgebend sein, denn sie hat nicht Stoff zu sammeln und zu ordnen, sondern wissenschaftliche Ergebnisse zu veranschaulichen. Am einfachsten ist vielleicht noch die vergleichende Sammlung herzustellen, da manche allgemein gültigen Dinge ebenso an afrikanischen wie an ozeanischen oder anderen Denkmälern dargestellt werden können, aber auch hier ergeben sich Schwierigkeiten allein aus Mangel an geeigneten Stücken. In der beschreibenden Schausammlung ist es zunächst nicht schwer, die vorhandenen reichen Bestände auf ein Durchschnittsmaß zurückzuschneiden und etwa eine große Sammlung von den Eskimo soweit zu verkleinern, daß sie nicht alle anderen Bestände aus dem Polargebiet weit überragen. Anders liegen die Dinge bei kleinen Sammlungen, die unter diesem Durchschnittsmaß bleiben. Wissenschaftlich kann ihre Vermehrung unter Umständen erwünscht sein; vom Standpunkt der Schausammlung dagegen wird zu fragen sein, ob sie notwendig ist, um eine merkliche Lücke auszufüllen. Man kann an einer Sammlung aus Samoa die wesentlichen Züge der polynesischen Kultur zeigen und daher die wenigen Stücke, die vielleicht aus Tahiti und Hawaii vorhanden sind, der Studiensammlung überweisen. Entschließt man sich aber zur Ausstellung, so wird man sie ergänzen müssen, und wenn aus irgendeinem Grunde die ägäische Kultur gezeigt werden soll, so genügen dazu nicht schon die paar Gegenstände, die das Museum einmal zufällig erwarb. Nun handelt es sich natürlich nicht darum, alle Völker aller Zeiten vorzuführen, sondern nur um eine Auswahl, die jedes Museum nach seinem Rahmen in weiten Grenzen selbst treffen kann. Aber auch dann ist die Frage der Vermehrung noch nicht ganz gelöst. Soweit möglich, wird man die Schausammlung aus echten Stücken aufbauen, wo aber die Kosten im Verhältnis zu dem Zweck zu hohe oder echte Stücke nicht erreichbar sind, müssen Nachbildungen eintreten. Gerade die doppelten Anforderungen, die die beiden Teile der

Schausammlung stellen, werden sowieso den Nachbildungen die Berechtigung geben, denn mehr als eine wissenschaftliche Arbeit, deren Ergebnis im Museum dargestellt werden soll, beruht auf einer oder der anderen ganz bestimmten Form eines Denkmals, die man in einem zweiten Stück zu erwerben nicht immer hoffen darf. Solche Nachbildungen wird das Museum nach seinen eigenen Stücken selbst anfertigen können oder von anderen zu erhalten bestrebt sein, schließlich auch einmal nach guten Abbildungen herzustellen versuchen müssen, wo ihm die stoffliche Beschaffenheit die räumliche Entfernung der Vorlage oder auch andere Gründe die Nachbildung verwehren. Ernsthafte Bedenken werden sich kaum erheben lassen. Nachbildungen, mögen sie aus Gips oder anderen Stoffen gefertigt sein, müssen natürlich durch entsprechende Stempel u. a. sicher und dauerhaft gekennzeichnet werden. Aber ein weiteres Bedenken als das des Mißbrauches, dem übrigens vorgebeugt werden kann, besteht nicht. Ein öffentliches Museum darf nicht den Standpunkt des Privatsammlers einnehmen, dessen Freude am eifersüchtig gehüteten »Unikum« gelegentlich zu einem erheblichen Teil darauf beruht, daß ein anderer das gleiche Stück überhaupt nicht oder doch wenigstens nicht in gleicher Güte hat. Zumal Stücke, die der Schausammlung zugute kommen, sollte man freigebig in Nachbildungen austauschen; der gute Geschmack wird dann auch ohne Vorschrift des Gebers dazu führen, daß auf dem Etikett der Nachbildung das Museum angegeben wird, das das Orginal besitzt. Noch keine archäologische Sammlung z. B. hat an ihrem Ruhm dadurch gelitten, daß einzelne oder viele ihrer Originale nachgebildet wurden und werden, sondern höchstens dadurch gewonnen.

Auf der anderen Seite folgt daraus, daß eben nicht die Ausstellung der Kulturdenkmäler aller Völker nötig ist, eine größere Bewegungsfreiheit. Unzweifelhaft gibt es Völker, deren Kulturen so wichtig sind, daß ihre Denkmäler in jedem Museum vorhanden sein müßten, mag man dabei an Japaner oder Buschmänner u. a. denken. Damit ist die Möglichkeit eines Zusammenarbeitens der Museen zum Zweck ihrer Erwerbung gegeben, das den besonderen Vorteil einer wesentlichen Verringerung der Kosten für das einzelne mit sich bringt. Der Gesichtspunkt der Notwendigkeit gilt aber für die Denkmäler recht vieler Völker nicht, wenn sie auch erwünscht sein mögen. Das einzelne Museum kann daher dort mit der Vermehrung der Sammlung aufhören, wenn der Bedarf der Schausammlung gedeckt ist, hier aber sich den sorgfältigen Ausbau eines begrenzten Gebietes als wissenschaftliche Aufgabe stellen. Selbst eine Vereinbarung unter den Museen eines Landes wäre nach dieser Richtung hin derart denkbar, daß jedes ein anderes Gebiet eingehend in der Studiensammlung pflegt. Das einzelne Museum hat immer nur beschränkte Mittel zur Verfügung, während die Anforderungen an die Genauigkeit der wissenschaftlichen Bestimmung der Denkmäler stetig wachsen, sodaß die Aussendung eigner geschulter Sammler sich immer notwendiger macht; hier ist eine Arbeitsteilung nach regionalen oder sachlichen Gesichtspunkten möglich. Jedenfalls steht die Sammelarbeit verschiedenen

Aufgaben gegenüber, je nachdem es sich um die Studien- oder die Schausammlung handelt; die letztere kann nicht unter einem gewissem Maß bleiben, die erstere dagegen läßt sich beschränken und zugleich vertiefen.

Eine besondere Stellung hat die Dublettensammlung, die im Lauf der Zeit unvermeidlich entsteht. Der Laie pflegt schon Stücke als Dubletten anzusehen, deren Verschiedenheit er nicht wahrnimmt oder in ihrer Bedeutung nicht versteht. Damit wird man sich abzufinden haben. Auf der anderen Seite soll nicht geleugnet werden, daß man auch in der Ablehnung der Dublette zu weit gehen kann. Wendet man genug Scharfsinn auf, so ist eben wegen der Herstellung der Denkmäler durch die menschliche Hand der Begriff der Dublette überhaupt das Ergebnis einer nicht genügenden Schulung. Allgemeine Regeln für die Aussonderung von Dubletten werden allerdings kaum aufzustellen sein, aber ihre Erkennung oder Anerkennung hängt schon stark von dem Standpunkte ab, den man einnimmt. Es ist ein Unterschied, ob man ein Stück zur Dublette macht, weil eine Reihe auch ohne dies verständlich bleibt, oder ob man nach ausreichenden Unterschieden sucht, um auch das zweite Stück behalten zu können.

Dabei bleibt noch unberücksichtigt, daß man über wesentliche und unwesentliche Abweichungen verschiedener Meinung sein kann. So zweifellos es Dubletten gibt, so wenig ist es ferner möglich, die weitere Frage grundsätzlich zu entscheiden, was aus ihnen werden soll. Die Raumfrage oder vielmehr der Raummangel der Museen hat die Auffassung begünstigt, daß Dubletten entbehrlich sind und abgegeben werden sollten, womöglich im Austausch gegen noch nicht vorhandene oder in anderer Beziehung die Sammlung ergänzende Stücke. Gerade diese Möglichkeit wird stets den Wunsch nahelegen, die Bestände an Dubletten möglichst klein zu halten; das kann z. B. auch dadurch erleichtert werden, daß Dubletten der Regel nach nicht dem Handel oder Privatleuten überlassen werden, sondern Museen, in denen sie erreichbar bleiben. Dennoch wird es auch richtig sein, gewisse Dubletten zu behalten. Die vergleichende Sammlung baut sich zum Teil aus Denkmälern auf, die auch in der beschreibenden enthalten sein sollen. Da man die letztere in ihren einzelnen Gruppen auf einem mäßigen Umfange halten wird und außerdem in der wissenschaftlichen Sammlung auch Reihen zur Verfügung hat, so kann die vergleichende Sammlung zunächst aus deren Beständen versehen werden. Das wird aber nicht immer möglich sein; in einer Anzahl von Fällen wird für die Doppelaufstellung in der ethnographischen und der ethnologischen Abteilung auf Dubletten zurückgegriffen werden müssen.

III. DER NEUBAU DES HAMBURGISCHEN MUSEUMS UND SEINE EINRICHTUNG.

VORARBEITEN UND AUSFÜHRUNG.

In Hamburg hatte das Naturhistorische Museum in weitem Abstande nach der Kunsthalle ein eigenes Gebäude erhalten; alle anderen Sammlungen standen in Räumen, die ursprünglich nicht für sie gebaut worden waren. Früher oder später mußte das zu Neubauten führen. Als die Kommission für das Museum für Völkerkunde an die Frage seiner entgültigen Gestaltung herantrat, war der Plan eines Neubaus für das Museum keineswegs selbstverständlich; daneben gingen Erwägungen zur Unterbringung der Sammlungen in einem verkäuflichen Privathause, auch der Gedanke an ein gemeinsames Gebäude, in dem die Museen für Kunstgewerbe, Altertümer, Völkerkunde untergebracht werden sollten, tauchte auf; der Vorsitzende der Museumskommission, Herr Senator Dr. v. Melle, mußte andere Pläne eingehend widerlegen, als er ihr am 18. April 1903 einen Überblick über den Verlauf der Angelegenheit in den letzten sieben Jahren gab. Das Protokoll dieser Sitzung verzeichnet als Beschluß der Kommission, »in erster Linie sei zu wünschen, daß ein Neubau errichtet werde .... Es werde nicht erforderlich sein, den Neubau gleich in der endgültig dem Museum zugedachten Größe zu errichten, sondern genügen, in kleinerem Umfange zu beginnen und die Erweiterungsmöglichkeit offen zu halten.«

Im gleichen Frühjahr beriet die Bürgerschaft den Antrag ihres Budgetausschusses, der dem Senat den Wunsch nach einer Vorlage für die Errichtung eines besonderen Gebäudes für das Museum aussprechen sollte.

Eine »Kommision zur Vorberatung über die Frage nach einer anderen Unterbringung des Museums für Völkerkunde«, die im Winter 1903/04 tagte und aus Vertretern der Oberschulbehörde, der Baudeputation und der Finanzdeputation bestand, erörterte sogleich die Frage nach einem geeigneten Bauplatz. Als wichtigste Bedingung für seine Wahl wurde die Erweiterungsmöglichkeit bezeichnet; für den Raumbedarf gab die von dem Assistenten des Museums ausgeführte Berechnung die Grundlage; 4000 — 4500 qm, auf Erdgeschoß und zwei Stockwerke verteilt, erschienen ausreichend. Die Kommission erörterte die zur Wahl stehenden Plätze und einigte sich auf einen Platz an der Rothenbaumchaussee, der groß und nicht ungünstig gestaltet war und, was besonders ins Gewicht fiel, die Freihaltung eines ganzen Blocks gestattete, von dem zunächst nur ein Teil bebaut werden sollte. Freilich lag dieser Platz im Villenviertel, aber die Frage, ob der Museumsbau den Charakter der umliegenden Straßen nicht beeinträchtigen würde, ließ sich dahin beantworten, daß das Gebäude den benachnachbarten Villenbauten angepaßt werden könnte.

Die Beratungen in der Bürgerschaft und in ihrem Ausschuß ergaben Gesichtspunkte anderer Art. War bisher das Bedürfnis des Museums maßgebend gewesen, so

ward jetzt die Frage nach der bequemen Zugänglichkeit des Neubaus behandelt. Er sollte eine zentrale Lage erhalten, also nach dem Rathaus orientiert werden; aber die Entwicklung der Stadt und ihres Verkehrs hatte die geschichtliche Zentrierung überholt. »Gewöhnen wir uns doch daran,« führte ein Mitglied der Bürgerschaft aus, »daß wir aus dem Zentrum der Stadt mit der Zunahme der Bevölkerung und der Vergrößerung der Bodenfläche, die wir heute als Stadt Hamburg bezeichnen, auch hinausstrahlen müssen auf die ehemaligen Vororte.« Mit diesem Gedanken war die Wallinie überwunden, aber nun handelte es sich um die Lage auf dem linken Alsterufer oder auf dem rechten. In St. Georg war ein wenig geeigneter Platz vorhanden, der außerdem als Grünplatz erhalten werden sollte; allerdings hätte das Museum dort in der Nachbarschaft des Naturhistorischen und des Kunstgewerblichen gestanden. Allein in dieser Zusammenlegung kann kein entscheidender Grund gefunden werden. Man verweist gern auf die einzigartige Lage der beiden Hofmuseen in Wien, aber eine Stadt, die mehrere Museen zu bauen hat, wird den Gedanken einer Zusammenlegung aller doch nur ganz ausnahmsweise durchführen können, wenn ungewöhnlich große Plätze zur Verfügung stehen. Die Museen selbst legen keinen besonderen Wert auf die nahe Nachbarschaft. Ihr Verkehr untereinander ist heute von der Entfernung tatsächlich unabhängig; sie werden aber im Interesse ihrer Sammlungen und deren Würdigung auch den Besuchern keine Bedeutung beilegen, die sich freuen, alle Museen wegen ihrer Nähe an einem Vormittage »abmachen« zu können. Solche Besucher erhöhen gewiß die statistischen Zahlen, werden aber in der Oberflächlichkeit bestärkt, die die Museen bekämpfen sollen. Gewiß gibt es Gründe für eine Vereinigung von Museen und Wissenschaftlichen Anstalten, so ihre Beteiligung am Unterricht, die Universitäts- oder medizinische Baugruppen entstehen läßt. Gelten derartige Rücksichten nicht, so ist auch die weite Trennung der Museen voneinander, ja von der Stadt unbedenklich; von Brüssel fährt man nach Tervuren und seinem Kongomuseum, von Paris nach St. Germain en Laye, um die prähistorischen Sammlungen zu besuchen. Nicht die Sorge, den Einheimischen oder Fremden durch größte Bequemlichkeit der Lage in das Museum zu locken, sondern die Sammlungen bestimmen den Besuch.

Die Beratungen der Bürgerschaft endeten mit der Annahme der Vorlage des Senats. Damit war ein staatlicher Neubau für das Museum für Völkerkunde beschlossen, der zunächst etwa 2600 qm eines im übrigen für seine spätere Erweiterung freigehaltenen Baublocks an der Rothenbaumchaussee einnehmen und sich architektonisch der Bebauung der Umgebung mit Villen anschließen, also etwa zwei und ein halbes Stockwerk erhalten würde.

Ehe die Vorbereitungen für den Bau selbst begannen, war noch die Frage zu entscheiden, wer ihn planen sollte. Museen sind der Regel nach öffentliche Bauten, sie verkörpern die Stadt oder den Staat, die sie der Wissenschaft oder der Kunst errichten; das soll der Bau zum Ausdruck bringen. Er umschließt einen wertvollen Inhalt, der sich an den Verstand oder das Gefühl wendet; wer ihn voll genießen und

würdigen soll, bedarf der Sammlung und Stimmung, darum muß der Bau sie vorbereiten helfen. Man wählt geschichtlich oder künstlerisch hervorragende Gebäude, um sie zu Museen umzuwandeln, oder errichtet große und schöne Neubauten, die dem Architekten Gelegenheit geben, künstlerische Gedanken zu verwirklichen, Monumentalbauten. Tatsächlich sind aber Museen Zweckbauten, nur daß sie eine mehr oder weniger monumentale äußere Form zu erhalten pflegen. Diese zu schaffen, ist gewiß Sache des Künstlers, die innere Form dagegen hängt von den Aufgaben des Museumsbetriebs ab, die nur der Museumsleiter zu übersehen vermag. Die Mitteilung des Senats an die Bürgerschaft führt darum aus: »Jetzt, wo es sich um die Verlegung des Museums in ein neues Gebäude und zunächst um die Entwerfung entsprechender Baupläne für dieses Gebäude handelt, ist es ... unerläßlich, daß ein ... Direktor an die Spitze des Instituts tritt.« Ein übrigens ganz vereinzelter Zweifel an dieser Notwendigkeit gab bei den Verhandlungen in der Bürgerschaft einem Mitgliede den Anlaß, sie noch besonders zu unterstreichen: »Es ist meiner Ansicht nach eine dringende Notwendigkeit, daß in gewissem Sinne der Bauherr hier sein Programm für das Gebäude feststellt, und den Bauherrn sehe ich in diesem Sinne in der Verwaltung und ganz speziell dem vorstehenden Direktor. Es sind bei öffentlichen Bauten in Deutschland die allergrößten Versehen dadurch begangen worden, daß die Architekten Projekte für spezielle Bauten gemacht haben, deren Zweck sie nicht so übersehen konnten wie ein Fachmann, der an der Spitze des Institutes steht. Wenn dann der Fachmann das Gebäude übernehmen soll, das er vorher nicht gekannt hat und von dessen Zweckdienlichkeit er sich nicht überzeugen kann, so können sich daraus sehr unerquickliche Zustände ergeben. Es ist daher erforderlich, daß vom ersten Tage an der Direktor zugegen ist und das Projekt mit aufstellt.«...

Der Redner verweist auf auswärtige Erfahrungen; das in Hamburg mit einer gewissen Selbstverständlichkeit eingeschlagene Verfahren verdient eben darum hervorgehoben zu werden. Gewiß wurde auch früher und anderwärts der Fachmann zugezogen, wie der bezeichnende Ausdruck lautet. Damit ist aber leicht dem Architekten ein Übergewicht gegeben, die Schuld an später erscheinenden Mißständen nicht ganz zu Recht dem Fachmann aufgebürdet. Auf der anderen Seite werden sich ebensowenig die besten Lösungen finden, wenn der Architekt lediglich die Wünsche des Fachmannes in technische Möglichkeiten übersetzt. Gegenüber diesen beiden Extremen ist der Weg, der zu einem guten Ende führt, die von Anfang an gemeinsame Arbeit des Architekten und des Fachmannes, bei der der eine seine Absichten so in allen Einzelheiten erläutert, daß der andere sie an Skizzen, Modellen, Aufzeichnungen nachzudenken und mit den eigenen zu vergleichen vermag. Über die selbstverständlich auftretenden Meinungsverschiedenheiten hilft dann nicht das Bedürfnis, Recht zu behalten, hinweg, sondern das Bewußtsein, an einer Aufgabe gemeinsam zu arbeiten, der beide Teile die beste Lösung wünschen. Gewiß kostet ein solches Verfahren Zeit. Der Architekt braucht sie, um den Bedenken gerecht zu werden, die seine

Vorschläge schließlich finden, nachdem sie im ersten Augenblick vielleicht gutgeheißen waren, mehr noch braucht sie der Fachmann, um sich als Laie in den Absichten des Architekten zurechtzufinden und den vorgelegten Plänen gegenüber alle Möglichkeiten des späteren Betriebes durchzudenken.

Nicht ebenso einfach wie die Stellung des Direktors zum Architekten ergab sich für den Neubau der Architekt selbst. Die Verhandlungen der Bürgerschaft führten zu dem Ersuchen an den Senat, »bei Aufstellung der Baupläne für das Museum für Völkerkunde durch Ausschreibung eines Wettbewerbs auch die hamburgischen Privatarchitekten zur Mitarbeit heranzuziehen«. Zur Begründung wurde gesagt, man werde »den Wunsch der Privatarchitekten, mehr an der baulichen Ausgestaltung der Stadt sich zu beteiligen, als ihnen bisher möglich gewesen ist, als berechtigt anerkennen müssen, besonders da es bei den Architekten nicht nur eine Frage des reinen Geschäftsverdienstes, sondern auch des berechtigten künstlerischen Ehrgeizes ist, ihr Können an einem Monumentalbau zu betätigen« ....., »der Staat würde nur sein eigenstes Interesse verkennen, wenn er sich von vornherein gegen das Hereintragen frischer Ideen abschlösse.« Der daraufhin erstattete ausführliche Bericht des Baudirektors findet den Wunsch der Privatarchitekten sehr erklärlich, ebenso aber auch den Widerstand der staatlichen Baubeamten gegen die häufige Heranziehung von Privatarchitekten. Künstlerische Produktion sei keine Standessache, denn es handle sich bei der Lösung künstlerischer Aufgaben, bei dem »Hereintragen frischer Ideen« immer nur um die Kraft und Fähigkeit des einzelnen und nicht der ganzen Klasse. Der Erfahrung der Privatarchitekten im Wohnhausbau stehe die der Baubeamten im Bau von Staatsgebäuden gegenüber, deren Schulung im öffentlichen Bauwesen ihnen überdies »den großzügigen Sinn und den Blick für das, was das öffentliche Gebäude über das Wohnhaus emporhebt, im allgemeinen mehr gewährleistet, als es die stete Praxis auf dem Gebiete des Wohnhausbaues vermag.« »Im allgemeinen ist ein Bauprojekt eine künstlerische Leistung, die man naturgemäß demjenigen übertragen wird, zu dem man das beste Vertrauen hat. Da sich nun der Staat zu seinen Baubeamten die erhältlichen bestbegabten und bestgebildeten Techniker aussucht, ist es natürlich, daß er in erster Linie seine Bauaufgaben durch die Baubeamten lösen zu lassen versuchen wird. Und eine gewisse Gewähr guten Gelingens liegt außerdem schon darin, daß die aus den Staatsbaubureaux hervorgehenden Entwürfe nicht wie beim Privatarchitekten einer einzigen Persönlichkeit entspringen, sondern das Resultat des Zusammenarbeitens einer Anzahl höherer Beamtenkräfte sind und dadurch eine größere Reife der Arbeit offenbar geleistet wird.« Der Bericht schließt mit der Empfehlung, »zunächst die Baudeputation mit Ausarbeitung und Vorlage einer Bauskizze zu beauftragen. Sollte es den Baubeamten unmöglich sein, eine die Behörden befriedigende Arbeit zu liefern, so würde immer noch der Weg einer Konkurrenz unter Privatarchitekten offen bleiben«.

Der Senat beschloß am 12. April 1905, dem Antrage der Baudeputation folgend, daß die letztere nach dem üblichen Verfahren die Bauskizzen entwerfen sollte.

Das Bauprogramm des Direktors vom 14. Februar 1905, von dem die Bauskizzen ausgingen, ergab die folgende Grundlage für die ersten Entwürfe: Als erste und wichtigste Forderung für das Gebäude ist die nach einem möglichst hohen Maß von Licht aufzustellen, und so verbietet sich von selbst eine starke Profilierung der Fassade. Auch im Innern des Gebäudes ist das dekorative Element nach Möglichkeit zu beschränken; die Sammlungen allein sollen das Auge des Besuchers auf sich ziehen. Es ist ferner zwar ein weiteres Wachstum der Bestände mit Sicherheit zu erwarten, aber nicht abzusehen, in welcher Weise es sich auf die einzelnen Abteilungen erstrecken wird. Daraus folgen zwei weitere grundsätzliche Forderungen. Zunächst ist das Museum so zu gestalten, daß später ohne jede Störung Erweiterungen des Baues möglich werden, ferner sind die jetzt zu bauenden Ausstellungsräume so zu bemessen, daß sie unterschiedslos für die verschiedenartigsten Sammlungen benutzt werden können. Für die allgemeine Anlage der Innenräume kommt in Betracht, daß das Museum in gleichem Maße der Belehrung der Besucher, wie der wissenschaftlichen Arbeit dienen soll. Der Besucher erwartet die bequeme Zugänglichkeit der Sammlungen, während die wissenschaftliche Arbeit ruhige und ungestörte Lage, aber auch die leichte Erreichbarkeit der wissenschaftlichen und technischen Hilfsmittel voraussetzt. Im allgemeinen ergibt sich ein Gebäude mit Kellergeschoß, Erdgeschoß und einem Stockwerk. Für die Anordnung der Räume in diesen drei Geschossen kommen nach ihren Zwecken vier Gruppen von Räumen in Betracht: 1. Empfang, Konservierung, Fertigstellung neuer Sammlungen, 2. Aufstellung der wissenschaftlichen und Schausammlung, 3. Verwaltung, wissenschaftliche Arbeit, Vorträge, 4. Nebenräume.

Technische Räume. Ihre Lage ist von vornherein durch ihre Aufgabe gegeben, Sammlungen, die von außerhalb eingehen, aufzunehmen, ohne daß sie die vorhandenen Bestände berühren, da solche Sammlungen stets als unsaubere anzusehen sind. Die Anordnung der Räume ergibt sich aus der Reihenfolge der Arbeiten, welche aus dem rohen einen Sammlungsgegenstand machen: Sortierraum mit Waschraum und Kistenmagazin, Laboratorium mit Schwefelkohlenstoffkammer, Werkstatt mit trockener und feuchter Kammer, Sammlungsmagazin, Abnahmeraum.

Die Gesamtfläche dieser Räume darf nicht weniger als 600 qm betragen. Die einzelnen Räume untereinander sind durch Türen zu verbinden. Der Sortierraum ist unmittelbar von der Einfahrt und dem Hof zugänglich zu machen. Das Kellergeschoß, in das die technischen Räume zu legen sind, nimmt ferner einen Umkleide- und Baderaum für die Arbeiter auf.

Sammlungsräume. Jedes Museum für Völkerkunde wird durch seine Bestände und seine öffentlichen Aufgaben gezwungen, aus der Fülle des Vorhandenen einen Teil als Schausammlung abzusondern, der den Besuchern uneingeschränkt zugänglich ist.

Die Schausammlung hat den Zweck, den Besuchern die Arbeitsweise und die Ergebnisse der allgemeinen Völkerkunde zu zeigen und gleichzeitig charakte-

ristische Kulturbilder der Völker vorzuführen, so daß sie wiederum in einen ethnologischen kleineren und den größeren ethnographischen Teil zerfällt.

Neben den Ausstellungsräumen, die aufeinanderfolgend zu denken sind, ist ein größerer Raum vorzusehen. Er hat diejenigen Gegenstände aufzunehmen, die z. B. infolge ihrer Größe in den Sälen keinen Platz finden können, er dient ferner der Ausstellung neuer Erwerbungen und Sonderausstellungen.

Die wissenschaftliche Sammlung wird zweckmäßig so aufgestellt, daß die systematisch zusammengehörigen Objekte jeweils in Schränken vereinigt werden. Es kommt in dieser Abteilung wohl auf eine übersichtliche Magazinierung, nicht aber auf eine jede Einzelheit erkennbar darstellende Anordnung an. Die Räume, die die wissenschaftlichen Sammlungen aufnehmen, können daher verhältnismäßig niedrig und dunkel sein. Erwünscht ist in jedem Geschoß neben den Sälen ein Arbeitszimmer für auswärtige Gelehrte, die im Museum arbeiten wollen.

Verwaltung. Verwaltungs- und technische Räume bilden eine Einheit; der Schwerpunkt der Tätigkeit der Beamten liegt nicht in der fertig aufgestellten Sammlung, sondern in der Bearbeitung neuer Eingänge für die Aufstellung und Aufbewahrung. Wünschenswert ist der unmittelbare Anschluß der Bibliothek und der Arbeitszimmer der Assistenten.

Endlich erfordert die wissenschaftliche Arbeit ein Atelier, welchem eine Dunkelkammer anzuschließen ist.

Hörsäle. Bei der Bedeutung, welche das Vorlesungswesen für das Museum hat, ist dem für 200 Hörer bemessenen Hörsaal besondere Sorgfalt zu widmen. Die einander überhöhenden Sitzreihen der Zuhörer werden bogenförmig angeordnet, so daß sie den Demonstrationsraum umgeben. Der letztere setzt sich unmittelbar in den Vortragsraum fort, dessen Wand Tafeln, Karten, Abbildungen, den Projektionsschirm u. a. aufzunehmen hat. Da jeder Teil dieser Wand von jedem Hörersitz aus vollständig übersehen werden muß, so wird sie etwas konkav zu gestalten sein. Ferner ist ein kleiner Hörsaal vorzusehen, in welchem Kurse und Demonstrationen abgehalten werden, der aber im Notfalle auch als weiteres Arbeitszimmer dienen kann.

Zu den Nebenräumen sind zu rechnen: Kleiderablage, Aborte, Vorratsräume für Chemikalien und Arbeitsmaterialien usw.

Auf diese Anordnung ist Rücksicht zu nehmen bei der Anlage der Leitungen für Wasser, Gas, Licht, Heizung und Ventilation. Eine besondere kleine Heizanlage ist für den Waschraum, die Verwaltungszimmer usw. in der Zeit nötig, während welcher die allgemeine Heizanlage außer Betrieb bleibt.

Das Bauprogramm sieht also in der Herrichtung der Schauräume nicht die wichtigste Aufgabe, neben der die Unterbringung der Arbeitsräume zurückzustehen hat, sondern behandelt die Schau-, Unterrichts- und Arbeitsräume als gleichwertige Bauteile, da das Museum auch baulich als wissenschaftliche

Anstalt aufgefaßt ist. Das Gebäude sollte ferner nur einen Teil des verfügbaren Baublocks einnehmen, und damit wurde seine Erweiterung von der Entwicklung abhängig gemacht, die der Hauptsache nach mit dem Wachstum der Sammlungen gleichbedeutend ist. Daraus folgte dann, daß nur die Unterrichts- und Arbeitsräume sogleich in einem für längere Zeit genügenden Ausmaß zu bauen waren. Für die ersteren konnte nur an die Bedürfnisse der öffentlichen Vorlesungen gedacht werden, da das Kolonialinstitut erst 1908 errichtet ward; die letzteren unterscheiden sich als technische und wissenschaftliche, wobei durch Einrichtung verfügbarer kleiner Zimmer auch auswärtigen Gelehrten Gelegenheit zu ungestörter Arbeit geboten werden sollte.

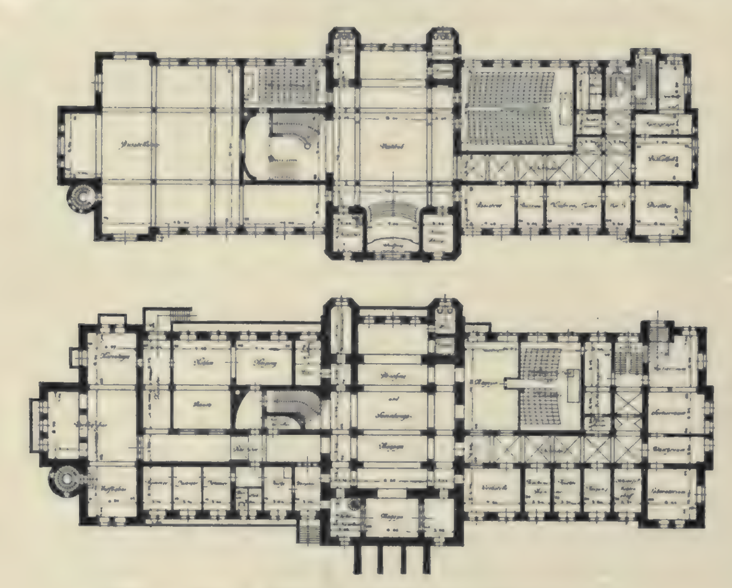


Abb. 1. Erster Entwurf. Sockel- und Untergeschoß.

Die Sammlung dagegen ist nur soweit berücksichtigt, als sie die Schausammlung bildet, und ihre von Anfang an vorgesehene Zerlegung in eine ethnographische und eine ethnologische Abteilung brauchte bei dem naturgemäß langsamen Wachstum der letzteren baulich noch keinen Ausdruck zu finden, ebensowenig verlangte der damalige Bestand der Sammlungen eine besondere Vorsorge für die Unterbringung der wissenschaftlichen und der Dublettensammlung. Der Nachdruck des Bauprogramms liegt nach allem auf den technischen und Verwaltungsräumen. In gewissem Sinne bestand die Aufgabe darin, den durch Museen verschiedenster Art bekannten Schauräumen die wichtigen Arbeitsräume anzufügen, für die wiederum Vorbilder z. B. in naturwissenschaftlichen Instituten vorlagen.

Ein schon Ende Juni 1905 von der Baubehörde fertiggestellter erster Entwurf (Abb. 1) entsprach dem Bauprogramm in wesentlichen, wenn auch nicht allen Zügen. Die Nachbarschaft der technischen und Verwaltungsräume war erreicht; daß die Schau-

räume der Hauptsache nach im Obergeschoß lagen, war damit zu begründen, daß hier das Licht besser ist als im Erdgeschoß; die Verbindung der Magazine im II. Stockwerk mit Arbeitszimmern stellte eine zweckmäßige Lösung dar. Freilich galt das alles nur für den vorliegenden Entwurf; eine Erweiterung des Gebäudes, die den Seitenstraßen folgen mußte, hätte umfangreichere Verlegungen erfordert. Bedenken betrafen auch die Gestalt des Gebäudes. Der Bau wirkte massig; daran und an seine Höhe von 3 Stockwerken über dem Sockelgeschoß knüpften sich Zweifel über seine

	Sonnenscheinstunden				
	Hamburg 1885/94	München-Stadt 1902/07	Berlin 10jähr. Durchschn.	Leipzig 1888/93	Dresden 1888/93
Januar	20,8	45,9	38	72,5	102,4
Februar	29,9	44,1	68	97,0	143,0
März	60,0	118,6	106	140,0	201,5
April	90,7	134,7	169	207,9	255,9
Mai	149,9	180,8	232	305,2	348,7
Juni	195,0	184,6	258	292,2	341,3
Juli	163,7	225,8	225	271,5	316,7
August	135,9	215,2	232	254,9	331,3
September	156,7	144,5	143	202,3	248,5
Oktober	132,6	90,3	102	130,0	192,9
November	64,1	50,7	62	87,2	133,2
Dezember	31,2	25,7	37	79,0	122,0
Jahr	1230,5	1460,9	1672	2139,7	2737,4
Winterhalbjahr	338,6	375,3	413	605,7	895,0

Anpassung an die Villengegend. Der Architekt hatte ferner den Bau nahe an die Straße gerückt und die ganze verfügbare Front von 85 m ausgenutzt, aber die Auseinandersetzung mit den schiefen Winkeln an den Ecken der Zukunft überlassen, so daß sich die Frage ergab, wie denn die späteren Erweiterungen zu denken seien. Ausschlaggebend war der Einwurf, daß bei der angenommenen Kürze des Bauplatzes die Anforderungen des Bauprogramms nur erfüllt werden konnten, wenn das Gebäude eine Tiefe von 22 m erhielt, wodurch eine jederzeit ausreichende Beleuchtung der Gebäudemitte in Frage stand. Sie erforderte in der Tat besondere Rücksicht. Jeder Museumssaal sieht gut oder ausreichend beleuchtet aus, solange er leer ist. Füllt er sich aber mit Schränken, die überdies nach festen Gesichtspunkten aufgestellt werden sollen und nicht in der Regellosigkeit, die so leicht durch die Suche nach Licht entsteht, so ergeben sich sofort dunkle Ecken, die zwar nie ganz zu vermeiden sind, aber auch die Aufstellung nicht ernstlich beeinträchtigen dürfen. Ein Saal, der leer als hell erscheint, wird nach seiner Besetzung mit Schränken nur ausreichend beleuchtet sein. Nun hatte allerdings der Bauplatz eine sehr günstige Lage an Villenstraßen, die einen Abstand

der Gebäude von 30 m ergaben. Aber diese Lage erhielt ihren Wert erst im Zusammenhang mit der Sonnenscheindauer, der Zahl der sonnenlosen Tage usw. Hier ist Hamburg besonders ungünstig gestellt. Die Tabelle zeigt es im Vergleich mit anderen Großstädten, die größere Museen besitzen; die Zahlen stammen nicht aus den gleichen Jahren und auch nicht aus der gleichen Anzahl, doch genügen sie für die Frage. Sie zeigen, daß Hamburg am wenigsten Stunden mit Sonnenschein hat und München-Stadt nur von September bis Dezember um einige übertrifft; Leipzig (2139,7) hat gegenüber Hamburg (1230,5) nahezu, Dresden (2737,4) über die doppelte Zahl von Sonnenscheinstunden im Jahr. Nun ist freilich nicht das Sommerhalbjahr wichtig, das überall eine größere wenn auch verschiedene Zahl von Sonnenscheinstunden hat, sondern das Winterhalbjahr, das mit Vorliebe zum Besuch der Museen verwandt wird. Hier steht Hamburg wiederum am ungünstigsten da; es hat im Winterhalbjahr 338,6 Sonnenscheinstunden, in den Monaten Dezember bis Februar sogar monatlich nur rund 21—31 gegen 26—46 in München, 37—68 in Berlin, 72,5—97 in Leipzig und 102—143 in Dresden.

Die freie Lage des Museums hatte also in Hamburg eine ganz andere Bedeutung als etwa in Leipzig oder selbst Berlin, neben ihr mußte die Tiefe des Gebäudes und die Größe der Fenster eingehend erwogen werden. Für die Beurteilung der erforderlichen Lichtmenge konnte an die Bestimmung gedacht werden, daß ein Verhältnis von 1:5 für die Fenster- zur Bodenfläche ausreichend ist. Doch gilt das von Schulen, und gerade sie kamen nicht in Betracht, da ihre Räume nicht mit 2 und mehr Meter hohen Schränken vollgestellt werden. Ebensowenig konnten die Erfahrungen etwa von Gemäldesammlungen verwertet werden. Wohl aber ließ sich ein Urteil erwarten, wenn eine Anzahl ganz verschiedener Museen möglichst bei gleichem Wetter photometrisch untersucht wurde. Eine Studienreise nach Berlin, Cöln, Darmstadt, Frankfurt a. M., Mainz, Wiesbaden vom 2.—7. Dezember 1905 führte an allen genannten Orten in trübes Wetter und ergab auf Grund der überall in der Zeit von 11—1 Uhr ausgeführten Proben die erwarteten großen Verschiedenheiten in den Lichtverhältnissen, mochten die Gebäude frei stehen oder eingebaut sein. Von den besuchten Museen mußte das Städelsche Institut in Frankfurt a. M., dessen Tiefe hinter den 22 m des Hamburger Entwurfs kaum zurückbleibt, außer Betracht bleiben wegen seiner unvergleichlichen Lage. Alle übrigen Museen wiesen in den Schausälen Tiefen von 10 — 16 m auf, wobei die geringsten auf einseitig beleuchtete Räume fielen; das beste Licht hatten zweiseitig beleuchtete, etwa 15 m tiefe Säle mit hohen Fenstern. Die Höhe der Fensterbrüstung ist dabei bekanntlich in weiten Grenzen ohne wesentlichen Einfluß auf die Beleuchtung des Raumes; sie kann 1 m über dem Fußboden liegen, aber auch 2 m, falls man den dadurch leicht entstehenden Eindruck des kellerartigen Raumes nicht berücksichtigen will. Mit diesen allgemeinen Feststellungen über die Beleuchtung war ein ausreichendes allgemeines Urteil gewonnen. Einzelheiten zu ermitteln, hätte längerer und verwickelterer Untersuchungen bedurft, da die durch das

Fenster sichtbare freie Himmelsfläsche, die Farbe der Innenwände, die Füllung der Schränke und andere Dinge gleichfalls die Beleuchtung beeinflussen. Besondere Berechnungen waren daher für die Bauskizzen nicht möglich, aber auch nicht nötig. Das Gebäude war in Hamburg sicherlich auf eine Tiefe von 15 m zu beschränken, die Saalhöhe mußte schon aus anderen Gründen 5—6 m betragen, und so ergab sich von selbst, daß die größte Lichtmenge zu erhalten war, wenn man in dem Bau die Füllungen zwischen schmalen Pfeilern der Außenwände in Fensterflächen auflöste und diese bis zur Decke heraufzog.

Das Ergebnis der Beratungen war die Notwendigkeit eines zweiten Entwurfs mit völlig anderem Grundriß; an die Stelle des geschlossenen Rechtecks trat ein Flügelbau, das 2. Obergeschoß des ersten Entwurfs fiel fort, um das Gebäude der Umgebung besser anzupassen; die größere Längenausdehnung, die es infolge der Verringerung der Breite und zugleich der Höhe erhielt, ergab die Überschreitung des ursprünglich für die Bebauung vorgesehenen Teils des Baublocks.

Die ungünstige Form der Ecken des Bauplatzes, ferner architektonische Gründe führten zu der endgültigen Annahme des Haupteingangs in der Mitte der Hauptfront. Die Aufteilung des auf diese Weise in zwei praktisch symmetrische Hälften zerlegten Gebäudes war insofern einfach, als die technischen Räume naturgemäß in das Sockelgeschoß zu verlegen waren, während sich zum mindesten das 1. Stockwerk für die Schauräume ergab, da es auf jeden Fall die besten Lichtverhältnisse bot. So blieb das Erdgeschoß zunächst übrig für die Aufnahme von Schauräumen, ferner der Verwaltungsräume und der Hörsäle, von denen der große bis zum Boden des Sockelgeschosses reichen mußte, da er als Amphitheater geplant war. Man konnte nun diese Räume nördlich oder südlich von der Eingangshalle im Mittelbau anordnen und dem Raumbedarf entsprechend in den anschließenden Seitenflügel hineinreichen lassen. Als Nachteil ergab sich die Höhe der Verwaltungsräume. Lagen auf der einen Seite des Erdgeschosses Schauräume, so konnten sie allein aus Gründen der guten Beleuchtung nicht wohl unter 5 m Höhe erhalten. Die gleiche Höhe mußte dann aber auch den Verwaltungsräumen auf der anderen Seite gegeben werden, also rund 2 m mehr als die Räume brauchen, die im wesentlichen Zimmer und nicht Säle sind. Ihre Lage im Erdgeschoß hätte also eine Raumverschwendung bedingt, der auch für den Betrieb keinerlei Vorteil gegenüberstand, wenn man z. B. allein ihre Heizbarkeit bedachte. Schließlich aber war auch zu berücksichtigen, daß der Neubau früher oder später erweitert werden sollte, was ganz naturgemäß durch die Verlängerung der Flügel zu erfolgen hätte. Dann lagen jetzt wie später die Verwaltungsräume mitten zwischen Schauräumen und hätten deren übersichtliche Anordnung erschwert. So wanderten denn die Verwaltungsräume auf einer Reihe von Skizzen in das Sockelgeschoß; außer dem Obergeschoß wurde damit das ganze Erdgeschoß zu Schauräumen bestimmt.

Durch die Verlegung der Verwaltung in das Sockelgeschoß blieb aber der Hörsaal im Erdgeschoß, der immer noch dessen Zusammenhang unterbrach. Die Unmöglich-

keit, ihn befriedigend unterzubringen, führte dazu, dem Mittelbau in der Achse des Haupteingangs und der Halle einen Mittelflügel anzusetzen, der den Hörsaal aufnahm. Führte man diesen Flügel bis zur Höhe des übrigen Gebäudes hinauf, so ergab sich der Ausweg, den kleinen Hörsaal und die Verwaltungsräume über dem großen Hörsaal anzuordnen (Abb. 2). Das war keine unbedingt günstige Lösung; denn nun lagen sie von den technischen Räumen entfernt; immerhin aber war sie besser als die früheren.

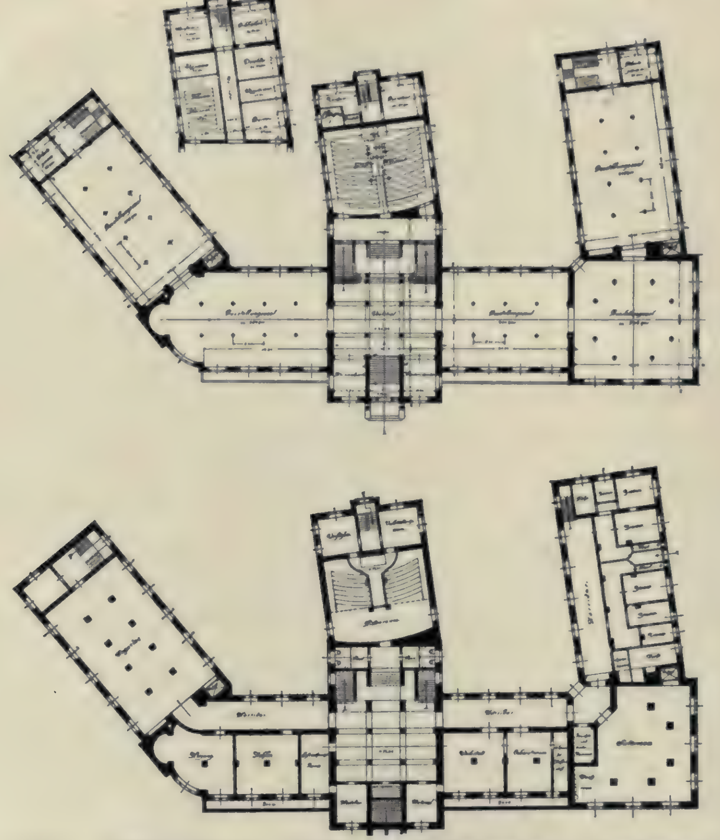


Abb. 2. Zweiter Entwurf. Sockel- und Untergeschoß; Verwaltungsräume usw. über dem Hörsaal.

Als die Bearbeitung der Skizzen soweit gediehen war, wurde daher ein neuer Entwurf der Grundrisse fertiggestellt und im Mai 1906 den Behörden vorgelegt.

Im August des Jahres erklärte sich der Senat mit den vorgelegten Bauskizzen einverstanden und ersuchte die 1. Sektion der Baudeputation, »baldtunlichst die im Einvernehmen mit dem Direktor des Museums für Völkerkunde und der 1. Sektion der Oberschulbehörde ausgearbeiteten detaillierten Baupläne .... vorzulegen«.

Damit waren die Baumaße und die Größe des Bauplatzes festgestellt, der rund 3200 qm umfaßte. Die weitere Bearbeitung des Entwurfs hatte eine ganze Reihe von

Aufgaben zu lösen. Zunächst stand zwar die Verwendung des Erd- und Obergeschosses für die Schausäle fest, doch konnte die Unterbringung der übrigen Räume noch nicht als die beste gelten. Der große Hörsaal enthielt zur Stütze der über ihm liegenden Räume 4 Säulen, die natürlich seine Benutzung beeinträchtigten; die technischen Räume im südlichen Sockelgeschoß des Mittelbaues lagen in dem Bauteil, der über 60 cm tief in der Erde stand. Es handelte sich aber nicht allein um die Anordnung der Räume oder ihre innere Gestaltung. Das Museum besaß jetzt eigene Erfahrungen aus 1½ Jahren über die Bearbeitung größerer Eingänge. Hatte das Bauprogramm 600 qm als Mindestgrenze für die technischen Räume angegeben, so zeigte sich jetzt, daß das in keiner Weise genügen könnte, wenn erst die Eingänge im Jahr auf 5—6000 Nummern stiegen. Neue Berechnungen ergaben 1200 qm Gesamtfläche, also die

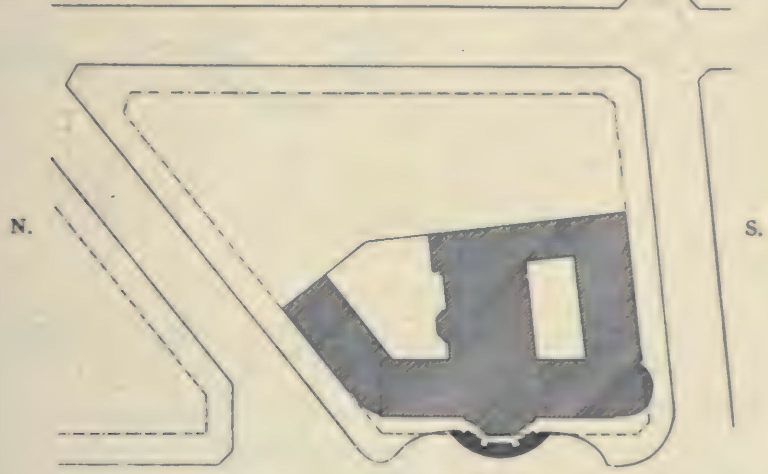


Abb. 3. Lageplan des Neubaus.

doppelte Größe, als nicht zu reichlich bemessen. Dem zu erwartenden Wachstum der jährlichen Eingänge mußte die Verwaltung folgen, die einer größeren Personenzahl und daher auch größerer Räume bedurfte; die Bibliothek, die den Sammlungen entsprechend auszubauen war, erschien unzureichend bedacht. Die weitere Bearbeitung, die jetzt im Büro des Bauinspektors Dr.-Ing. Erbe erfolgte, befreite den Hörsaal von den störenden Säulen und gab den Verwaltungs- zu den technischen Räumen dadurch eine bessere Lage, daß die Abtrennung fortgesetzt wurde und ein den südlichen Hauptflügel mit dem Mittelflügel verbindender Querflügel die Verwaltungsräume aufnahm. Dadurch entstanden drei Bauteile, die den nach ihren räumlichen Anforderungen verschiedenen Aufgaben des Museums entsprachen: Ausstellung der Sammlungen, Verwaltung, Unterricht. Ein besonderer Vorzug dieser neuen Grundlage war die Erweiterungsmöglichkeit.

Aus dem ersten Entwurf, der einen in sich geschlossenen Bau annahm, war in dem folgenden ein Flügelbau geworden; der dritte Entwurf, der zwar auf dem



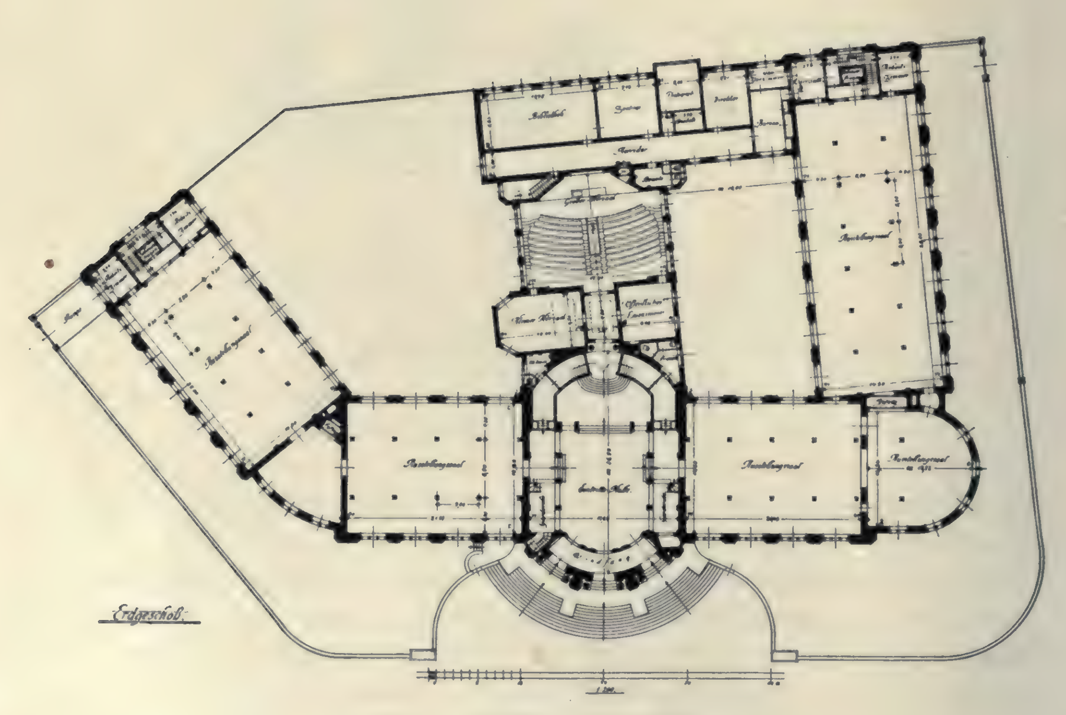


Abb. 4. Grundrisse des Neubaus.

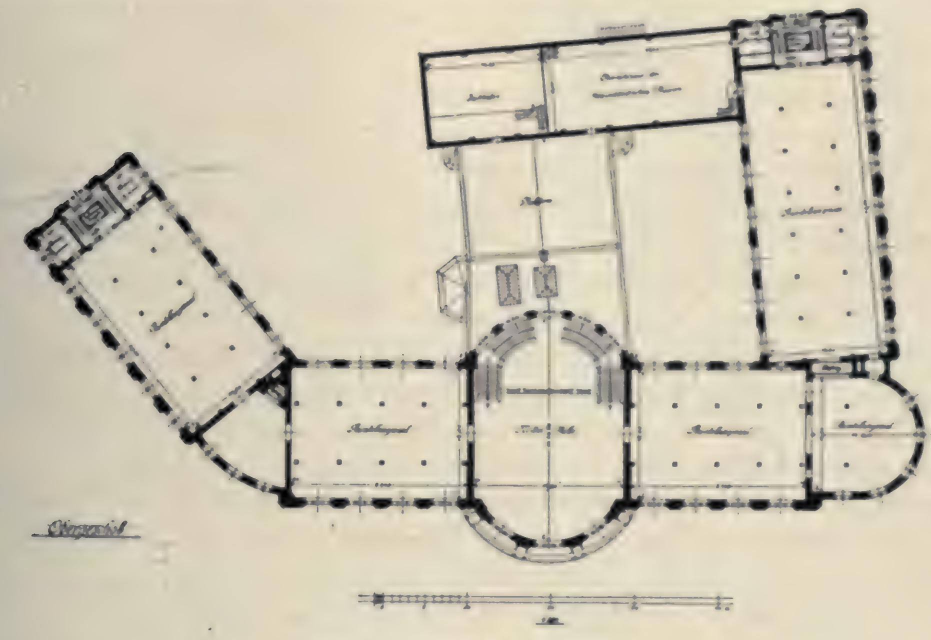


Abb. 4. Grundriß des Neubaus.

zweiten ruhte, stellte dennoch eine neue und vor allem eine reife Lösung dar (Abb. 3, 4). Er sieht drei Bauteile vor. Der Hauptbau folgt den drei Straßen und besteht aus dem Mittelbau und zwei Flügeln; das Sockelgeschoß enthält die Heizungsanlage, 2 Dienstwohnungen, ein Sammlungsmagazin, ferner die Konservierungsräume; das Unter- und Obergeschoß enthalten die Schauräume und an den Enden der Flügel einige Arbeitszimmer für auswärtige Gelehrte jederseits von Nebentreppen, die bis zu dem noch nicht ausgebauten Dachgeschoß durchgehen; im Mittelbau liegt ferner der Haupteingang und die Haupttreppe. In der Richtung der Flügel ist am Mittelbau der Hörsaalbau angesetzt, der den großen und kleinen Hörsaal und das öffentliche Lesezimmer enthält. Die Enden der Flügel verbindet der dem Mittelbau des Hauptbaus parallele Verwaltungsbau, von dem jedoch erst eine Hälfte errichtet ist, sodaß von den zwei Höfen nur der eine vollständig umbaut ist. Dieser Entwurf wurde ausgearbeitet und in Zeichnungen und einem Modell den Behörden im Juni 1907 vorgelegt und durch Beschluß von Senat und Bürgerschaft vom 1./10. Juli 1907 zur Ausführung bestimmt.

2½ Jahre nach dem Beschluß über den Bauplatz, 2 Jahre nach der Vorlage eines ersten Entwurfs konnte der endgültige genehmigt werden. Diese Zeit mag lang erscheinen. Man kann sie vielleicht rechnerisch durch den Hinweis abkürzen, daß die Pläne von der Fertigstellung bis zur Genehmigung einen längeren Weg, aber auch eine unvergleichlich vielseitigere Prüfung zu durchlaufen hatten als der größte Privatbau. Aber es bedarf einer solchen künstlichen Abkürzung nicht, denn es kam nicht darauf

an, rasch ein Ergebnis zu gewinnen, sondern die unter den gegebenen Verhältnissen zweckmäßigste Lösung der Aufgabe zu finden. Es ist mit besonderem Danke anzuerkennen, daß die Architekten der Baudeputation nicht auf der ersten annehmbaren Lösung bestanden, sondern sich der Mühe unterzogen, in immer neuen Skizzen den neuen Vorschlägen und Wünschen gerecht zu werden, bis der Direktor sich mit ihnen einverstanden erklären konnte und der Referent der Baudeputation, der den endgültigen Entwurf vorlegte, ihn zur Annahme empfahl mit der Anerkennung, daß er »viele Verbesserungen gegenüber dem ursprünglichen Entwurf aufzuweisen habe«.

Das Gebäude konnte indessen nicht allein nach architektonischen und museumstechnischen Gesichtspunkten geplant werden; auch finanzielle Grenzen wurden geltend gemacht. Den ersten Entwurf begleitete ein Kostenanschlag von 1 280 000 Mark, der zweite, der einen Hauptbau mit Flügeln vorsah, erforderte nach überschläglicher Berechnung 1 500 000 Mark. Die Bausumme erschien hoch, wenn man bedachte, daß der Kostenanschlag für den Bau des Naturhistorischen Museums vor dreißig Jahren 1 200 000 Mark erforderte und es sich jetzt um den Neubau für eine Sammlung handelte, die in jenem Museum ein einziges, noch dazu von vielen Lichtschächten durchbrochenes Geschoß einnahm. Daß sich ihr Bestand inzwischen verdoppelt hatte und noch weiter wachsen würde, daß es ferner eben nicht die Unterbringung der Sammlungen allein galt, mochte bei einer Bausumme von 1 ½ Millionen als reichlich berücksichtigt erscheinen. Bei der Bearbeitung des endgültigen Entwurfs gelang es denn auch, den Kostenanschlag mit 1 435 000 Mark abzuschließen; dabei betrug die Fläche für die

Ausstellungsräume	3700	qm
Vortragsräume	375	,,
Verwaltungsräume	371	,,
technischen u. a. Räume	1540	,,
zusammen	5986	qm.

Die Räume verteilten sich auf das Sockel-, Unter- und Obergeschoß; der Ausbau des Dachgeschosses mußte allerdings zurückgestellt werden.

Die Ausführung der im Direktionsbureau des Hochbauwesens der Baudeputation nach dem dritten Entwurf bearbeiteten Baupläne wurde der 3. Hochbauabteilung unter Bauinspektor Lubbe übertragen, in deren Gebiet sich der Bauplatz befand. Die Bauleitung lag in den ersten Jahren in den Händen des Baumeisters M. Mayer, der bereits wesentliche Teile des Entwurfs bearbeitet hatte.

Im März 1908 begann der Aushub der Baugrube und die Herstellung des Mauerwerks des Sockelgeschosses, im September der weitere Aufbau des Gebäudes. Alles Mauerwerk der Umfassungs- und Trennungswände der Geschosse wurde aus hartgebrannten Ziegelsteinen in Meteorkalkmörtel hergestellt. Die Decken der Geschosse, die Säulen in den Ausstellungssälen und Kellerräumen und die Treppenläufe sind in

Eisenbeton ausgeführt. Der Sockel, die Fenstereinstellungen und Gewände, das Hauptgesims und andere besondere Architekturteile der Straßenfronten des Gebäudes wurden in unterfränkischem Muschelkalkstein, die Fensterbänke und -stürze, sowie das Hauptgesims der Hinterfronten in Vorsatzbeton, die Verblendung der Mauer- und Pfeilerflächen aller Außenfronten in Siegersdorfer Handstrichverblendern ausgeführt. Um die durch massive Ausführung der unteren Geschosse des Gebäudes erreichte Feuersicherheit auf das Dachgeschoß auszudehnen, ist die gesamte Binderkonstruktion des Daches in Eisen ausgeführt, die Verwendung von Holz auf die Sparren und Dachlattung beschränkt, der Dachraum durch Rabitzwände in Abteilungen zerlegt, die durch feuersichere Türen miteinander in Verbindung stehen. Die Eindeckung des Daches erfolgte in hellroten Mönch- und Nonnenziegeln; die Bekleidung der Dachaufbauten, die Gesimsabdeckungen, Rinnen und Abfallrohre bestehen aus Kupfer.

Während dieser bis Mitte 1910 dauernden Arbeiten waren alle Vorbereitungen für den Innenausbau beendet worden. Von Baumeister M. Mayer lagen bereits Studien für die Gestaltung der Räume vor, eine mit dem Direktor ausgeführte gemeinsame Reise im September 1908 nach Christiania, Stockholm, Breslau, Dresden, der Besuch der Museen in Frankfurt a. M. und Cöln durch den Architekten im Februar 1909 ergaben wertvolle Anhaltspunkte. Indessen wurde Baumeister M. Mayer Ende 1909 als Baurat nach Stuttgart berufen, und sein Nachfolger wurde Baumeister Elkart, dem vor allem der Ausbau des Innern zu danken ist.

Wie der künftige Betrieb des Museums von vornherein den Rohbau bestimmte, so wurde die geplante Benutzung auch maßgebend für die innere Gestaltung der Räume, die wiederum nicht von den Farben und Formen der Decken, Wände und Böden allein abhängt, sondern auch von dem Mobiliar, das in Sälen und Zimmern aufgestellt wird. Es kam darauf an, aus der Ausstattung der Räume und dem Mobiliar den ruhigen und einheitlichen Rahmen für die farbenreichen und vielgestaltigen Sammlungen zu schaffen, aber auch wohnliche Zimmer für die Beamten und Angestellten, die in ihnen arbeiten sollen.

Gleichzeitig mit den Entwürfen für die Ausstattung der Räume wurde daher auch das Mobiliar bearbeitet. Größere und kleinere Studienreisen dienten beiden Aufgaben; Versuche, die in großer Zahl unternommen wurden, um mit Modellen und Proben verschiedener Art zweckmäßige Formen etwa für die Schränke zu ermitteln, galten ebenso ihrer Verwendung wie der Wirkung im Raum. Das Ergebnis aller Arbeiten wurde dem Kostenanschlag [1]) für das Mobiliar zugrunde gelegt,

[1]) Das Mobiliar der Verwaltungsräume wurde auf rund 14000 Mark, wovon 8000 Mark auf die Bibliothek kamen, angenommen, das der technischen auf rund 20000 Mark, woraus 5000 Mark auf die Schwefelkohlenstoff-Anlage entfielen; für den Hörsaalbau wurden rund 13000 Mark angesetzt, kleinere Beträge für Arbeitszimmer, Scheuerräume usw. Insgesamt wurde das Mobiliar für Verwaltungs- und Vortragsräume auf Mark 52854,40 veranschlagt. Die zweite Abteilung des Anschlags sah 300429 Mark für eiserne Schränke und Pulte mit Sockeln und Unterschränken vor; in der dritten wurden 77790 Mark angenommen für die Einbauten in den Schränken, Materialien zur Montierung, für den Umzug, und end-

der im Sommer 1909 den Behörden zuging und mit 532 000 Mark abschloß. Der Senat beantragte die Verteilung dieser Summe auf die sechs Budgetjahre 1909 bis 1914.

Aus den Verhandlungen des Ausschusses, dem die Bürgerschaft den Anschlag zur Prüfung überwies, hat eine Frage allgemeinere Bedeutung, da sie bei vielen neueren Museen wiederkehrt: die Frage nach der Notwendigkeit eiserner Schränke. Sie ist für die Museumstechnik längst erledigt; auch in Hamburg war sie bereits erörtert worden, als im Jahre 1888 das Naturhistorische Museum ausgestattet werden sollte, dennoch kehrte sie jetzt wieder. Den Ausgangspunkt bildet wohl stets die Angabe des Kostenanschlags, daß ein einzelner Schrank je nach den Abmessungen 1300 bis 1800 Mark und noch mehr kostet. Wer nun bei einem Schranke nicht an einen Muesumsschrank und die zu seiner Herstellung notwendige Präzisionsarbeit denkt, wird den Betrag stets übermäßig hoch finden. Geht man indessen von der Notwendigkeit großer Schauflächen aus, die der Museumsschrank haben muß, wenn sein Inhalt übersichtlich bleiben soll, so führen schon technische Gründe zur Wahl des Eisens. Große Schauflächen sind mit sogenanntem Brabanter Glas nur bei Verwendung von Sprossen zu erreichen; seine Biegsamkeit erfordert kräftige Rahmen. Nimmt man die Bruchgefahr hinzu und die Verzerrungen, die es für die ausgestellten Sachen zur Folge hat, so wird man selbstverständlich Spiegelglas wählen. Will man aber große Spiegelscheiben in Holzrahmen setzen, so müssen diese so stark gemacht werden, daß, ganz abgesehen von dem künstlerischen Eindruck, eine große Verbilligung gegenüber dem Eisenrahmen nicht zu erwarten ist. Nun ist aber bekannt, daß Holz »arbeitet«, d. h. unter dem Einfluß von Schwankungen der Temperatur und Feuchtigkeit der Luft seine Form ändert. Solche Veränderungen können bei ganz kleinen Schranktüren unwesentlich sein, für die großen Flügel von Schauschränken kommt indessen Holz überhaupt nicht in Frage, da der Schrank staubsicher sein soll. Gerade nach dieser Richtung hin hatte das Museum reiche, wenn auch unerfreuliche Erfahrungen sammeln können. Die alten Holzschränke hatten sich verändert; in den Rückwänden klafften Spalten, die mit Papier verklebt wurden, die Türen schlossen nicht mehr. Der Inhalt dieser Schränke mußte, so gut es ging, periodisch gereinigt werden, was die Gegenstände natürlich nicht verbesserte, und manche erhielten nach der Überführung in den Neubau erst durch vorsichtige Waschungen mit Benzin ihr ursprüngliches Aussehen wieder, während andere ihre »Patina« mehr oder weniger behalten mußten. Staub ist ja keine Auflagerung, die ohne weiteres entfernt werden könnte. Das früher übliche Abwischen verreibt einen Teil in die Ober-

lich 30000 Mark für Arbeitslöhne von 10—12 Handwerksgesellen, die 1 1/2 Jahre lang mit der Einrichtung des Museums beschäftigt werden sollten. Die vierte Abteilung sieht 9640 Mark für Transportgeräte und Leitern vor, die fünfte 8280 Mark für Heizkörperverkleidungen, die sechste 18 435 Mark für Vorhänge und Verdunkelungsvorrichtungen; weiterhin folgen Beleuchtung und Mechanikerarbeiten (24 608 M.), Staubsaugeanlagen (4300 M.), Telephon und Wächterkontrolle (9400 M.), endlich sind Beträge ausgeworfen für die Bauleitung, Zeichnungen, Modelle (12 500 M.) und für Unvorhergesehenes (M. 13 764,60).

fläche des Gegenstandes und zerstört ebenso wie das Abtupfen zarte, in mageren Farben ausgeführte Ornamente; auch ein Absaugen oder Abblasen mittels des Staubsaugers ist auf die Dauer schädlich. In einer Hafen- und Fabrikstadt, in der Nähe der Eisenbahn oder größerer Essen ist aber die Auflagerung nicht einfach aus mineralischem Detritus zusammengesetzt, sondern enthält auch schmierige Erzeugnisse der Kohlenverbrennung, so daß die Schädigung von Sammlungen eine stärkere wird. Eiserne Schränke ergeben sich daher ohne weiteres aus den Forderungen der Übersichtlichkeit der Sammlungen und der Staubsicherheit. Auf Grund dieser Darlegungen und Erwägungen, die durch Hinweis auf auswärtige Museen unterstützt wurden, war der Ausschuß einstimmig der Ansicht, daß für die Schränke Eisen und Spiegelglas zu verwenden sei.

Nach dem Kostenanschlag für das Mobiliar wurden noch zwei Nachbewilligungen beantragt. Die erste ergab sich aus der Notwendigkeit eines ursprünglich nicht vorgesehenen Straßenanschlusses, die zweite beruhte auf dem unerwarteten Ausgang von Ausschreibungen und der starken Verzögerung der Bauausführung. Die Gesamtkosten für das Museum belaufen sich danach auf:

Kostenanschlag für das Gebäude, Beschl. von Senat und Bürgerschaft 1./10. Juli 1907	M. 1 435 000.—
Straßenanschluß, Beschl. v. 9./19. Juni 1911	„ 16 500.—
Nachbewilligung, Beschl. v. 28. Okt. 1912/17. Dez. 1913	„ 19 000.—
	M. 1 470 500.—
Hierzu Kosten der Einrichtung, verteilt auf die Jahre 1909/14, Beschl. vom 3. Dez. 1909/26. Jan./6. April/1. Juni 1910	„ 532 000.—
	M. 2 002 500.—

Zeitlich wurde der Bau in seinen einzelnen Teilen nicht gleichmäßig ausgeführt. Ehe an die Aufstellung der Sammlung zu denken war, mußte ihre wissenschaftliche und technische Bearbeitung soweit ausgeführt sein, daß wenigstens die Schausammlung ausgesondert werden konnte. Das erforderte vor allem Zeit und geeignete Räume, denn es handelte sich um viele Zehntausende von Gegenständen, die bearbeitet werden mußten, nachdem sie z. T. jahrelang ohne jede besondere Fürsorge gelagert hatten. Es war richtig, von Anfang an den Verwaltungsflügel besonders zu fördern, der die Arbeitszimmer enthielt; er konnte denn auch teilweise im Herbst 1910 bezogen werden. Ein Jahr darauf waren die technischen Räume und der Hörsaalbau benutzbar. Als auch Baumeister Elkart Ende 1911 einem Ruf als Stadtbaumeister nach Bochum folgte, war der Innenausbau des eigentlichen Museumsgebäudes vollendet, und am 29. April 1912 wurde das Gebäude

der Oberschulbehörde übergeben[1]). Die ersten Sammlungen, die die Säle aufnahmen, waren die der 1908/10 ausgeführten Südsee-Expedition der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung, der II. Innerafrikanischen Expedition Sr. Hoheit Adolf Friedrichs Herzogs zu Mecklenburg aus den Jahren 1910/11 und der Expedition der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg nach Deutch-Ostafrika 1911. Diese Sammlungen wurden für die Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft im Juni 1912 ausgestellt und blieben noch einen weiteren Monat für den Besuch zugänglich. Inzwischen fand die weitere Überführung der Sammlungen usw. statt, die im Herbste des Jahres abgeschlossen war. Zugleich mit der Vorbereitung der ausgewählten Stücke für die Schausammlung begann die Herstellung der Inneneinrichtungen, bei denen Baumeister Lindenkohl der Verwaltung zur Seite stand. Im Jahre 1914, das die letzte Teilzahlung für die Schränke brachte, konnte endlich der Aufbau der Schausammlung beginnen.

BESCHREIBUNG DES BAUS UND SEINER EINRICHTUNG.

1. Der Hauptbau.

Als Hauptarchitekturteil des Neubaus ist der rund aus der Front der Hauptflügel hervortretende Mittelbau mit dem Haupteingang besonders betont (Taf. 1). Eine breite Freitreppe von Granitstufen führt zu den drei mit Bronzeblech beschlagenen Haupteingangstüren empor. Die Pfeiler tragen vier Figuren; in engem Zusammenhang mit diesen Figuren sind die an der Umwehrung aufgestellten Löwen zu betrachten. Weiteren figürlichen Schmuck hat der Mittelbau noch zwischen den korbbogenförmig abgeschlossenen Fenstern der unter dem kuppelförmigen Dach stehenden Mittelhalle erhalten. In einfacherer Gestaltung gliedern sich dem Mittelbau die Hauptflügel an, die in strenger Pfeilerteilung ohne besonderen Schmuck geblieben sind. Die im unteren Teile geschwungene, als Mansarde ausgebildete Dachform mit durchlaufendem First fügt die Bauten mit dem Mittelbau zu einem geschlossenen Hauptbauglied zusammen. Die den Übergang zwischen dem an der Rothenbaumchaussee liegenden Bauteil und den Seitenflügeln bildenden Rundbauten sind in der Architektur leichter gehalten und mit reicherem Schmuck versehen. Das Auge des Beschauers soll dadurch mehr auf ihn als auf den Übergang zwischen den Gebäudeflügeln hingeleitet werden. Der ornamentale Schmuck ist so verteilt, daß zu dem im Fenstersturz des Obergeschosses dargestellten Menschentypus in der darunter liegenden Brüstungsplatte entsprechende Pflanzen und Tierformen dargestellt sind. Ohne Schmuck in der gleichen Achsenteilung der Hauptbauten reihen sich den Rundbauten die Seitenlfügel an der Moller- und Binderstraße an. Alle Keller-

[1]) Die Ausführung des Rohbaus begann im Frühjahr 1908; von der hiernach erforderlichen Bauzeit von 4 Jahren entfallen indessen fast 2 Jahre auf Verzögerungen der Ausführung durch die Neubearbeitung einzelner Bauteile und auf Streike.

fenster der Straßenfronten sind mit geschmiedeten Eisenschutzgittern versehen. Als Umwehrung an den Straßenfronten dient ein Sockel von Muschelkalk mit darauf stehendem schmiedeeisernen Gitter, hinter dem eine Hecke den Abschluß bildet.

a) Mittelbau.

Der Besucher des Museums gelangt durch den Haupteingang und den mit verglasten Pendeltüren versehenen Windfang in die Eingangshalle (Abb. 5, S. 94, Taf. 2 Abb. 1). Abgesehen von der architektonischen Verbindung zwischen den beiden Saalgruppen und dem Hörsaalbau, den die Halle herstellt, ist sie der erste Raum, den der Besucher betritt, und daher vor allem geeignet, seine Stimmung zu beeinflussen. Sie soll den Gegensatz zum Bild der Straße ausdrücken und eine ruhige Stimmung schaffen. Diese vielseitigen Zwecke werden durch die Wirkung von Formen, Farben und Lichtverteilung erreicht, aber auch durch die Stoffe, die die Halle auskleiden. Sie selbst ist halbdunkel; der Blick richtet sich daher auf das ihr folgende Treppenhaus, das in hellem, aus den hohen Fenstern des Obergeschosses kommendem Lichte liegt. Die Anordnung ist indessen derart getroffen, daß diese Fenster nicht sogleich sichtbar sind; der Unterzug zwischen Halle und Treppenhaus liegt so tief, daß er sie verdeckt. Zunächst fallen die mit grauem Marmor verkleideten Wände und Wangen des Treppenraums auf, in dem nur die ersten zum Podest hinaufführenden Stufen sichtbar sind. Auf diesem öffnet sich die Tür zum Hörsaalbau; sie steht in einem Portal aus schwarzem, gelb und weiß geaderten Marmor, das eine gleichartige Verdachung mit einem Bronzekopf als Blickpunkt in der Mitte ihrer Fläche abchließt, während die innere Begrenzung des Portals durch zwei weißrote Marmorsäulen gebildet wird. Die Halle selbst hat vor ihren mit einfacher Felderteilung versehenen und in grüngefärbtem Terranovaputz ausgeführten Seitenwänden jederseits eine Reihe von Pfeilern, durch die vier Einstellungen entstehen. Die Bekleidung der Brüstungen, Einstellungen und Kapitäle, der Pfeiler und Pilaster in grauem Marmor baut sich in der Halle selbst auf einem dunklen Sockel auf; die dazwischen liegenden Pfeiler und Pilasterschäfte sind mit einem lebhafter geaderten dunklen Porvenirmarmor bekleidet. Der Fußboden der Halle ist in dreifarbigem Marmor hergestellt, die Kassettendecke in naturgrauem Terranova verputzt. Zu beiden Seiten der Eingangshalle hinter den Pfeilern liegen die Kleiderablagen, sie werden durch die Einstellungen zwischen den Pfeilern, die in den Seitenfeldern noch Bronzegitter erhalten haben, gegen die Halle verdeckt. Von den zwei weiteren Einstellungen zwischen den letzten Pfeilern der Halle ist die eine als Brunnen mit Goldmosaik gestaltet, die andere für die Aufhängung eines der Sammlung entnommenen Gongs bestimmt, auf dem das Schlußzeichen für die Besuchszeit gegeben werden soll. Zwei kleine Treppen führen zu beiden Seiten der Halle von dem tieferliegenden Hallenfußboden auf die mit den Ausstellungssälen gleich hoch liegenden Seitenräume der Halle, von denen man durch Flügeltüren

die Austellungsräume betritt. Sämtliche Türen der Halle sind in dunkelrotem Mahagoniholz mit verschiedenfarbigen Einlagen ausgeführt und die Oberlichte über den Windfangtüren mit einer bunten Bleiverglasung versehen. Beleuchtungskörper aus Messing mit Glasbehängen unter der Decke und den seitlichen Unterzügen geben dem Raum eine würdige Beleuchtung.

Durchschreitet man die Halle in gerader Richtung, so gelangt man an dem Eingang zum Hörsaalbau vorbei über die in der Farbenstimmung der Halle gleiche Haupttreppe zu Mittelhalle (Abb. 5, S. 94, Taf. 2 Abb. 2). Bei einer Scheitelhöhe von 11 m erhält sie von der Straßen- und von der Hofseite her Licht durch drei vordere und fünf hintere Fenster von 6,5 m Höhe und 3 m Breite. Da sie u. a. dazu bestimmt ist, besonders

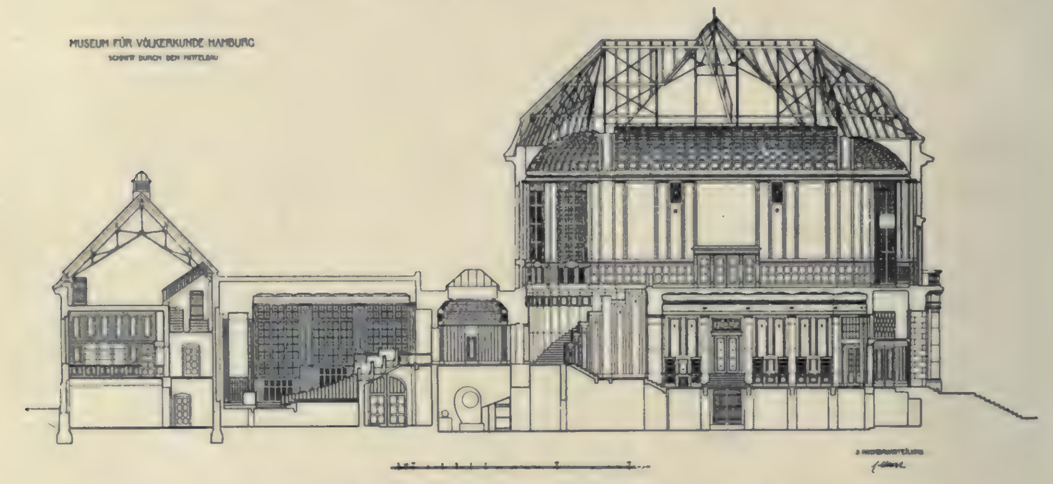


Abb. 5. Schnitt durch den Mittelbau: Verwaltungsbau, Hörsaalbau, Haupttreppe, Eingangs- und Mittelhalle.

große Stücke der Sammlung freistehend aufzunehmen, so ist sie als Schauraum einfach gehalten. Für ihre Ausstattung wurde eine Wandverkleidung bis 2 m Höhe aus gelbem Zitronenholz mit schwarzen Stäben gewählt, die auch in den Treppenhausfenstern als Einstellung durchgeführt ist; über der Wandverkleidung steht hellgelber Putz in einfacher Felderteilung; die in Gewölbeform ausgeführte Decke hat Kassettenteilung mit Perlstäben aus Gipsputz erhalten. Den Fußboden bedeckt Linoleum in grüner und schwarzer Musterung. An beiden Seiten der Mittelhalle befinden sich die Zugänge zu den Ausstellungsräumen des 1. Obergeschosses. Die großen Fenster sind mit einfarbiger, die kleinen Fenster zwischen den Einstellungen an der Treppenhausseite mit bunten Bleiverglasungen versehen. Für die Beleuchtung der Halle sorgen abends drei an der Decke aufgehängte Bogenlampen, die von Laternen aus gehämmertem Eisen mit Mattglasfüllungen umgeben sind. Diese Beleuchtung der Mittelhalle ist, abgesehen von der Notbeleuchtung, die einzige in den Schauräumen. Die Einrichtung einer Beleuchtung der Schausäle, die deren Öffnung auch in den Abendstunden

ermöglichte, ist eingehend erwogen worden. Der Gedanke der Abendbeleuchtung ist zunächst bestechend, aber man wird doch fragen müssen, ob die vielen, die ihr Beruf tagsüber bindet, abend noch so frisch sind, daß sie ein Museum mit Nutzen besuchen können, das eine Zerstreuung weder bieten kann noch will. In der Tat sind die Erfahrungen, die man auswärts mit der abendlichen Öffnung der Museen gemacht hat, nicht ermutigend, und selbst wenn zugestanden werden müßte, daß in Hamburg andere Erfahrungen zu erwarten sind, so bleibt doch noch die technische Frage zu lösen. Die Aufgabe, Schauräume eines Museums so zu erleuchten, daß die Sammlungen dabei besichtigt werden können, ist eine doppelte. Wie die Auslagen der Läden nicht durch die Straßenlaternen, sondern erst durch die Innenlampen erhellt werden, so ist in dem Museum eine Raumbeleuchtung und daneben eine Innenbeleuchtung der Schränke vorzusehen. Die erstere ist leicht zu beschaffen; die zweite um so schwieriger, denn sie erfordert die staubdichte Einführung von Kabeln in jeden einzelnen Behälter und die Anbringung einer nach vielen Hunderten zu bemessenden Zahl von Lampen. Für die Sammlungen ist das zum mindesten nicht vorteilhaft. Die Kabel usw. bedeuten immerhin eine gewisse Feuersgefahr, die Lampen strahlen schädliche Wärme aus und ihr Licht bleicht die Farben. Auch der Besucher wird mit der Beleuchtung nicht einverstanden sein: Die einzelnen Gegenständen sind in den Schränken nach dem einfallenden Tageslicht aufgestellt und ihre Farben haben der Regel nach nur im Tageslichte Sinn; die Innenbeleuchtung wird die Gegenstände daher um so mehr in falschem Licht zeigen, als bisher kein verwendbarer Leuchtkörper in seiner Farbe dem Tageslicht entspricht. Bedenken ergeben sich aber auch, wenn man die sehr hohen Kosten der Einrichtung der Beleuchtung berücksichtigt und den Einfluß, den sie auf den Betrieb des Museums hat. Da ist der außerordentliche Verbrauch an elektrischem Lichtstrom zu erwägen, ferner die praktische Verdoppelung aller mit den Schausälen verbundenen Tätigkeiten. Ist das Museum tags von 10—4 Uhr geöffnet, und soll es auch abends zugänglich sein, so macht es keinen großen Unterschied, ob man es dann von 8—10 Uhr wieder öffnet oder über 4 Uhr hinaus offen hält. Das ganze Jahr hindurch muß auf jeden Fall die Zahl der Aufseher vermehrt werden, da man von keinem einzelnen eine 13—14 stündige Dienstzeit erwarten kann; während der kalten Periode muß naturgemäß die Heizung von früh bis spät in vollem Betrieb stehen; schließlich wird die tägliche Reinigung der Räume zum Teil in die Nacht zu verlegen sein. Dem großen Aufwand an einmaligen und laufenden Kosten steht kein entscheidender Vorteil gegenüber; die Gefährdung der Sammlungen und ihre mangelhafte Wirkung schließen aber die Schrankbeleuchtung aus. Immerhin konnte in möglichen Grenzen ein Versuch gemacht werden; die Bogenlampen der Mittelhalle werden ausreichen, um Sonderausstellungen zu erhellen, wenn die Besucher der Abendvorlesungen vorher oder nachher eine Stunde auf die Besichtigung verwenden wollen.

Die Ausstattung der Mittelhalle ergab sich daraus, daß große Gegenstände, wie Boote, Häuser usw., stets besonderer Vorkehrungen bedürfen, also keiner-

lei Gerüste oder ähnliche Dinge vorgesehen werden konnten. Die Halle ist aber gleichzeitig dazu bestimmt, während einer begrenzten Zeit die laufenden Neuerwerbungen vor ihrer Einreihung in die Abteilungen der Schau- oder wissenschaftlichen Sammlung, ebenso auch Sonderausstellungen aufzunehmen. Im allgemeinen ist es nicht rätlich, derartige Ausstellungen völlig frei hinzustellen; weniger, weil die Gefahr des Verstaubens besonders groß wäre, als wegen der Möglichkeit der Beschädigung oder des Diebstahls. Man wird daher mindestens alle empfindlichen und kleinen Gegenstände unter Glas bringen müssen. Dazu können zunächst die sonst in der Sammlung verwandten Schränke und Pulte dienen; die Halle hätte dann im wesentlichen die Ausstattung der Schausäle zu erhalten. Nun haben aber wechselnde Ausstellungen bald großen,



Abb. 6. Verstellbare Scherwände für Ausstellungen.

bald kleinen Umfang; die Normalausstattung der Halle mit Schränken und Pulten wäre also einmal überreich, ein anderes Mal unzureichend. Im ersteren Falle würde man die überzähligen Behälter zu enfernen versucht sein, im letzteren müßten aus den Schauräumen oder dem Magazin weitere herbeigeschafft werden. Angesichts dieser Umständlichkeiten wird man sich auch wohl die Frage vorlegen, ob staubdichte eiserne Schränke und Pulte nicht mehr Schutz bieten, als die etwa einen Monat dauernde Ausstellung bedarf. Diese Frage ist zu bejahen, und damit kann auf die Verwendung der üblichen Behälter überhaupt verzichtet und für vorübergehende Ausstellungen ein anderer Ausweg gesucht werden. Dann handelt es sich nur noch um den Schutz der Sammlung gegen gewisse Besucher, technisch also um verglaste Scherwände (Abb. 6) ohne Decken. Der Umfang der Sammlung, die hinter ihnen gezeigt werden soll, verlangt sie bald länger, bald kürzer, und ihr Inhalt bedarf bald der

Börter, bald senkrechter Flächen oder einzelner Untersätze, um gut gesehen zu werden. Daraus folgt die Zerlegung der verglasten Wände in eine Anzahl von Elementen, die aneinandergesetzt und an den Ecken durch Pfeiler verbunden werden können, so daß sie eine quadratische oder rechteckige, langgestreckte oder kurze Grundfläche einschließen, je nachdem es die Sammlung erfordert. Da es sich nicht um einen staubdichten Abschluß handelte, konnte das leichtere Holz statt des Eisens verwandt werden, und so besteht das einzelne Element aus einem Holzrahmen, der in seinem unteren Teil eine Holzfüllung, in seinem oberen eine Glasscheibe trägt. Am Seitenrande des Rahmens sind einfache Vorrichtungen zu seiner Verbindung mit einem zweiten oder dem Pfeiler vorhanden, am Unterrande sind Rollen angebracht, die das Element leicht für einen Mann verschiebbar machen. Innerhalb des Schauraumes, den die Elemente umschließen, sind dann aus Tischen, Treppen, Wänden usw. die Unterlagen für die Sammlung unschwer aufgebaut. Findet keine Ausstellung statt, so werden die Elemente, Pfeiler und Einbauten auseinandergenommen und in das Magazin befördert.

b) Flügelbau, Schausäle.

Von der Eingangshalle des Untergeschosses und der Mittelhalle des oberen betritt man nach Süden oder nach Norden hin die Schausäle (Abb. 4, S. 86/7). In jedem Geschoß jeder Seite liegen zwei von ihnen, die im Winkel aufeinanderstoßen. Sie werden im Mittelbau durch 4 Achsen von 5 m gebildet, im südlichen Seitenflügel durch 5, im nördlichen durch 7. An den Enden der Seitenflügel liegt je eine vom Sockel bis zum Dachgeschoß durchgehende Treppe, die zwischen dem Unter- und Obergeschoß auch von den Besuchern benutzt werden kann. Daß der Mittelbau symmetrisch angelegt wurde, ergab sich von selbst; für die Länge der Seitenflügel waren finanzielle Gründe bestimmend neben den Rücksichten auf die Raumwirkung. Nach der ganzen Anlage des Neubaus wurde zunächst etwa die eine Hälfte der Schausäle gebaut, die zweite soll später auf dem freigehaltenen Teil des Baublocks folgen. Schon aus diesem Grunde hatte das Bauprogramm Räume gefordert, die »unterschiedslos für die verschiedenartigsten Sammlungen benutzt werden können«. Bei der aus museumstechnischen Gründen nötigen Einheitlichkeit der Säle kommt es aber durchaus nicht auf eine Gleichheit an; ihr möglicher Vorteil wird reichlich durch die Nachteile aufgewogen, die der Verzicht auf besondere Raumwirkungen mit sich bringen muß. Um der ausschließlichen Wirkung der Sammlungen willen fordert man heute vielfach die Schmucklosigkeit der Schausäle. Sie darf aber nicht buchstäblich verstanden und durchgeführt werden, so daß sie den negativen Eindruck der Vermeidung von Abwechslung hinterläßt. Gewiß ist der Versuch, Ornamente der Afrikaner zur Schmükkung des Saales der afrikanischen Sammlungen zu verwenden, wo sie ihrem Wesen entgegen mit Schablonen angebracht werden, aus künstlerischen und wissenschaftlichen Gründen abzulehnen. Die Einfügung der an Hütten, Booten, Geräten wirksamen,

sonst aber gewöhnlich kleinlichen Ornamente der Naturvölker in die großen Verhältnisse eines europäischen Museumsbaus widerspricht dem Geschmack der Zeit und würde auch dem Stilgefühl des unbeeinflußten Polynesiers oder Negers schwerlich zusagen; sie wäre als Ergebnis überlegender Verstandeskunst und Gelehrsamkeit kein organisches Element des Museums. Der Verwendung stilgerechten Schmucks aus dem Vorrat europäischer oder deutscher Elemente steht wiederum nur die Befürchtung entgegen, er könnte die Aufmerksamkeit von den Sammlungen ablenken. Das gibt zunächst einen weiteren Grund gegen exotische Ornamente ab, die um ihrer Absonderlichkeit willen das Auge leicht auf sich ziehen, auch wenn sie bescheiden angebracht sind; werden sie aber, um ihre Fremdartigkeit zu mildern, umgeformt, so kann man ebensogut auch Ornamente rein europäischer Herkunft verwenden. Vor allem aber handelt es sich nicht um die Ablehnung jedes Schmucks, sondern nur um die eines Übermaßes, das schon vorhanden ist, wenn der Besucher das Ornament wahrnimmt, ohne seine Aufmerksamkeit besonders darauf zu richten. Das wird der Fall sein, wenn es unmittelbar neben ausgestellten Stücken, also etwa am Rahmen der Schränke, angebracht ist oder in weiterem Abstand durch starke Profilierung, grelle Farben, leuchtende Metalltöne hervortritt, so daß es als selbständiges Element empfunden wird. Derartige Überlegungen können nun, soll nicht die ganze Frage bequem und rasch durch den Verzicht auf jeden Schmuck gelöst werden, dazu führen, die Ornamente soweit herabzustimmen, daß sie nicht mehr stören. Damit wäre ihre Beziehung zu den Sammlungen der wesentliche Gesichtspunkt, dem aber nicht ganz leicht Rechnung zu tragen ist, da ja die Sammlungen selbst durchaus verschieden stark wirken. Allein das Ornament braucht gar nichts mit den Sammlungen zu tun haben, es gilt vielmehr dem Saal, und die Aufgabe besteht genauer nicht darin, den Saal überhaupt zu schmücken, sondern ihn mittels des Schmucks von den anderen Sälen zu unterscheiden, um der Einförmigkeit entgegenzuwirken. Dieser Schmuck soll dabei ein nicht auffälliger sein, also den Besucher wohl die Verschiedenheit empfinden lassen, ihn aber nicht dazu verleiten, daß er seine Aufmerksamkeit auf die einzelnen Mittel lenkt, durch die sie erzielt wurde. Die Schwierigkeit, die dabei noch zu überwinden bleibt, liegt darin, daß der Architekt sich auf den Standpunkt des unbefangen den Saal betretenden Besuchers stellen muß. Verbietet die Überlegung ein Zuviel, so kann andererseits auch ein Zuwenig zustande kommen, wenn allein das Empfinden des Fachmannes das Maß bestimmt.

Die Architekten des Museums haben diese Aufgabe der unauffälligen Unterscheidung der Räume sehr glücklich durch den Wechsel der Abmessungen, der Formen und Farben gelöst. Die alle Säle zusammenfassende Einheitlichkeit liegt in der gleichmäßigen Sprossenteilung der Fenster, der zweireihigen Säulenstellung, der Verwendung eines einfarbigen grünen Linoleums als Bodenbelag, der weißen Farbe der Decken und der oberen Hälfte der Wände. Ihnen stehen die jeweils geringfügigen Verschiedenheiten gegenüber. Zunächst hebt sich aus äußeren architektonischen

Gründen der Mittelbau über die Seitenflügel heraus; er ist mit ihnen durch Rundbauten verbunden, die die Flucht der Säle durchaus willkommen unterbrechen, so daß, wenn man Eingangs- und Mittelhalle hinzunimmt, kein Saal unmittelbar oder in voller Breite in den anderen übergeht. Die vier Säle des Untergeschosses haben die einheitliche Höhe von 6 m erhalten; im Obergeschoß beträgt sie dagegen im Mittelbau 6,80 m, in den Flügeln 5,50 m von Fußboden zu Fußboden gemessen. Die Säulen haben in beiden Geschossen des Mittelbaus achteckigen, in denen der Flügel quadratischen Querschnitt; im ersteren tragen sie außerdem eine Holzverkleidung. Die Decken im Mittelbau, die gleich in der entgültigen Kassettenform in Beton gestampft und so fertig versetzt wurden, blieben gleich den Säulen ohne Putz; die der Flügel wurden in Gipsmörtel mit einfacher Linienteilung verputzt. Die in Meteorkalkmörtel glatt geputzten Wände erhielten in allen Sälen des Untergeschosses einen etwa die untere Hälfte einnehmenden graugrünen Kaseïnanstrich, die der oberen einschließlich der unverkleideten Säulen einen gelbgrünen. Nimmt man hinzu, daß die Fenster in den beiden oberen Sälen des Mittelbaus durch einen breiten steinernen Kämpfer geteilt sind, so ist der Aufgabe einer Unterscheidung der Säle genügt.

Nächst den Abmessungen, der Form und der Farbe der Säle ist ihre Beleuchtung wichtig. Von den Straßen her fällt Licht genug hinein, anders lag die Sache auf der Hofseite. Hier sind Hörsaal und Verwaltungsflügel in den Hof hineingebaut und konnten die Lichtzufuhr merklich verringern. Um das zu verhindern, blieben beide Bauteile in der Höhe des Fußbodens des Obergeschosses der Seitenflügel liegen (Abb. 5, S. 94). Daher zeigte der leere Saal eine ausreichend gleichmäßige Beleuchtung von beiden Seiten her (Taf. 3). Sie wird wesentlich unterstützt durch die weiße Farbe der Decken und der Wände, und zur Zerstreuung des Lichtes tragen die weißen Rahmen und Sprossen der Fenster bei, die im übrigen auch eine künstlerische Berechtigung haben. Natürlich hätte man große Spiegelscheiben verwenden können; aber in dem Pfeilerbau hätten sie von außen als Löcher gewirkt, und dem stand, ganz abgesehen von den Kosten, kein Gewinn für den Besucher gegenüber, für den die Sprossen im Gegenteil den Eindruck der Geschlossenheit des Raumes unterstützen. Aus den bekannten Erfahrungen über die Wirkungen von Oberlicht, Seitenlicht, oberem Seitenlicht konnte, da Oberlicht nicht in Frage kam, eine Form der Fenster als zweckmäßig gefolgert werden, die etwa nur die obere Hälfte der zwischen den Pfeilern gelegenen Füllungen mit Glasflächen versah. Dadurch wäre die untere Hälfte als Schaufläche gewonnen worden. J. Salin, der den reinen Monumentalbau des Nordischen Museums in Stockholm meisterhaft für Museumszwecke herzurichten wußte, hat gezeigt, daß diese Fläche durch Lichtschirme vorzüglich verwendbar gemacht werden kann. So schön die Methode Salins, die Bather (08) schildert, für Bauernstuben und Trachten ist, so kann sie doch nicht auf alle Gegenstände ausgedehnt werden, und vor allem hat er selbst sie nur in bestimmten Grenzen verwandt. Hochstehende Fenster scheinen nur berechtigt zu sein, wenn alle unter ihnen liegenden Flächen

gut für Schauzwecke nutzbar gemacht werden können. In der Aufstellung der Völkerkunde ist das aber nicht immer zu erwarten; man wird also damit rechnen müssen, daß der Saal durch die hochstehenden Fenster einen unangenehmen Eindruck macht, weil der Besucher die Brüstung nicht in gewohnter Höhe findet; so blieb es bei dem Hergebrachten.

Die Lichtfülle ist nur für die Besuchszeit erwünscht; scheint die Sonne, so ist das Fenster abzublenden, sind die Schausäle leer, so erfordert die Erhaltung der Sammlungen ihre Verdunkelung. Man kann Sonnenvorhänge von oben oder wie in Ateliers von unten her vor die Fenster ziehen und dadurch grelles Licht mildern. Bei der Höhe, die die Fenster im Neubau des Museums erhielten, ist indessen der Eindruck der großen Fensterfläche nicht günstig, daher wurden Sonnenvorhänge aus Leinen gewählt, die sich von den Seiten her schließen und am oberen Rande durch eine Falle verbunden sind, so daß das Fenster eine gefällige Umrahmung aus Stoff erhalten hat. Die Vorrichtung für die Verdunkelung wurde unten an der Fensterbrüstung angebracht. Der Schirm selbst besteht aus weißem gummiertem Stoff, der völlig undurchlässig für Licht ist. Er hat die Breite des Fensters und ist mit dem Unterrand an einer Welle befestigt, die ihn durch Federkraft aufrollt; den Oberrand versteift eine Eisenschiene, von der zwei Drahtseile über Rollen am Fenstersturz zu einer Handwinde in der Höhe der Fensterbrüstung führen (Abb. 8, S. 105).

Schränke und Pulte sind Behälter für die Sammlungen, aber ebensosehr auch Möbel; sie stehen in Beziehung zum Raume und gliedern ihn. Ein Schrank mit undurchsichtiger Rückseite hat die Bedeutung einer Wand, und der Wert dieser Eigenschaft tritt schlagend in überfüllten Museen hervor, in denen der Besucher durch einen allseitig verglasten Schrank hindurch einen größeren Teil des Saales erblickt. Das bringt eine Unruhe in die Aufstellung, die sich schließlich auf den Besucher übertragen muß. Diesem Übelstande, der zunächst ein künstlerischer ist, aber auch ein didaktischer, hilft die Koje ab. Sie ist schon dadurch gegeben, daß man die Schränke in die Achsen der Säulen stellt; ihre »Hintergründe« ergeben dann die Abschlußwände der Kojen. Auf diese Weise wird der Saal in eine Anzahl von gleichen zimmerartigen Räumen zerlegt, die vom Mittelgang aus zugänglich sind. Die entgültige Gestalt der Koje hängt jedoch von den Abmessungen und Verbindungen der Schränke ab. Die Fürsorge für die Erhaltung der Sammlungen verlangt die Unterbringung aller Stücke in Schränken; nur solche die aus Stein oder hartem unbemaltem Holz bestehen, wird man auch ohne besondere Vorsichtsmaßregeln aufstellen dürfen. Auf der anderen Seite gilt eine möglichst geringe Verschiedenheit in den Abmessungen der Schränke für erwünscht, und so ergibt sich anscheinend als Zweckmäßigstes ein Schrank, der recht viele und große Gegenstände aufzunehmen vermag; es gibt deren von 4—6 m Länge, einer Höhe von 3 m und mehr, einer Tiefe von 1 m und darüber. Daß sie ihrer Aufgabe entsprechen und großen Masken, langen Speeren und sperrigen Bootsmodellen Platz bieten, ist zweifellos, aber kleine und mittelgroße

Gegenstände, die schließlich doch die Mehrzahl bilden, kommen in solchen Schränken leicht zu wenig zur Geltung. Allein es ist nicht unbedingt nötig, ganz große und ganz kleine Gegenstände in demselben Schrank aufzustellen. Im Magazin, das alle Gegenstände zwar leicht erreichbar, aber doch eng verpackt enthält, wird man es allerdings tun, denn hier ist der Schrank die Einheit, die möglichst viel Zusammengehöriges umfassen soll. In der Schausammlung braucht diese Zusammenstellung aber nur zustande zu kommen, wenn man den Schauschrank aus dem Magazinschrank statt aus der Koje entwickelt. Gerade die wissenschaftliche Aufstellung verlangt die Zusammenfassung der Stücke nach Gegenstandsgruppen; Schmuck, Kleidung, Hausgerät, Waffen sollen nicht »malerisch« über den Schrank verteilt, sondern als Gruppen aufgestellt werden. Solche Gegenstandsgruppen sind aber in weiten Grenzen auch Größengruppen. Das Bauprogramm von 1905 unterscheidet daher von Anfang an der Größe nach drei Hauptgruppen von Gegenständen: 1. Arbeits- und Hausgerät, Schmuck und Kleidung, Zeremonialgerät, kleine Waffen usw. 2. Lange Waffen, Matten, Teppiche, Stoffe usw. 3. Boote, Häuser, u.a. Bauten, Gerüste usw. Darnach ergaben sich nicht Riesenschränke eines Typs, sondern große und kleine Schränke, deren Grundrisse durch die verfügbare Bodenfläche und die Stellung zum Fenster mit bestimmt wird. Die Zusammenstellung der Schränke zur Koje wird nun wesentlich durch zwei Gesichtspunkte beeinflußt. Als Grundlage für die Aufstellung bietet sie zugleich dem Museum die Einheit für die Unterbringung der Sammlungen. Je eine mag etwa die Denkmäler der Masai oder der Admiralitätsinsulaner usw. aufnehmen, je zwei oder drei können gelegentlich zu einer größeren Einheit zusammengefaßt werden. Das führt dann von selbst die annähernd gleichmäßige Verteilung der Masse der Schausammlung auf die Kojen herbei, denn man wird auch ungern mehrere verschiedenartige Sammlungen dauernd in einer Koje vereinigen, die sich dann gegenseitig beeinträchtigen können. Die Koje hat die Aufgabe, Zusammengehöriges und nur dieses räumlich zusammenzufassen und dem Inhalt der nächsten Koje gegenüberzustellen, aber auch die Menge der Besucher zu zerteilen und die Störung der wenigen in einer Koje anwesenden Personen durch alle übrigen im gleichen Saale herumgehenden zu verringern. Der Besucher soll durch die Aufstellung, die nicht Zugehöriges verdeckt, zum ruhigen Anschauen des Inhaltes der Koje angeregt werden und ein Gesamtbild der hier ausgestellten Kultur gewinnen, das nachhaltig genug sein kann, um ihn in der folgenden Koje Übereinstimmungen und Verschiedenheiten unmittelbar wahrnehmen zu lassen.

Im übrigen aber würde eine Vielgestaltigkeit der Kojen dem Saal als Ganzes wieder die ruhige Geschlossenheit nehmen, und daraus folgt seine Aufteilung in gleichförmige Kojen, die eine eigene Wirkung durch Ornamentik oder andere Dinge nicht entfalten dürfen, da ihre Verschiedenheit ausschließlich auf dem Inhalt der Schränke beruhen muß. Mit der notwendigen Gleichförmigkeit ist indessen eine künstlerische Wirkung durchaus vereinbar. Kojen, die durch die Abmessungen des Saales übereinstimmend 5 m Breite und 5 m Länge erhalten und in langer Reihe aufeinanderfolgen,

können langweilig wirken, wenn sie durch die rechtwinkelige Begrenzung der Schränke an Zellen erinnern. Erwünscht ist demgegenüber die Brechung einer oder der anderen Linie und die Vermeidung ausschließlich rechter Winkel. Weiter ist eine Übereinstimmung der Schrankformen nötig; sie kann aber nicht nur durch einen einzigen Typ erreicht werden, sondern auch durch mehrere Typen, wenn sie nur in wichtigen, durchgehenden Linien übereinstimmen. Schließlich ist auch auf die Notwendigkeit eines einheitlichen Anstrichs der Rahmen, der wohl überall üblich ist, hinzuweisen.

Die Aufgabe, den einzelnen Saal unter Verwendung großer und kleiner Schränke in ruhig und doch gefällig geformte Kojen zu zerlegen, wurde im Anschluß an die auf Bygdö bei Christiania und in Stockholm gemachten Studien zu lösen versucht. In Bygdö ist eine frühere Reitbahn zum Museum hergerichtet worden, sein Untergeschoß, das hier allein in Frage kommt, ist in eine Reihe aufeinanderfolgender Kojen geteilt, die je ein Fenster enthalten und durch einfache Wände voneinander geschieden sind. Man betritt die Koje durch die Tür in der Wand und sieht dann die eine Hälfte ihres Inhalts auf der Fensterseite, die andere auf der gegenüberliegenden, hinten durch eine Querwand abgeschlossenen Seite; beide Gruppen trennt der Gang. Im Nordischen Museum in Stockholm sind die Kojen durch Wände gebildet, deren Mittellinie senkrecht auf den Pfeiler der Fensterseite stößt; der Gang liegt an ihren freien Enden. An diesen Wänden sind die Gegenstände angebracht u. a. auf Börtern. Letztere laufen nun aber nicht der Mittellinie der Wand parallel, sondern sind am Fenster nach der Kojenmitte zu vorgezogen, um den dunklen Winkel zwischen Pfeiler und Wand unschädlich zu machen. An beiden Orten sind allerdings die Gegenstände ohne jede Verglasung frei aufgestellt, die fruchtbaren Gedanken, die sich hier fanden, mußten also der Forderung, möglichst alle Sammlungen unter Glas zu bringen, angepaßt werden. An der Verglasung sind die wagerechten Rahmenteile an der Unter- und Oberkante zur Betonung des Abschlusses durchaus willkommen; die lotrechten gliedern die Glaswände und liefern für die hinter ihnen untergebrachten Gegenstandsgruppen Trennungslinien, so daß der Raum eines Schrankes mit zwei oder drei Scheiben durch deren Rahmen für den Beschauer in ebensoviele natürliche Abteilungen zerlegt wird. Die Scheiben genügen der Aufgabe, die Gegenstände zu schützen und sie ohne Verzerrung oder Verfärbung zu zeigen, nur, wenn sie aus Spiegelglas sind; ihr größter Nachteil ist aber die Spiegelung. Sie ist immer vorhanden, und es kann sich nur darum handeln, sie erträglich zu gestalten. Die Aufstellungen des Nordischen Museums, übrigens auch Dioramen verschiedener Art, bewiesen, daß die Spiegelung überall dort unbeachtet bleibt oder fehlt, wo der Schrankinhalt wesentlich heller beleuchtet ist als der vor ihm stehende Beschauer; daraus ergab sich eine Reihe von Möglichkeiten, um die Spiegelung soweit zu mindern, daß sie nicht stört (M. Mayer 1910).

Für den Aufbau der einzelnen Koje ist es endlich nicht unbedingt nötig, daß man ihre Schränke als parallelepipedische Kästen auffaßt, die sich vom Magazinschrank lediglich dadurch unterscheiden, daß ihr Inhalt sichtbar gemacht

wird. Die Koje kann auch anders betrachtet werden: sie besteht aus der Fensterwand und drei senkrechten, rechtwinklig aufeinanderstehenden Wänden, und die vor ihnen ausgestellten Gegenstände werden gegen den Besucher durch eine Glaswand abgeschlossen. Diese braucht aber nicht der Wand parallel zu verlaufen, sondern kann ihre besondere Gestalt erhalten. Da die Gegenstände aber zugleich staubsicher unterzubringen sind, so werden zweckmäßig die in einer Achse stehenden Glaswände miteinander zu einem »Schrank« verbunden, in dem die Wand selbst steht.

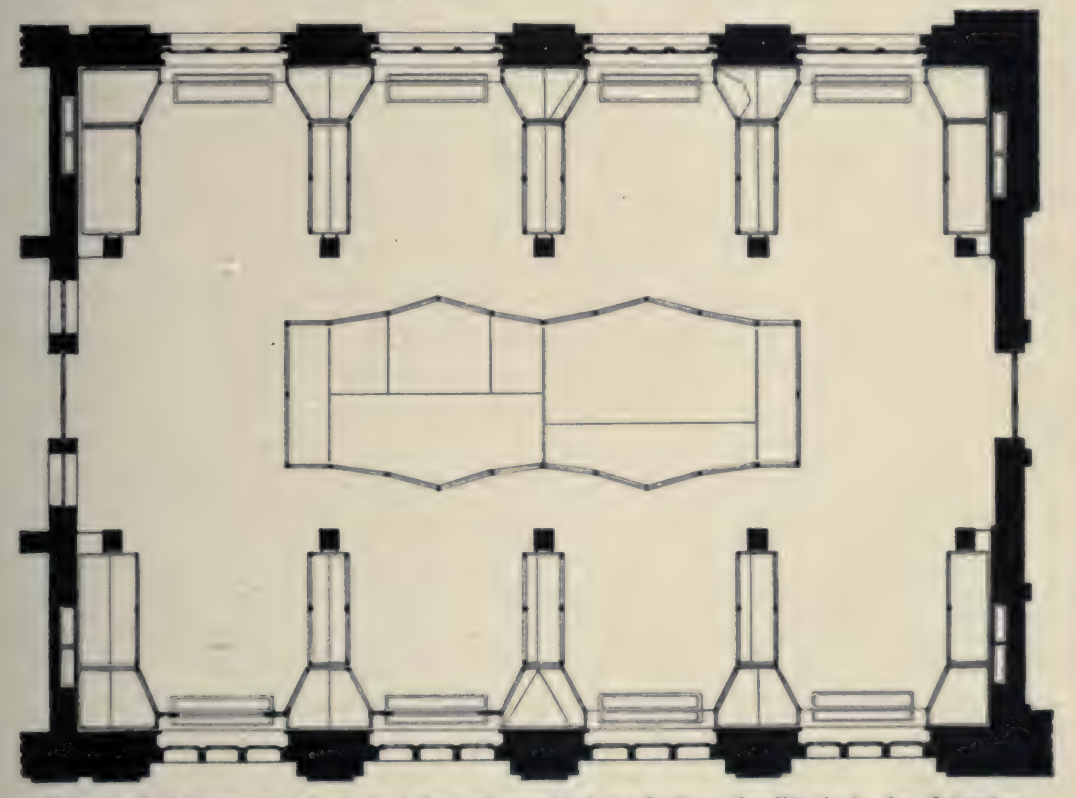


Abb. 7. Aufteilung eines Saals in Kojen mit verschiedener Stellung der Wände in den Schränken.

Die Koje des Hamburgischen Museums umfaßt vier Schauflächen: die beiden vom Gang durchbrochenen Seitenwände, die Fensterwand und ihr gegenüber die Mittelwand (Abb. 7, S. 103, Taf. 3). Die seitliche Glaswand besteht aus drei Scheiben und wird durch Rahmen rhythmisch gegliedert; die beiden ersten gehören dem Seitenschrank an, die letzte, dem Fenster zunächstliegende, dem Pfeilerschrank. Der Seitenschrank mit rechteckigem Grundriß hat bei einer Länge von 2,66 m eine Höhe von 2,38 m. Die Schmalseiten und der Boden bestehen aus Eisenblech, die Decke aus 6/4 rheinischem Mattglas, die Türflügel enthalten Spiegelglas. Schlösser, Beschläge usw. sind äußerlich nicht sichtbar, um den Blick des Beschauers nicht abzulenken, der nur auf die völ-

lig ruhige Linie der Rahmen fällt; aus dem gleichen Grunde hat der Schrank keine Füße, sondern steht auf einem Sockel. Die Länge des Schrankes ergab sich aus der Aufteilung des verfügbaren Raumes; die Höhe sollte in einem guten Verhältnis dazu stehen, wurde aber wesentlich dadurch bestimmt, daß nach den mündlichen Angaben von J. Salin, die eigene Versuche bestätigten, kein Besucher es auf die Dauer ohne starke Ermüdung der Nackenmuskeln erträgt, Gegenstände in einer Höhe von mehr als etwa 2,5 m zu betrachten. Umgekehrt ist es auch unbequem, Stücke zu besehen, die dicht über dem Fußboden liegen. Daraus ergab sich auf Grund von Versuchen der Sockel von 0,22 m Höhe, so daß die Oberkante des Schrankes 2,60 m über dem Fußboden liegt. Die Tiefe des Schrankes von 1 m ergibt, wenn die Trennungswand in seiner Mitte hängt, etwa 0,45 m für jede Koje; die Wand ist indessen verschiebbar, so daß auch einmal einer Koje bis zu 0,90 m zufallen können, wenn in der anderen etwa flache Stoffe, Bilder oder Ähnliches im Schranke ausgestellt werden. Die durchschnittliche Tiefe von 0,45 m für die Koje ist geringer als die übliche. Wenn man aber 0,60 oder 1,00 m fordert, so denkt man an den Einheitsschrank, der die verschiedenartigsten Größen von Gegenständen aufnehmen soll. Ein solcher ist von vornherein nicht beabsichtigt worden; große, vielmehr breite oder tiefe Gegenstände finden im Pfeilerschrank oder im Mittelschrank Platz. Diese Rücksicht fiel also fort. Stehen nur tiefe Schränke zur Verfügung, so verleiten sie leicht dazu, drei und mehr Reihen von Gegenständen hintereinander unterzubringen, was den Beschauer verwirren und mindestens nicht anziehen wird. Das sollte durch eine geringere Tiefe der Seitenschränke von vornherein erschwert werden.

Zum Schrank gehört die Wand, die die doppelte Aufgabe hat, die Koje zu begrenzen und dem ganzen Schrankinhalt als Hintergrund zu dienen. Daraus folgt, daß sie sichtbar bleibt und nur ausnahmsweise als Trägerin von flächenhaften Schaustücken verwandt werden darf; geschieht es regelmäßig und für größere Stücke, so wird ihre ruhige Wirkung beeinträchtigt, außerdem wächst damit wieder die Versuchung, allzuviel hintereinander anzuordnen. Soll die Wand aber keine Schaustücke tragen, so braucht sie auch nicht widerstandsfähg zu sein. Es genügt etwa ein freihängender, versteifter Rahmen aus Winkeleisen, der mit Stoff bespannt ist.

Der Pfeilerschrank hat zwei parallele eiserne Seitenflächen, von denen die eine hart an die des Seitenschranks, die andere an den Fensterpfeiler stößt. Die dritte Seite enthält die dritte Scheibe der Glaswand, liegt aber nicht in der gleichen Ebene wie die beiden anderen, sondern bildet mit ihr einen Winkel von 60°. Dadurch ist die gefälligere Form der Koje erreicht, außerdem ein bis 1,00 m tiefer Raum auf jeder Seite gewonnen (Taf. 3 Abb. 4). Der Grundriß der durch die Wand begrenzten Hälfte ist aber nicht ein Dreieck, sondern ein Trapez; zwischen die im Winkel an die Seitenfläche stoßende verglaste Tür und die Pfeilerfläche ist senkrecht zu letzterer eine 0,3 m breite Scheibe eingefügt, durch die vom Fenster Licht in den Schrank fällt. Die Decke besteht wie beim Seitenschrank aus Mattglas; wie dort sind auch die Scheide-

wand, die Börter usw. eingerichtet. Der Pfeilerschrank wurde nicht bis zum Boden oder Sockel hinabgeführt, sondern nur 1,80 m weit, und steht auf einem Unterschrank gleichen Grundrisses, der die Höhe der Fensterbrüstung hat. Versuche zeigten, daß die schlecht beleuchtete Fläche des Fensterpfeilers unterhalb der Brüstung für Schauzwecke nicht besonders in Frage kommt und daher besser für Magazinzwecke benutzt wird. Durch die Einfügung des Pfeilerschrankes ist die Seitenwand der Koje vollständig geschlossen, sein Unterschrank wurde mit dem Sockel des Seitenschrankes verschraubt und auf der anderen Seite mit dem des Fensterpultes verbunden.

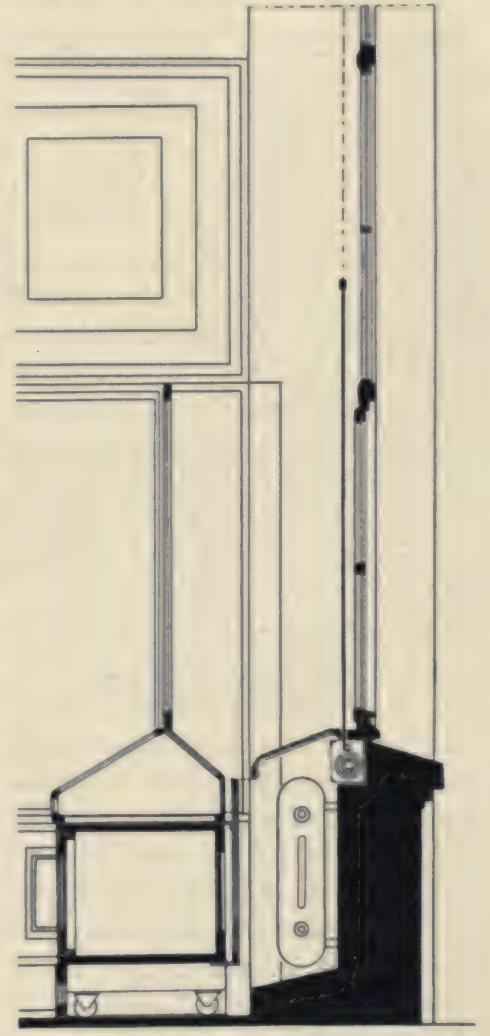


Abb. 8. Schnitt durch Fensterpult, Bildwand, Heizkörper und Verdunkelungsschirm.

Vor dem Fenster steht auf einem Unterschrank das Schaupult (Abb. 8). Es hat mit 2,5 m fast die volle Fensterbreite und eine Tiefe von 0,70 m, die sich aus Rücksicht auf die Form der Koje und die Bequemlichkeit des Beschauers ergab. Boden und Seitenwände, die Vorderwand von 0,13 m, die Hinterwand von 0,20 m Höhe, bestehen aus Eisenblech. Versuche, die Vorderwand zu verglasen, um den Inhalt sichtbar zu machen, boten keinen Vorteil, wohl aber den Nachteil, daß nun für bestimmte Standpunkte die Gegenstände durch den Rahmen zerschnitten wurden; die Verwendung von gebogenen Scheiben, die obere Schaufläche und Vorderwand vereinigt hatten, ergab die erwarteten starken Verzerrungen, die um so mehr stören, als das Pult ganz überwiegend kleine Gegenstände aufnehmen soll. Die Schaufläche von Pulten pflegt das Fenster zu spiegeln. Um dies zu vermeiden, wurde die Scheibe soweit aufgerichtet, daß das Fensterbild sie nicht mehr traf, was bei etwa 30° eintrat; die Vermeidung der Spiegelung von Teilen der Koje oder des Beschauers sowie die Aufhellung des dunklen Winkels im Pult an der Rückwand ließ sich dadurch erreichen, daß zwischen Rückwand und Schaufläche eine dem Fenster voll zugewandte, schrägliegende Scheibe aus mattiertem Spiegelglas eingefügt wurde; das Scharnier für die bewegliche Schaufläche mußte

daher von der Oberkante der Hinterwand an die des Rahmens der Mattscheibe verlegt werden. Der 80 cm hohe Unterschrank hat auf seiner Vorderseite gleich dem des Pfeilerschranks durch Eisenschienen und Baumwollschnüre gedichtete Türen und enthält ferner in der einen Hälfte sogenannte englische Schübe. Der Unterschrank des Pultes steht vor den Heizkörpern und mußte dementsprechend gebaut werden. Der Abschluß der Kojen gegeneinander machte in jeder von ihnen die Aufstellung von Heizkörpern notwendig, um die gleichmäßige Erwärmung aller zu sichern, aber für die Einrichtung eines Saales sind Heizkörper immer irgendwie unbequem. Man wird sie der Hauptmasse nach stets an die Fensterwand setzen, und hier gibt es nur zwei Möglichkeiten für ihre Aufstellung. Stehen sie am Pfeiler, wozu dessen Dunkelheit einlädt, so wird die Geschlossenheit der Koje in unerwünschter Weise unterbrochen, außerdem können die Heizkörper durch die Aufstellung der Schränke schwer zugänglich werden. Daher wurde der andere Weg gewählt, die Radiatoren unter der Fensterbrüstung, d. h. an der der stärksten Abkühlung unterliegenden großen Fensterfläche anzubringen. Sie füllen hier die Nische zwischen den Pfeilern und sind nach oben mittels durchbrochener Bleche verkleidet, nach vorn liegen sie frei, sobald man den Pultschrank, der auf Rollen steht, fortzieht. Seine Rückseite ist gegen die Wärmestrahlung durch eine Asbestplatte geschützt, deren eiserner Rahmen dem Schranke mit einem kleinen Zwischenraum aufgeschraubt ist; um endlich die Luftbewegung an den Radiatoren nicht zu hindern, ist mit dem eigentlichen Schrank ein Sockel verbunden, dessen vordere Längsseite Luftgitter umschließt (Abb. 8, S. 105), während die hintere offen ist.

Über dem Pult kann eine durchscheinende Wand eingehängt werden; sie hat die Länge des Pultes und reicht von seiner Oberkante zu der des Pfeilerschranks. Bei einer Fläche von reichlich 3 qm kann sie zur Aufstellung von Muscharabijen, Schattenspielfiguren usw. oder von Glasbildern verwandt werden. Ihre Hauptaufgabe ist indessen die Abblendung der unteren Fensterscheiben, so daß der Besucher in dem größten Teil der Koje durch die Spiegelung nicht belästigt wird.

Die Aufstellung von Mittelschränken verbot sich in der ersten und letzten Fensterachse jedes Saales, da hier Wandelraum freibleiben mußte. Auch in den sieben Achsen langen Sälen an der Binderstraße blieb außer der 1. und 7. noch die 4. Achse frei als Durchgang und zur Unterbrechung der Schrankreihe.

Die Grundlage des Mittelschrankes bildet die parallel der Fensterfläche stehende Abschlußwand der Koje mit den sie rechtwinklig begrenzenden Wänden, welche die durch den Gang unterbrochenen Fortsetzungen der Seitenwände der Koje darstellen (Abb. 7, S. 103). Da immer nur zwei nebeneinanderliegende Kojen einer Saalseite Mittelschränke erhalten konnten, so ergab sich nach Abzug von etwa 1,30 m auf jeder Seite als Gang ein gemeinsamer Mittelschrank von 2,70 m Tiefe und 10 m Länge für die vier Kojen, der durch die Wände in Abteilungen mit einer mittleren Tiefe von 1,50 m und 5 m Länge zerlegt wurde. In den Endachsen der Säle wurde diesem Mittelschrank noch ein den

Seitenschränken der Kojen entsprechender von 1 m Tiefe und 2,70 m Breite angebaut, der den Endkojen oder dem Mittelschrank zugerechnet werden kann. Der ganze Mittelschrank ist aus Schmiedeeisen gefertigt und steht wie die Seitenschränke auf einem Sockel von 0,22 m Höhe. Die Schauseite aus zwei oder mehr den Fenstern parallelen Scheiben aufzubauen, verbot die Spiegelung; sie wurde weder durch die abblendende Bilderwand über dem Fensterpult noch durch wagerechte, der Oberkante der Seitenschränke aufliegende Schirme, noch endlich durch eine erträgliche Neigung der Scheibe aus der Senkrechten wesentlich verringert. Daher mußte die Schauseite so gebrochen werden, daß die Spiegelung für möglichst viele Standorte in der Koje fortfiel. Versuche ergaben vier Scheiben, von denen die äußeren, als Türen ausgebildeten und 1,20 m breiten um etwa 10°, die inneren 1,30 m breiten um etwa 20° in die Koje vorspringen. Die Decke dieser Schränke ist nicht wagerecht gestaltet, sondern emporgewölbt, wodurch ein Binnenraum gewonnen und auch ein gefälligeres Aussehen erzielt wurde.

Eine besondere Inneneinrichtung erhielten die Mittelschränke nicht, mit Ausnahme der aus Holzrahmen mit Stoffbespannung gebildeten verstellbaren Innenwände, doch sind an den Rahmen der Glaswände Lochschienen und an der Oberkante der Schauseiten U-Schienen angebracht, so daß etwa erforderliche Börter und andere Vorrichtungen leicht befestigt werden können.

Die einzelne Koje hat im Durchschnitt an Nutzraum für Schauzwecke

	Grundfläche	Inhalt
2 Seitenschränke	rund 2,60 qm	rund 6,00 cbm
2 Pfeilerschränke	„ 2,00 „	„ 3,50 „
Mittelschrank	„ 7,50 „	„ 22,00 „
Fensterpult	„ 1,70 „	„ 0,50 „
	13,80 qm	32,00 cbm.

Hinzukommen kann noch ein mitten in der Koje freistehender Behälter von etwa 2 qm Grundfläche, der als Pult oder Schrank zu bauen ist.

Als Anstrich wurde für alle Eisen- und Holzteile der Koje ein neutrales dunkles Braun mit gewischten roten Kanten gewählt, das nicht wie Schwarz tot wirkt, sondern farbig und doch nicht aufdringlich ist. Für die Farbe der Hintergründe und inneren Schrankflächen kam zunächst nur Weiß in Betracht. Seine Empfindlichkeit ist kein Gegengrund, wohl aber gewiß eine Mahnung zu vorsichtiger Behandlung. Übrigens wird es nicht überall dauernd bleiben müssen, sondern je nach dem Schrankinhalt auch durch andere lichte Farben ersetzt werden können. Die Aufstellungen vieler Museen zeigen, daß ein durchaus einheitlicher Anstrich nicht erforderlich ist, sondern die einzelnen Kojen und unter Umständen sogar einzelne Schränke verschiedene Innenfarben erhalten dürfen, ohne daß dadurch Störungen zustande kämen.

Zur Unterbringung der Schaustücke dienen die Inneneinrichtungen der Schränke

also Vorrichtungen, an denen sie aufgehängt werden, ferner Börter, auf denen sie stehen oder liegen. Zu den ersteren gehören die üblichen Drähte, die durch den Schrank gespannt werden, aber doch nur eine beschränkte Brauchbarkeit haben, ferner die tragfähigeren, daher vielseitiger verwendbaren eisernen T-Schienen. Die Börter liegen auf Konsolen, die in Lochschienen an den Innenflächen der Schrankpfosten eingesetzt werden. Da die Hinterwand verschiebbar ist, wurde eine durchschnittliche Einteilung der ganzen Schranktiefe zu zwei Hälften oder zu drei Dritteln angenommen; daher sind halbe und drittel Börter vorgesehen und ein Teil der Konsolen ist ausziehbar gearbeitet. Als Stoff für Börter ist heute Glas beliebt. Seine Durchsichtigkeit soll die Beleuchtung des Schrankes verbessern und außerdem die Betrachtung unter dem Bort stehender Gegenstände von oben her gestatten. Daß beide Zwecke erreicht werden, ist unbestreitbar, aber es fragt sich, ob das unter allen Umständen vorteilhaft ist. Spiegelglas, das dann das ideale Bort wäre, wird nur wenig angewendet. Es ist zu glatt, und daher sieht man gelegentlich in Museen, daß ein Seidenfaden etwa unter einem Pokal liegt, damit er auf dem Spiegelglas nicht rutscht. Dieser notwendige Schönheitsfehler spricht nicht gerade zugunsten des Glases. Anderwärts hat man die starke Störung durch eine die Aufstellung durchquerende grünlich leuchtende Schnittfläche des Glases empfunden; sie ist dann durch eine u-förmige Metallschiene verdeckt, die gewissermaßen als Fassung der Scheibe dient. Statt des teuren Spiegelglases wird weit häufiger rheinisches Glas verwendet, das auf Metallschienen ruht. Es ist weniger glatt, seine Schnittfläche dünner und darum weniger störend, zumal ihre Wirkung durch die darunter liegende Schiene gemildert wird. Der besondere Fehler dieses Glases, der seine Verwendung in den Türen der Schränke hindert, hört aber nicht auf, wenn es als Bort dient; in beiden Fällen verzerrt es die dahinter oder darunter liegenden Gegenstände. Man könnte nun den Preis und die Glätte des Spiegelglases, die verzerrende Wirkung und die Brüchigkeit des rheinischen als notwendige Übel ansehen, wenn ihnen wirklich unbedingte Vorteile gegenüberständen. Aber die Aufhellung des Schrankes ist doch nur dort nötig, wo er dunkel ist, also seine Stellung zum Fenster, die Lichtmenge und Größe des Fensters ungünstig sind, oder wo der Schrank so voll ist, daß die Gegenstände sich gegenseitig beeinträchtigen. Es sind also Fehler des Gebäudes, der Schränke oder der Aufstellung, die durch Glasbörter gemildert werden sollen. Ein Bedürfnis, Stücke durch das Bort hindurch zu betrachten, wird wohl nur bei denjenigen eintreten, die man nicht schon bequem durch die Türscheibe sieht, also bei weit an der Hinterwand des tiefen Schrankes stehenden oder hängenden. Es ist nun gewiß notwendig, daß die einzelnen Gegenstände möglichst gut sichtbar sind, und vielleicht läßt sich das in manchen Fällen nur durch Glasbörter erreichen, aber für die ganze Aufstellung sind sie nicht unbedingt günstig. Wo sie üblich sind, spricht man wohl von einer »eleganten« Aufstellung, aber sie verhindert das Unbehagen nicht, das eine augenscheinlich mehrere Kilogramm schwere Bronze auf einer dünnen Glasscheibe her-

vorruft, und die Möglichkeit, durch eine oder gar mehrere Glasscheiben hindurch die darunter oder darüber befindlichen Gegenstände in abnehmender Deutlichkeit zu erkennen, fördert die Unruhe. Die Verwendung von Glas schiebt die Aufgabe des Bortes, als ruhige Standfläche zu dienen, in den Hintergrund und beeinträchtigt seine Verwendung zur Schaffung von geschlossenen Unterabteilungen innerhalb des Schrankes. Wo die Mängel der Beleuchtung nicht bestehen, ist darum auch das Glasbort mit seinen Nachteilen entbehrlich; es ist auch die Frage, ob die Aufhellung vieler Schatten, die das Glasbort bringt, immer ein Vorteil ist. Im Hamburgischen Museum sind daher die Börter aus gesperrtem Holz gefertigt und ruhen auf T-Eisen, die wiederum in Einschnitte der Konsolen eingreifen. Diese Schienen sollen ein immerhin mögliches Durchbiegen des Holzes verhindern, aber auch den Eindruck der kräftigen Unterlage und der trennenden Fläche verstärken. Wagerechte Börter sind nun in allen Höhen der Schränke verwendbar aber nicht für alle Arten von Gegenständen. Flach liegende Halsringe, Steinkeulen und ähnliche Dinge werden in einer störenden Verkürzung gesehen, wenn sie wesentlich höher als etwa 1,20—1,50 m über dem Schrankboden liegen; ist der Schrank tiefer als 0,5 m, so tritt die Störung für die am weitesten von der Scheibe abliegenden Stücke noch eher ein. Daher empfiehlt es sich, die Börter schräg oder auch senkrecht zu stellen; die einzelnen Gegenstände werden dann auf ihnen durch Stifte oder kleine Sockel festgehalten (Taf. 4, Abb. 1—3).

Handelt es sich um Gegenstände mit einer Standfläche, die wesentlich kleiner ist als die Breite des Bortes, so ergibt sich deren Anordnung in zwei oder mehr Reihen hintereinander. Stehen sie aber auf derselben Ebene, so wird die Anordnung leicht unruhig und die vorderen verdecken zum Teil die hinteren Stücke. Als Abhilfe bietet sich natürlich die Ausnutzung der Höhe zum nächsten Bort; erhält aber jedes Stück seinen eigenen Untersatz, so ist zwar die Überschneidung ganz oder ausreichend vermieden, aber die Unruhe nicht gehoben. Es ist daher zweckmäßig, die einzelnen Untersätze zu Stufen und Treppen zusammenzufassen, bei denen der Steigung die Aufgabe zufällt, die Geschlossenheit der Aufstellung zu wahren. Um jederzeit solche Treppen ganz nach Bedarf herstellen zu können, haben sich aus Pappe gefertigte Elemente als brauchbar erwiesen, die zunächst zur Erprobung des Aufbaus dienen aber auch, wenn seine endgültige Herstellung aus Holz nicht einfacher ist, aneinandergekittet und unmittelbar in den Schrank gestellt werden können. Diese in der Farbe des Bortes und des Hintergrundes gestrichenen Klötze sind nach den Maßen des Schrankes berechnet und werden als Prismen, Kreisstücke und Klötze mit Kreisausschnitten angefertigt (Abb. 9, S. 110). Daraus lassen sich die verschiedenartigsten Treppen zusammenstellen; sie werden im allgemeinen so verwendet, daß der einzelne Aufbau nur zusammengehörige Dinge wie Angelhaken oder Tongefäße aufnimmt. Darin liegt der Vorteil, daß der Aufbau auch äußerlich die Zusammengehörigkeit ausdrückt, also die Trennung der Gegenstandsgruppen erleichtert. Ein anderes Mittel dazu bieten etwa einfarbige Stoffbänder, die zwischen den Gruppen über das Bort

oder den Hintergrund gespannt werden; sie sind zumal in der allgemeinen Sammlung bequem, um die verschiedenen Beispiele etwa für die zeitliche Tiefe oder die Konvergenz voneinander zu trennen, soweit das nicht durch die Anordnung der Börter geschieht. Nicht ganz selten sind die Fälle, in denen Bort und Hintergrund in ihrer üblichen Ausführung nicht ausreichen, um die beste Aufstellung zu ermöglichen. Für die der Koje zugewiesene Sammlung kann der gerade vorhandene Schrank zu tief, der wagerechte Boden des Fensterpults ungeeignet, statt des senkrechten ein schräger Hintergrund erwünscht sein. Dem läßt sich bei dem meist geringen Gewicht der in Betracht kommenden Stücke in einfacher Weise durch dünne Platten aus gesperrtem Holz auf Rahmen abhelfen, die in die Behälter gestellt oder gelegt und nach der Spiegelscheibe orientiert werden, mag dabei auch ein Teil des Raums unbenutzt bleiben. Im allgemeinen wird man ja nicht von einer gegebenen Einrichtung des



Abb. 9. Treppen aus Pappklötzen.

Behälters ausgehen, sondern von den Gegenständen, die er aufnehmen soll, und dann die Einrichtungsmittel unter und hinter ihnen einbauen.

Zu den Gegenständen, die man aufzuhängen pflegt, gehören nicht allein Keulen, größere Netze und ähnliche Sachen, sondern auch Teile der Tracht. Grasschurze werden mit zwei Haken an den gespannten Draht gehängt, für Hemden, Röcke, Mäntel liegt der einfache Bügel als Träger nahe. Beiden Verfahren gemeinsam ist die Aufhängung in einer Ebene, wodurch ein Teil der Wirkung zumal dann verloren geht, wenn die Stücke Verzierungen tragen. Eine bessere Wirkung erhält man, wenn der Schurz an einem Brett, dessen Form dem Körperquerschnitt in der Lenden- oder Beckengegend [1]) entspricht, befestigt und erst dieses an der Stange aufgehängt wird (Abb. 10). Versuche, den Kleiderbügel zu verbessern, führten zunächst zu seiner Verbreiterung, dann aber zur Herstellung eines Schulter und obere Brusthälfte umfassenden Trägers aus Pappe (Abb. 11, S. 112), der dem Kleidungsstücke eine gefälligere Form gibt, aber auch den Stoff, zumal schweren, mehr schont als der einfache Bügel, dessen Ränder sich bald durchdrücken.

[1]) Die Oberkante des Schurzes liegt nicht immer über dem Darmbeinkamm des Trägers; bei Ozeaniern z. B. liegt sie oft zwischen Darmbeinkamm und Rollhügel des Oberschenkels.

Vielfach ist es möglich, Kleidungs- und Schmuckstücke zur Tracht zusammenzustellen, und damit erhebt sich die Frage nach der Form, die der Träger erhalten soll. Eine Reihe von Museen folgt dabei teilweise naturalistischen Gesichtspunkten. Die Teile der sogenannten borealen Tracht werden auf ein passendes Gestell etwa aus Rohr gezogen, die allein freibleibenden Teile wie Hände, Kopf und Hals nach der Natur modelliert und gefärbt der Rohrfigur angesetzt; der Kopf trägt dann noch Mütze, Helm usw. Damit sollen die Besucher eine zuverlässige Vorstellung von den lebenden Trägern der Tracht gewinnen. Der Gedanke vereinigt die ethnographische mit der anthropologischen Schaustellung. Ist damit aber wirklich der gewollte Zweck



Abb. 10. Verschiedene Aufhängung von Schurzen, links an 2 Haken, rechts an einem dem Körperquerschnitt entsprechenden Brett.

erreicht? Geht man nach dem Urteil der großen Menge, so wird man die Frage bejahen dürfen, denn solche Figurinen werden immer sehr beachtet, sie »beleben« angeblich den Saal. Dennoch wird man Bedenken tragen dürfen. Da ist zunächst die Frage nach der Ausführung der Figur. Die richtigen Proportionen wird man ihr freilich geben können, soweit Messungen an Lebenden des betreffenden Volkes vorliegen, sind aber die verhältnismäßig einfach zu behandelnden Hände immer anthropologischen richtig darzustellen? Noch größere Schwierigkeiten bietet der Kopf, bei dem es sich zunächst um die Form handelt. Photographien genügen als Vorlagen für den Bildhauer mitunter schon dann nicht, wenn es sich um die Herstellung des »lebenswahren« Kopfes eines Europäers handelt; fremde Völker sind ihm sicherlich noch weniger vertraut, und Photographien, die wie die übergroße Mehrzahl der möglichen Vorlagen ohne besondere Vorsichtsmaßregeln aufgenommen wurden, sind kaum

jemals frei von Verzeichnungen. Nun wird man freilich einwenden können, daß es sich gar nicht um die Herstellung eines Porträts, sondern um die des Typus handelt. Damit gibt man aber vielleicht schon die Absicht der naturalistischen Aufstellung auf, denn in den Trachten stecken Individuen und über das Vorkommen des anthropologischen Typus eines Volkes bestehen Zweifel. In sehr vielen Fällen wird der beste Bildhauer wohl nur eine Arbeit liefern, die den Typus wiedergibt, so gut es



Abb. 11. Verschiedene Aufhängung von Jacken usw.

eben geht. Vergleicht man nun größere Reihen solcher Arbeiten aus verschiedenen Zeiten der Herstellung und von verschiedenen Bildhauern, so erscheinen die ältesten Arbeiten fremdartiger als die neuen. Die Technik und die Anschauungsweise haben augenscheinlich Fortschritte gemacht, aber gerade darum ist es doch gewagt, wenn die Arbeiten der letzten Jahre als die richtigen Darstellungen gelten sollen, zumal überall das unvermeidliche subjektive Element der Auffassung des Bildhauers erkennbar ist. Man wird also auf die absolute Objektivität der Modellierung verzichten

und sich damit begnügen müssen, daß die Form des Kopfes den allgemeinen Eindruck wiedergibt. Nun muß aber selbst der über dem Lebenden abgeformte Kopf, um naturalistisch zu sein, die Farbe erhalten, die in der Natur auf dem Pigment und der Blutfüllung beruht, ferner durch die durchscheinende Beschaffenheit der Haut bedingt ist. Ein matter Anstrich gibt den Eindruck des Gesichts des Lebenden so wenig wieder wie ein glänzender; man ist daher zur Modellierung in gefärbtem Wachs übergegangen, das zwar auch durchscheinend ist und zartere Töne hergibt, aber doch das Spiel der farbigen Lichter vermissen läßt. Gleiche Schwierigkeiten bieten die Augen und das Haar, mag man echtes oder künstliches wählen. Was hier mit viel Mühe und Kunst erreicht wird, ist immer nur eine dem Stande der Technik entsprechende Nachahmung, aber keine Wiedergabe.

Die Verwendung naturalistischer Büsten oder Figuren geht nun nicht allein von dem begreiflichen Wunsche nach der Darstellung des Volkstypus aus, sondern von der erwarteten Wirkung auf den Beschauer, der der Regel nach auch von der anthropologischen Spitzfindigkeiten nicht voll entsprechenden Darstellung eine ausreichende Vorstellung mitnehmen würde, zumal ihm die wissenschaftlichen Bedenken nicht geläufig sind. Gerade darin liegt aber auch eine Gefahr; es ist unmöglich, sich darüber zu vergewissern, ob der Besucher die Figur nicht doch für eine naturgetreue Nachbildung hält und sich darum eine falsche Vorstellung bildet. Hinzu kommt, daß es sich nicht um die Aufstellung einer oder der anderen Figur handelt, sondern um den Grundsatz für die Aufstellung von Trachten. Was von dem einen Volke gilt, muß dann auch auf das andere angewandt werden, und so erhält man schließlich eine sehr große Zahl von »naturalistischen« Figuren, die schwer erträglich ist; von den freistehenden Figuren im Armee-Museum in Paris hat wohl noch niemand einen befriedigenden Eindruck gehabt, und die Wirkung verschlimmert sich noch, wenn man die Figuren hinter Glas stellt. Endlich fällt sehr ins Gewicht, daß solche Figuren, wenn sie gut gearbeitet sein sollen, naturgemäß teuer sind und einen großen Raum beanspruchen. Nur wenige Museen werden in der Lage sein, erhebliche Summen und kostbare Flächen für die systematische Aufstellung von Figuren herzugeben, deren Erfolg ein zweifelhafter ist, und alles vermeiden, was an die Methoden des Panoptikums erinnert. Auch zur Darstellung von Techniken und ähnlichen Dingen sind lebensgroße Figuren entbehrlich, dem Laien wird sogar wahrscheinlich mehr die Figur als die dargestellte Tätigkeit ins Auge fallen. Gute Photogramme und übersichtliche Modelle leisten heute jedenfalls mehr; dabei sind sie billiger und erfordern gegenüber den lebensgroßen Gruppen so gut wie keinen Raum. Wenn überhaupt Nachbildungen von ganzen Körpern oder Büsten und Köpfen aufgestellt werden sollen, so gehören sie eher in die anthropologische Abteilung, wo sie zu Vergleichen anregen, als in die ethnographische, in der sie zur Staffage werden.

In einem Museum, das in der Heimat der Holzbildhauerei liegt, haben die unbefriedigenden Ergebnisse solcher Arbeiten dazu geführt, den Kopf der Kostümfigur

als farbige Holzbüste zu behandeln. Das ist ein möglicher Ausweg, obgleich die Büste vielleicht eher in die Ausstellung der Holzschnitzerei gehören könnte, aber ganz befriedigt er doch wohl nicht, denn ein anderes Museum verwendet zwar vortrefflich gearbeitete Holzbüsten, sie sind aber einheitlich weiß gestrichen, zeigen also Haut, Augen, Haare in der gleichen Farbe. Damit ist zunächst auch die Verwendung naturalistischer Büsten aus weißer Pappe oder Gips ermöglicht, vor allem aber die Abkehr von dem Naturalismus begonnen.

Eine ganze Anzahl von Museen hat andere Wege eingeschlagen. So wird der Kopf ohne jede Individualisierung geformt oder das Gesicht durch ein einfarbiges Tuch ersetzt, das ohne jede Zutat bleibt oder in Linienzeichnung die Andeutung der Organe zeigt. Auch der Verzicht auf Hände und Kopf ist gewählt, und es ist entschieden besser und schöner, wenn ein einfacher über den Figurenkörper hinausragender Bügel die Kopfbedeckung trägt als ein anfechtbarer »Kopf«. Diese Aufstellung zeigt übrigens, daß man das Gesicht nicht vermißt, wenn nur die Trachtstücke selbst sinngemäß angebracht wurden; sie vermeidet mit aller Absicht die Unvollkommenheiten der naturalistischen Versuche. Man braucht also jedenfalls nicht von dem lebenden Menschen auszugehen, und damit bietet sich, wie der einfache Kleiderbügel für Hemden und Röcke, so für Kopfbedeckungen, Trachten und Trachtstücke der Haubenstock als entwicklungsfähiges Vorbild. Dieses alte Gerät hatte in den allgemeinen Zügen die Formen des Kopfes, des Halses und der Schultern, ist im übrigen aber weder individualisiert noch modelliert. Einem verwandten Gedanken entspringen die Hals- und Schulterstücke, die in halber oder viertel Lebensgröße in Juwelierläden den Hals- und Brustschmuck zur Schau stellen; für Kleidung und Schmuck, wie sie die völkerkundlichen Museen besitzen, sind solche Verkleinerungen freilich nicht ohne weiteres brauchbar. Man kann aber einen ganzen Körper von etwa 1,60 oder 1,70 m Scheitelhöhe aus Steinpappe formen, der den gleichen Grundsätzen folgt, also weder die Modellierung der Muskeln noch Geschlechts- und Altersunterschiede zeigt, und dessen Kopf dem Haubenstock entspricht, während Hände und Füße im wesentlichen keine Gliederungen, sondern nur Flächen aufweisen. Solche Figuren sind immerhin teurer als Rohrfiguren ohne Kopf und Hände, und man wird letztere etwa in Verbindung mit einem Bügel für die Kopfbedeckung überall dort vorziehen, wo eine boreale Tracht ausgestellt werden soll, erstere aber für die tropische Tracht, bei der es sich um die Zusammenstellung ganz getrennter Stücke auf einem Körper handelt, dessen Nacktheit wesentlich für die Beurteilung der Tracht ist. Als ganze Figur wird ein solcher Schemakörper freilich (Tafel 4 Abb. 3) schon aus räumlichen Gründen nicht häufig verwendet werden. Allein er bietet die Grundlage für die Gewinnung von Teilstücken. Zerlegt man den Körper durch horizontale Schnitte unterhalb und oberhalb des Knies, in Nabel- und Brustwarzenhöhe, endlich am Halsansatz, so ergeben sich Träger für Knöchel-, Waden-, Knieschmuck, Gürtel und Schurze,

Ponchos, Panzer usw., endlich für gewisse Formen des Arm- oder Kopfschmucks. Masken und Halsschmuck können auf Schulterstücken angebracht werden, doch ist hier schon aus räumlichen Gründen eine andere Schnittführung oft vorzuziehen, die Kopf und Hals nebst einem Bruststück als Träger ergibt; für Rückenschmuck kann in ähnlicher Weise ein schmales oder breites Rückenstück nebst dem Halsansatz geschaffen werden. Die Figuren und ihre Teilstücke haben lediglich die Aufgabe, die Gegenstände in einer der Tragweise entsprechenden Stellung und Beleuchtung, ferner in der allgemeinen Orientierung zu zeigen; sie verzichten auf jeden Versuch, den ursprünglichen Träger selbst zu kennzeichnen. Daraus ergibt sich auch der Verzicht auf ihre Färbung nach dem Vorbild eines bestimmten Volkes, so daß sie von vornherein nicht als Gegenstand der Ausstellung, sondern nur als deren Mittel erscheinen müssen (Taf. 4, Abb. 2, 4). Es versteht sich, daß zwar menschliche Schemakörper am häufigsten benötigt werden; nach dem gleichen Gesichtspunkt lassen sich aber auch tierische, z. B. solche von Pferden für die Aufstellung von Sätteln, Kopfzeugen usw., herstellen.

Mit den aus Klötzen aufgebauten Treppen, den schematischen Körpern und Körperstücken sind natürlich nicht alle Hilfsmittel für die Aufstellung erschöpft; eine ganze Anzahl von Gegenständen verlangt ihre besondere Behandlung (Taf. 5, 6), die nicht immer leicht zu finden ist, wenn das Stück nicht für sich, sondern im Zusammenhang mit dem übrigen Inhalt des Schrankes aufgestellt werden soll, und manchmal wird man sich mit einer vorläufigen Einordnung begnügen müssen, bis sich eine bessere Lösung einstellt. Es gibt auch hier Kompromisse und Dinge, die dem einen gefallen, dem anderen nicht; aber wie man auf der einen Seite eine »Befestigung« der Gegenstände mit Nägeln, Heftel, Klebwachs usw. unbedingt vermeiden wird, so ist auf der anderen mit allen Mitteln die Geschlossenheit der Aufstellung und die Unaufdringlichkeit der sichtbaren Mittel anzustreben.

Die Anordnung der Kojen läßt die Mittelachse der Stirnwände in den Sälen frei, die zum Teil durch Türen in Anspruch genommen sind; die übrigbleibende Wandfläche ist unter anderem für Stoffschränke bestimmt. Stoffe sind keine bequemen Museumsstücke. Durch ihre Größe beanspruchen sie große Flächen und können doch wegen ihrer Empfindlichkeit kaum frei untergebracht werden. Sie finden am leichtesten auf der Wand des Schrankes Platz, so daß sie den Hintergrund abgeben. Große und lebhafte Muster der Stoffe machen aber den Schrank unruhig, kleine und feine verlieren stark durch die unvermeidlich vor ihnen stehenden Gegenstände. Der Regel nach kommt es freilich nicht darauf an, ein Stoffstück in seiner ganzen Länge zu zeigen; vielfach genügt es vollständig, wenn von seiner Fläche ein bestimmter, oft nur kleiner Abschnitt sichtbar wird. Das kann ausreichend gelingen, wenn man ihn auf eine sorgfältig gearbeitete Papprolle von einer entsprechenden Länge aufrollt bis auf das auszustellende Stück, das abgerollt bleibt. Die Rolle empfiehlt sich auch schon deshalb, weil sie die beste Aufbewahrung zumal

weniger schmiegsamer Stoffe darstellt, da sie Brüche und Falten mit ihren unliebsamen Folgen unnötig macht. Kleinere Stoffe oder solche, deren Ornamentik wichtig ist, werden meist auf Pappe oder dünne Holzbretter gespannt und mit diesen zwischen zwei Glasscheiben in einem Rahmen aufbewahrt. Eine Anzahl derartiger Rahmen kann drehbar an einem Ständer angebracht werden. Indessen verbietet die Handlichkeit dieser Aufstellung größere Rahmen, und sie kann ferner den Nachteil haben, daß empfindliche Stoffe vom Licht leiden, da zwei benachbarte Rahmen sich nur unvollständig decken.



Abb. 12. Stoffschrank.

Dem gegenüber bietet die Konstruktion von J. Salin im Nordischen Museum in Stockholm wesentliche Vorzüge, die den Stoffschränken (Abb. 12) des Hamburgischen Museums zum Vorbild dienten. Die beiderseits verglasten Rahmen sind 1,94 : 0,86 m groß; sie tragen an einer Langseite nahe dem oberen und dem unteren Rande je einen Ring. In diese greifen von unten her Zapfen ein, die an der Vorderseite eines auf Rollen laufenden Galgens sitzen. Mehrere solche Rahmen tragende Galgen stehen nebeneinander in einem Kasten, dessen Tiefe so bemessen ist, daß die Rahmen vollständig in ihn eingeschoben werden können. Der Besucher zieht sie nach Wahl an einem Griff heraus, der an der Vorderfläche des Rahmens sitzt, er kann dann den Rahmen beliebig drehen, um den Stoffinhalt zu betrachten, und schließlich den Rahmen wieder einschieben.

Unbequeme Stücke sind endlich auch die Speere, zumal die ozeanischen, wenn ihre Länge 2,5—3 m überschreitet und dabei eigentlich nur die beiden Enden wichtig sind. Die Unterschiede der verschiedenen Typen sind nur in der Nähe deutlich erkennbar, und so müßten die Speere eigentlich immer dicht an der Schrankscheibe stehen oder liegen, wodurch der dahinter liegende Raum nahezu wertlos für Schauzwecke wird. Hinzu kommt, daß die Speere nicht nur als Waffen in Typen zerfallen, sondern zugleich Träger von Ornamenten sind, die ihrerseits verschiedene Formen zeigen. Will man auch letztere berücksichtigen, so ergibt sich ein außerordentlicher Raumbedarf allein für Speere. Es mag sein, daß er sich unter ganz besonderen Umständen befriedigen läßt, der Regel nach wird indessen ein Ausweg gesucht werden müssen, der die Ausstellung von Speeren auf engem Raum gestattet. Das führt zum

Versuch, eigene Speerschränke zu bauen, die außerhalb der Kojen bleiben. Für die ozeanische Abteilung ist ein solcher von 5 m Länge, 1 m Tiefe, 3 m Höhe vorgesehen. Der Schrank selbst unterscheidet sich nicht wesentlich von den üblichen. Als Einrichtung enthält er einen Kasten, dessen Wände 15—20 cm von den Schrankscheiben abstehen. Der Kasten umschließt eine Anzahl von Börtern, die das Speermagazin darstellen; die Wände bestehen aus Sperrholzplatten, die auf der Außenseite die ausgestellten Speere tragen, aber so geteilt sind, daß man sie aufklappen kann, wenn die Börter zugänglich werden sollen. Damit sind große Mengen von Speeren



Abb. 13. Erläuterungstafeln.

unterzubringen; für die Schaustellung wird allerdings der Verzicht auf Reihen von Formen und Ornamenten und die Auswahl der leicht kenntlichen Typen notwendig.

Die Schausammlung bedarf der Erläuterung nach verschiedenen Richtungen. Zunächst handelt es sich darum, dem Besucher die ganze Anordnung leicht erreichbar darzustellen. Da jede Abteilung mindestens einen ganzen Saal zugewiesen erhielt, findet der Besucher, wenn er das Museum betritt, in der Eingangs- und in der Mittelhalle an jedem Saaleingang eine Tafel, die den Grundriß der Stockwerke und in ihm die Verteilung der Abteilungen zeigt. In den Sälen selbst zunächst ist eine Übersicht durch die Aufteilung in Kojen und die Mittelschränke erschwert. Dem hilft ein einfacher Plan ab, der nach dem Vorbild mancher anderer Museen an allen Säulen des Saals hängt (Abb. 13, S. 117). Er trägt den Grundriß der Kojeneinteilung; die Säule, an der der Grundriß hängt, ist durch einen roten Punkt bezeich-

net. Der Erklärung der Sammlung selbst liegen folgende Absichten zugrunde: Innerhalb des einzelnen Behälters werden die Gegenstände, die nicht ohne weiteres einer allgemein bekannten Gruppe zugewiesen werden können, durch ein kurz gehaltenes Etikett erläutert. Alle Angaben, die sich auf Wohnort, Sprachgruppe, Umwelt (Klima, Boden, Tier- und Pflanzenwelt), Wirtschafts- und Gesellschaftsform, geistige und stoffliche Kultur des Volks beziehen, dessen Kulturdenkmäler in der einzelnen Koje ausgestellt sind, werden auf eine Erläuterungstafel gedruckt, die an der Seitenkante des Schranks angebracht ist. Der Rahmen, der sie umschließt, trägt oben ein Kärtchen, auf dem alle Hauptgebiete der Abteilung durch stets wiederkehrende Farben bezeichnet sind. Der Text ist natürlich auf kurze Sätze und Schlagworte beschränkt, wie das auch in naturwissenschaftlichen zumal zoologischen Museen geschieht, denen die Tafeln nachgebildet wurden. Soweit bildmäßige Erläuterungen möglich oder zweckmäßig sind, dient die Bildwand über dem Fensterpult zur Aufnahme von Glasbildern, deren Abmessungen so gewählt sind, daß sie auch im Raum der Koje wirken. Schließlich besteht das Bedürfnis, die Inhalte der einzelnen Kojen einer Abteilung in ihrem Zusammenhang und in ihrer Zugehörigkeit zu einem größeren Gebiet darzustellen. Das einfachste Mittel dazu sind größere Karten, die über die Wirtschaftsformen oder die Verbreitung von Denkmalsgruppen usw. innerhalb des Gebiets Auskunft geben. Sollen diese Karten auch Einzelheiten erkennen lassen, so ist ihre Unterbringung im Schrank, aber auch in der Koje ausgeschlossen, da die Koje jedesmal möglichst nur die Denkmäler eines Volks oder eines Kulturgebiets enthalten soll, während die Karten an Wert gewinnen, wenn man sie nebeneinanderstellen und vergleichen kann. Daher ist für jeden Saal oder jede Abteilung ein Kartenschrank vorgesehen (Abb. 14). Seine Vorderseite ist in den oberen beiden Dritteln offen, im unteren durch eine Holzwand geschlossen. Hinter der letzteren sind Holztafeln aufgehängt, die die Karten tragen und von dem Besucher so in den oberen offenen Raum gezogen werden können, daß je zwei Tafeln über und voreinander stehend vergleichbar sind.



Abb. 14. Kartenschrank.

Karten, Bilder, Etiketten und Erläuterungstafeln haben den Vorteil, daß sie im einzelnen rasch und ohne besonderen Aufwand ausgewechselt und verändert werden können. Leichter jedenfalls als ein gedruckter Führer, in dem einzelne Abschnitte höchstens durch eingefügte Deckblätter abzuändern sind, wenn die Schau-

sammlung anders angeordnet wird oder sich andere Fassungen des allgemeinen Teils ergeben. Daß auf den Erläuterungstafeln bestimmte Angaben wie etwa Hackbau oder Schamanismus sich in einer Reihe aufeinander folgender Kojen wiederholen, wird nicht unbedingt ein Nachteil sein, denn durch Wiederholung prägen sich ungewohnte Begriffe ein. Wenn man will, ist freilich die notwendige Kürze aller dieser Erklärungen ein Nachteil, den ein Führer nicht im gleichen Maße aufweisen wird.

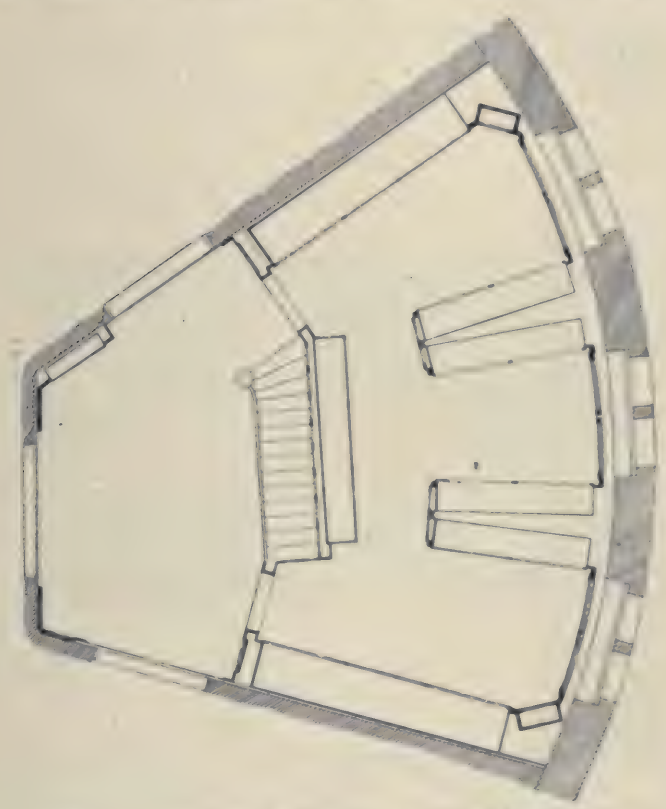


Abb. 15. Aufteilung des Rundbaus mittels Schauschränken.

Allein es fragt sich, ob der Besucher, der die Sammlung ohne Vorbereitung betritt, aus dem Führer mehr aufzunehmen vermag, oder aus den Erläuterungstafeln, Bildern und Karten. Jedenfalls wird hierüber erst eine gewisse Erfahrung entscheiden, die um so eher abgewartet werden kann, als dem Besucher, der eingehendere Erklärungen wünscht, ein Lesezimmer offen steht.

Die Rundbauten (Abb. 4, S. 86/87), die den Mittelbau mit den Flügeln verbinden, erscheinen zunächst ungünstig für Schauzwecke. Ihr künstlerischer Wert ist indessen unbestreitbar, und so wäre ihre Ablehnung doch nicht wohl zu rechtfertigen gewesen, da als Grund dafür nicht ihre Unbrauchbarkeit, sondern allenfalls ihre Unbequemlichkeit in Betracht kam. Die Grundfläche des nördlichen Rund-

baus stellt ungefähr ein Kreisstück von 50° mit einer Seitenlänge von 14 m dar. In seiner Spitze liegen Schornsteine und Ventilationsschächte, ferner der Aufzug, wodurch 5 m in Anspruch genommen werden, weitere 4 m entfallen auf den Wandelraum zwischen den beiden Sälen. Es bleibt daher ein für die Ausstellung nutzbarer Raum übrig, der Seitenwände von 5 m Länge, eine dreifenstrige Außenwand mit einer Sehne von 11 m und ihr gegenüber eine Breite von 7 m hat. Ein solcher Raum kann durch radiär gestellte Behälter noch gut ausgenutzt werden. Im Untergeschoß ist er durch eine Decke geteilt; unter ihr sind eiserne Schränke aufgestellt für die anthropologische Schausammlung, über ihr wird die zugehörige wissenschaftliche Sammlung vorläufig untergebracht (Abb. 15). Im Obergeschoß werden auf radiär gestellten Wänden Fresken aus Pagan und Gipsabgüsse aus Angkor aufgestellt, die 1907 durch eine besondere Bewilligung von Senat und Bürgerschaft erworben wurden.

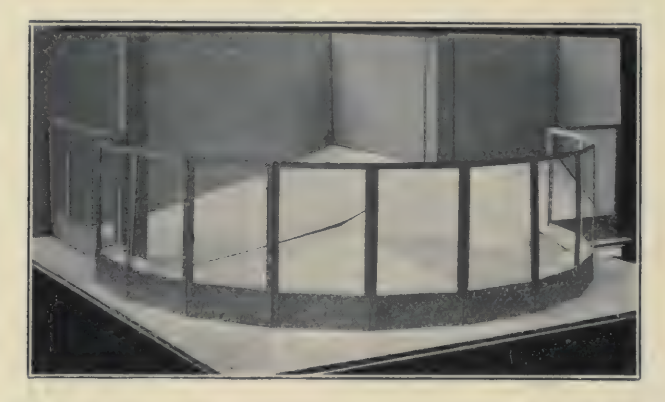


Abb. 16. Aufteilung eines Rundbaus. Außerhalb der verglasten Wand liegt der Gang, innerhalb die schräge Bodenfläche für die Einrichtung als Maskensaal (Arbeitsmodell).

Die Grundfläche des südlichen Rundbaus ist der Hauptsache nach ungefähr ein Halbkreis mit dem Radius von 7,30 m, das Verbindungsstück nach dem Mittelbau hin hat eine Breite von 5,55 m. Den Anschluß an den Seitenflügel vermittelt ein kurzer Bauteil, der den Aufzug und einen Durchgang enthält (Abb. 4, S. 86/87). Die Aufstellung radiärer Schränke wäre wohl möglich gewesen, ergab aber weder eine günstige oder gefällige Aufteilung des Raumes noch eine vorteilhafte Beleuchtung. Allein es war auch nicht nötig, den Rundbau unbedingt mit Schränken einzurichten. Die Bestände des Museums enthielten genug große Stücke wie Zelte und Masken, die nur gewinnen konnten, wenn sie nicht in Schränke gestellt wurden. Daher ergab sich die Verwendung des Raumes nach dem Vorbild der Dioramen (Abb. 16, 17). An der Fensterwand entlang ist ein 2 m breiter Gang von dem eigentlichen Schauraum abgetrennt; zwischen beiden steht eine an Fußboden und Decke staubdicht angeschlossene Glaswand. Der Gang ist in der Höhe von 2,60 m durch eine Holzdecke abgeschlossen, bis zu der gleichen Höhe sind die an ihm liegenden Fensterscheiben abgeblendet.

In ihrem unteren Teile ist die Glaswand dementsprechend mit großen Spiegelscheiben versehen, im oberen mit rheinischem Glas in Sprossen. Der für den Besucher bestimmte Gang ist daher dunkel, der Schauraum durch das über die Holzdecke hinweg einfallende Licht reichlich erhellt, so daß die Spiegelung vermieden ist. Von dem Schauraum ist ein Teil durch Scherwände abgetrennt, der den Zugang zum Aufzug bildet, im übrigen enthält er nur die Einbauten, die zur Aufstellung erforderlich waren.



Abb. 17. Schnitt durch den äußeren Teil eines Rundbaus: oben Lichteinfall, unten rechts verdunkelter Gang, links Raum für die Sammlung.

Einen besonderen Raum verlangte endlich ein Versammlungshaus aus Neuseeland, das während der Ausführung des Rohbaus erworben wurde. Es hat eine Grundfläche von 14: 5,85 m und eine Höhe von 5,85 m. Da nur sein Inneres reiche Schnitzerei zeigt, so brauchte es nicht frei aufgestellt zu werden; es fand seinen Platz im Dachgeschoß des Verwaltungsflügels (Abb. 18). Der Raum ist durch eine Treppe mit dem nächsten Saal des Obergeschosses, durch einen Gang mit dem südlichen Treppenhaus verbunden; das Dach selbst ist in der erforderlichen Länge mit Oberlicht versehen. Da das Versammlungshaus naturgemäß in einem gewissen Abstand von der Treppe aufzustellen war, so ergab sich vor ihm ein Platz, der an den Wänden mit Schauschränken ausgestattet wurde.

Durch die Rundbauten wurde die Einteilung der Schausammlung bestimmt. Die vorhandenen Zelte von sibirischen Völkern und eine Kirgisenjurte konnten nur in dem südlichen Rundbau des Untergeschosses Platz finden, daher fielen die anschließenden Säle des Mittelbaus und des Seitenflügels der europäisch-asiatischen Abteilung zu. Im Obergeschoß wurde der Rundbau für die ozeanischen Masken bestimmt, der Saal im Seitenflügel, der überdies an den Verwaltungsflügel stößt, erhielt darum die ozeanische, der im Mittelbau gelegene die australische und die indonesische Sammlung. Die Nordhälfte des Baues nahm im Obergeschoß die süd- und ostasiatische, weiterhin die amerikanische Abteilung auf, im Untergeschoß schließt sich an die



Abb. 18. Versammlungshaus aus Neuseeland.

im Mittelbau untergebrachte allgemeine Sammlung die anthropologische im Rundbau; im Seitenflügel die afrikanische Abteilung an.

Die Unterbringung der wissenschaftlichen Sammlung geht von ganz anderen Überlegungen aus als die der Schausammlung, die licht und übersichtlich sein und wichtige Stücke leise hervorheben soll. Noch sind nicht alle Museen mit der Trennung beider Sammlungen einverstanden; immerhin wird die Magazinierung von Sammlungsteilen bereits auch dort erörtert, wo nicht nur der Raummangel die Ausscheidung ganzer Sammlungen aus den Sälen erzwingt. Es ist vielleicht eine Folge der seit alters üblichen Gesamtausstellung, daß das Zugeständnis der Trennung mit der Forderung verknüpft wird, die wissenschaftliche Sammlung müsse jederzeit bequem zugänglich sein. Das Horniman-Museum hat ähnliches tatsächlich erreicht; es gestattet dem Besucher den Zutritt zur Studiensammlung und betont eben dadurch, daß in den Haupträumen die für die Allgemeinheit wichtigen Stücke stehen. Daß

das eine sehr erwünschte Art der Ausstellung und Magazinierung darstellt, steht außer Zweifel. Aber nicht jedes Museum verfügt über Raum und Mittel, um diesem Vorbild zu folgen. Richter (10, S. 41) wünscht, daß Schau- und Studiensammlung einander entsprechen. Das bedeutet etwa, daß ein Saal der Länge nach geteilt wird, auf der einen Seite der Wand die Schau-, auf der anderen die Studiensammlung enthält, von denen je einander entsprechende Abschnitte durch Türen verbunden sind. Theoretisch ist das eine zweifellos gute Lösung, aber sie wird praktisch kaum auf die Dauer durchführbar sein. Aller Wahrscheinlichkeit nach wächst die Studiensammlung nicht nur zeitlich, sondern auch inhaltlich anders als die Schausammlung, und damit geht der Parallelismus schließlich verloren, die afrikanische Studiensammlung wird z. B. in den benachbarten amerikanischen Saal hineinwachsen, ein ursprünglich für die Studiensammlung von den Tussi bestimmter Schrank die überquellende von den Buschleuten oder Abessyniern aufnehmen müssen. Man wird ferner bezweifeln dürfen, ob es auf die Dauer gelingen kann, in der Studienabteilung den Inhalt des einzelnen Schrankes so übersichtlich zu magazinieren, daß ihn auch nur der Fachmann geschweige denn der Laie immer ohne weiteres zu übersehen vermag. Solchen Bedenken gegenüber ist ein Versuch der parallelen Aufstellung nur zu empfehlen, wenn man sehr reichlichen Raum zur Verfügung hat. In Hamburg mußte ein anderer Weg gewählt werden. Die Sammlung, aus der die Schausammlung ausgeschieden wird, umfaßt Gegenstände aller Art, von denen ein Teil klein oder besonders empfindlich ist. Für solche Stücke genügen die in jeder Koje stehenden Unterschränke, und es ergibt sich dabei von selbst, daß die Inhalte der Schauschränke und der Unterschränke sich in jeder Koje entsprechen. Größere und weniger empfindliche Gegenstände werden in den Magazinräumen untergebracht. Der an sich erwünschte Parallelismus der Sammlungen ist nicht notwendig in ein und demselben Saal herzustellen; es genügt, wenn die Schau- und Studiensammlung in dem gleichen Flügel, aber in verschiedenen Stockwerken untergebracht werden, die durch Aufzüge miteinander verbunden sind. Dementsprechend sollen z. B. die Schausammlungen des Erdgeschosses ihr Magazin im Sockelgeschoß erhalten. Für die Unterbringung der Magazinsammlungen sind teils ältere Schränke, teils staubdicht verschließbare Zellen mit Regalen geplant. Die Benutzung solcher Magazine ist nicht so bequem, als es bei denen scheinen mag, die nach den Wünschen Richters eingerichtet werden. Allein, mit der Dauer der Benutzung wird der Unterschied geringer werden, und auch bei der in Hamburg gewählten räumlichen Trennung der beiden Sammlungen ist eine normale Benutzung durchaus möglich. Von dem Beamten, dem die Abteilung unterstellt ist, muß natürlich erwartet werden, daß er ihren Inhalt und ihre Anordnung genau genug kennt, um jederzeit ein bestimmtes Stück ohne Zeitverlust auffinden zu können. Ortsansässige und auswärtige Gelehrte werden zwar nicht immer sofort einen gewünschten Gegenstand erhalten können, wohl aber am folgenden Tage, und es bereitet ihnen wohl kaum Schwierigkeiten, sich rechtzeitig anzumelden und ihre Wünsche dabei

mitzuteilen. Für die Besucher des Museums endlich werden die magazinierten Sammlungen allerdings nicht im Magazin, sondern gelegentlich der zeitweise zu veranstaltenden Sonderausstellungen zur Geltung kommen können. Jedenfalls darf man die Benutzung der wissenschaftlichen Sammlung durch Fremde nicht an der der Schausammlung messen wollen. Auch in den großen Museen, die jährlich Zehntausende von Besuchern zählen und die der auswärtige Gelehrte wegen ihrer verständigen Vorschriften für die wissenschaftliche Benutzung gern aufsucht, werden die engeren Fachgenossen oder Museumsbeamten nur einen winzigen Bruchteil aller Besucher ausmachen. Damit lassen sich aber besondere bauliche Maßnahmen für die Studiensammlung noch nicht rechtfertigen. Allerdings muß das Magazin übersichtlich angeordnet sein, der Katalog der Sammlung billigen Anforderungen entsprechen, und es müssen genug geschulte Kräfte zur Verfügung stehen, um ohne großen Aufwand die verlangten Stücke herbeizuschaffen.

Wichtiger als die rasche Zugänglichkeit der magazinierten Sammlung ist die Möglichkeit, sie bequem zu benutzen. Gleichgültig wie ein Magazinschrank eingerichtet ist, wird der fremde Gelehrte doch nicht darauf verzichten können, die Stücke, die er zu untersuchen wünscht, in die Hand zu nehmen, er wird, wenn ihn bestimmte Fragen beschäftigen, sogar große Reihen durchsehen wollen. Modern denkende Museumsleiter sehen eine Hauptaufgabe darin, die ihnen unterstehenden Sammlung jedem Fachmann zugänglich zu machen und ihm deren Studium mit allen Mitteln zu erleichtern. Das kann nur im Notfall im Magazin geschehen, und die Mitbenutzung der Arbeitszimmer der Beamten des Museums ist für beide Teile unbequem. Daher sind besondere Arbeitszimmer nötig, die dem fremden Fachgenossen zur Verfügung gestellt werden; er soll darin sein eigener Herr sein und die nötigen Stücke aus der Sammlung, die Bücher und Photogramme aus der Bibliothek usw. ungestört studieren können, die ihm dorthin gebracht werden. Solche Arbeitszimmer sind in möglichst naher Verbindung mit den Sammlungen zu bauen und bedürfen um so weniger der unmittelbaren Nachbarschaft der Verwaltungsräume, als sie an das Haustelephon anzuschließen sind. Im Hamburgischen Museum liegen sie an den Enden der Seitenflügel jederseits neben dem Treppenhaus und sind von dem Saal aus zugänglich. Die Zimmer haben eine Grundfläche von 20—25 qm, allerdings aus naheliegenden Gründen die Höhe der Säle und auch deren Fenster. Ihre Einrichtung mit Möbeln usw. ist die gleiche wie die der Arbeitszimmer der Beamten.

2. Der Hörsaalbau.

Ebenso wie die beiden Hallen und das Haupttreppenhaus wurde auch der Hörsaalbau reicher ausgestattet. Er nimmt den Mittelflügel ein und ist durch die in der Achse der Eingangshalle auf dem Podest des Treppenhauses in einem Portal stehende Tür zugänglich (Abb. 5, S. 94, Taf. 2, Abb. 1). Sie verdeckt einen Schönheitsfehler des Baues, der aber in der Form des Bauplatzes begründet ist.

Da die Binder- und Mollerstraße nicht im rechten Winkel auf die Rotenbaumchaussee stoßen, so können es auch die innen folgenden Bauteile nicht; um dem Hof eine gute Gestalt zu geben und in dem ihn begrenzenden Querflügel eine zweckmäßige Aufteilung der Räume zu ermöglichen, mußte aber der Mittelflügel dem einen Seitenflügel parallel verlaufen. Daher bildet seine Achse mit der des Mittelbaues einen Winkel von etwa 80° (Abb. 4, S. 86/87). Durch die Portaltür betritt man einen kleinen Vorraum mit dunkelbrauner, bis unter die Decke reichender Eichenholzverkleidung, grauer Terranovaputzdecke, bunt verglastem Oberlicht und einem Fußboden aus einfarbig grünem Linoleum, das auch allen übrigen Räumen des Flügels als Bodenbelag dient. Links vom Vorraum liegt der kleine Hörsaal (Abb. 19), der mit einer



Abb. 19. Kleiner Hörsaal.

meterhoher Eichenholzverkleidung in gleicher Farbe des Vorraums, rot gestrichenem Korkputz mit Linienteilung an den Wänden und weißer Putzdecke ausgestattet ist. Die den Korkputz gegen die Decke abschließende Holzleiste trägt eine Hohlkehle, in der Karten usw. aufgehängt werden können. Die Fenster und das Oberlicht des Raumes sind mit einfarbiger Bleiverglasung versehen. Für den Vortragenden ist ein Vortragstisch auf einem um eine Stufe erhöhten Podium mit dahinterliegender doppelter, verschieb- und umklappbarer Wandtafel ausgeführt. Den Hörern stehen Tische und Stühle zur Verfügung. Die künstliche Beleuchtung des Raumes erfolgt durch einfache, an der Decke aufgehängte Messingbeleuchtungskörper mit Mattglaskugeln.

Rechts von dem Vorraum befindet sich ein Lesezimmer für die Besucher des Museums. Bücherschränke, Regale und Wandverkleidungen in dunkelbraunem Eichenholz mit 2 Tischen und den erforderlichen Stuhlen in gleichem Material sowie ein eingebautes Waschbecken bilden die Ausstattung des Raumes. Die Decke hat

einen weißen Anstrich erhalten. Auch für diesen Raum ist durch über den Lesetischen aufgehängte Beleuchtungskörper in Messing die Benutzung während der Abendstunden ermöglicht.

Als dritter Raum schließt sich an den Vorraum der rund 200 Personen fassende große Hörsaal (Abb. 4, S. 86/87, Abb. 5, S. 94, Taf. 3) an. Dem Zweck des Raumes entsprechend ist auf die Ausstattung nach jeder Richtung hin besondere Sorgfalt verwendet. Es sind daher die Wände in ihrem unteren Teil, die Fensterpfeiler und Pilaster des Raumes in ganzer Höhe mit einer hellbraunen Eichenholzverkleidung mit schwarzen Einlagen und Stäben versehen, während die zwischen den Holzwänden verbleibenden Wandflächen gelb gestrichen wurden und zur Erzielung einer guten Akustik Korkputz erhielten. Die in Kassettenteilung ausgebildete Decke ist in Whitewood mit hellbraunem Lasuranstrich ausgeführt. Das auf Treppen stehende Gestühl, das Schreibplatten und Klappsitze erhalten hat, und der auf einem Podium aufgestellte große Vortragstisch sind gleichfalls in hellbraunem Eichenholz ausgeführt.

Die Anforderungen des Unterrichts und der verfügbare Raum ergaben eine besondere Ausbildung der technischen Einrichtungen. Der umbaute südliche Hof mußte eine Zufahrt erhalten; sie konnte nicht durch den Südflügel geführt werden, da sie hier die Raumfolge der Arbeitsräume gestört hätte, sondern mußte den Nordflügel und auch den Mittelflügel durchbrechen (Abb. 4, S. 86/87). Da unter dem kleinen Hörsaal ein Teil der Ventilationsanlage unterzubringen war, blieb für die Durchfahrt nur der Raum unter dem oberen Podest und den nächsten Sitzreihen des großen Hörsaals übrig, deren Lage wiederum durch die notwendige Breite der Durchfahrt beeinflußt wurde und alle übrigen Sitzreihen bestimmte. Die ihnen gegenüberliegende Wand war als Trägerin des Schirms für Lichtbilder, der Wandtafel und der Vorrichtung zum Aufhängen von Karten gegeben. Die Tafel konnte vor dem Schirm angebracht werden, mußte aber leicht beweglich sein; für die Karten blieben dann die Flächen neben der Tafel übrig. Der eine Teil dieser Wand wird indessen von der Tür durchbrochen, die zu dem Querflügel führt und von dem Dozenten benutzt wird, so daß immerhin einige Quadratmeter für Karten verloren gingen. Vor allem aber mußten die Sitzreihen, um etwa 200 Personen aufnehmen zu können, nahe an die Tafel heranrücken; die Karten der einen Seite wären daher von den auf den unteren Reihen der anderen Seite sitzenden Hörern nur in einer störenden Verkürzung gesehen worden. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, die Wandfläche zu zerlegen. Ihr mittleres Drittel blieb parallel der gegenüberliegenden Wand, die beiden seitlichen Drittel wurden dagegen schräg gestellt. Die Karten, die auf diesen Flächen hängen, sind dadurch für alle Hörer und auch für den Dozenten bequem zu übersehen. Zu ihrer Aufhängung dient nach verschiedenen Versuchen eine ganz einfache Vorrichtung. Eine mit Holz verkleidete Eisenstange ist horizontal an zwei Schnüren aufgehängt, die sich zu einem am Ende in eine selbstätige Aufrollvorrichtung eingesetzten

Bande vereinigen. Auf der Stange sitzen vier leicht bewegliche Messingringe, von denen je eine Kette herabhängt; die mit den üblichen kleinen Ringen versehenen Karten werden dann in die Glieder der Ketten mittels einfacher Haken eingehängt. Auf jeder Seite der Tafel sind zwei solche Stangen voreinander angeordnet, die auch während der Vorlesung leicht herauf- und herabbewegt werden können. Es ist dadurch möglich, etwa 40 qm Karten gleichzeitig aufzuhängen. Das 3,30 m breite Mittelfeld der Wand trägt Gipsputz, der als Projektionsschirm dient. Vor ihm bewegt sich durch elektrischen Antrieb die 8 qm große Schreibtafel. Die so gebildete Nische, die auch für die Akustik vorteilhaft ist, besitzt den geringen Nachteil, daß Tafel und Karten nicht immer ausreichendes Licht durch die Fenster erhalten. Dem hilft in einfachster Weise eine Soffittenbeleuchtung ab, die übrigens auch abends zweckmäßig ist, da die sonst reichliche Raumbeleuchtung doch nicht immer zur Erkennung aller Einzelheiten z. B. der Karten genügt. Zur Beleuchtung des Raumes dienen hochkerzige Osramlampen, die in Körpern von gehämmertem Eisen mit Glasgehängen an der Decke angebracht sind.

Zur Verdunkelung des Raumes liegen über den Fenstern aufgerollte Vorhänge aus schwarzem Stoff. Die drei Wellen jeder Seite sind zusammengekuppelt, und die Vorhänge können durch elektrischen Antrieb in je 20 Sekunden herabgelassen und wieder gehoben werden.

Die Schalttafel für Licht und Kraft ist am Vortragstisch angebracht, so daß der Dozent, ohne seinen Vortrag zu unterbrechen, nicht nur die Kartenträger zu heben und senken vermag, sondern ganz nach Bedarf auch die Soffittenbeleuchtung einschalten, den Projektionsschirm durch Hebung der Tafel freilegen, die Raumbeleuchtung ein- und ausschalten, den Raum verdunkeln und wieder tageshell machen kann.

Für die Aufstellung des Projektionsapparats gilt im allgemeinen eine größere Entfernung vom Schirm und eine gewisse Erhöhung als erwünscht, da man gern Linsen mit langen Brennweiten verwendet. Nun dient aber der Apparat nicht allein zur Vorführung von Lichtbildern; er ist ebenso wichtig für die Herstellung von Wandkarten usw., die ja für den völkerkundlichen Unterricht fast stets als Handzeichnungen hergestellt werden müssen. Die Vorlagen hierfür sind der Regel nach in Büchern enthalten und haben die verschiedensten Größen, andererseits ist durch die Abmessungen des Saals auch eine bestimmte Grenze für die der Karten gegeben. Die Übertragung durch zeichnerische Vergrößerungsverfahren ist sehr zeitraubend, und man erzielt den gleichen Erfolg viel rascher, wenn ein Bild der Vorlage auf das Zeichenpapier projiziert und hier nachgezeichnet wird. Da aber der Apparat die Projektion von Negativen von höchstens 9 × 12 cm zu gestatten pflegt, so kann die geforderte Kartengröße nur dadurch erreicht werden, daß man den Apparat dem als Schirm aufgespannten Zeichenpapier je nach Bedarf nähert. Für solche Zwecke braucht er statt der einfachen Stand- eine Lauffläche, und zwar in

einer Höhe, die Verzeichnungen ausschließt und ein bequemes Nachzeichnen des Bildes auf dem Papier gestattet. Daraus ergab sich die Aufstellung des Apparates in den mittleren Sitzreihen und der Fortfall der entsprechenden Sitze der unteren für die Lauffläche, also die Ausbildung einer Nische mit ebenem Boden. Geplant war zuerst die Aufstellung eines Epidiaskops, das Papierbilder und Glasbilder zu zeigen gestattet. Es ist aber bequem, zwei Bilder gleichzeitig nebeneinander zeigen zu können, also etwa zur Erläuterung von Rassenunterschieden einen Europäer neben einen Neger zu stellen, dann das eine Bild gegen einen Mongolen auszutauschen usw. Ebenso angenehm ist es, wenn man das Bild eines Dorfes zunächst wegen des Gesamteindrucks vorzuführen, dann aber um bestimmter Einzelheiten willen vergrößert zu zeigen vermag. Wenn möglich, wird man sich ferner nicht mit stehenden Bildern begnügen, sondern zur Erläuterung etwa des Webeverfahrens, eines Tanzes oder einer Zeremonie den Kinematographen heranziehen. So sind also zwei Apparate nötig, von denen das Epidiaskop durch die zur Doppelprojektion und Vergrößerung erforderlichen Einrichtungen stark verteuert wird. Auf die Vorführung der Papierbilder ist aber nicht unbedingt Wert zu legen. Das bei ausführlicheren Erklärungen längere Einlegen von Photogrammen in das Epidiaskop kann sie schließlich beschädigen, so daß ihr Ersatz nötig wird, der oft nur durch Herstellung neuer Negative zu schaffen ist; auch die Möglichkeit, farbige Papierbilder durch das Epidiaskop zu zeigen, ist heute nicht mehr besonders hoch anzuschlagen, denn autochrome Glasbilder leisten dasselbe und sogar mehr, da sie z. B. auch nach farbigen Schnitzwerken angefertigt werden können, die im Epidiaskop nicht verwendbar sind. Nimmt man das Gewicht und die bei dem kurzen Abstand des Schirmes im Hörsaal sehr wesentliche Länge des Epidiaskops hinzu, so war eine andere Anordnung der Projektion vorzuziehen. In der Nische stehen zwei gewöhnliche Projektionsapparate auf Rollen; der eine von ihnen trägt auf dem verschiebbaren Objektivbrett zwei Objektive von 25 und 35 cm Brennweite, an dem anderen ist die Lampe verschiebbar und beleuchtet entweder das Fenster des Kinematographen oder ein Glasbild, das durch eine Linse von 35 cm Brennweite auf den Schirm fällt. Man kann also zwei Bilder in gleicher Größe gleichzeitig zeigen und das eine davon sofort vergrößern, ferner stehende und bewegliche Bilder abwechseln lassen. Die kurzen Brennweiten, die zunächst den geringen Abstand zwischen Linse und Schirm ausgleichen sollten, haben keine wesentlichen Verzeichnungen ergeben, doch ist es schwer, zwei völlig gleich gefärbte Linsen zu erhalten, wie sie für die Doppelprojektion mit zwei Apparaten nötig sind. Der Abstand, der anfangs Bedenken erregte und zu allerlei Berechnungen über Bildgrößen, Brennweiten usw. Anlaß gab, hat sich vielmehr sehr bald als vorteilhaft erwiesen, da er die Verständigung des Vortragenden mit dem Vorführenden sehr leicht macht, außerdem aber die starke Erhitzung der Bilder verhindert. Für die 8—9 m betragende Entfernung bis zum Schirm genügt eine Lampe von 20 Ampère an 220 Volt durchaus, außerdem befindet sich zwischen der Lampe und dem Glasbild wie üblich

eine mit abgekochtem Wasser gefüllte Kammer. In dieser liegt zur weiteren Kühlung eine mit der Wasserleitung verbundene Metallschlange, durch die während der Benutzung des Apparates Wasser läuft; nach einstündiger Brenndauer der Lampe beträgt die Temperatur des Wassers in der Kammer 45° C. Das bedeutet, daß ein Glasbild beliebig lange stehen bleiben kann, ohne daß die Schicht blättert. Für die kinematographischen Vorführungen aber bietet es den großen Vorteil, daß man den durch einen Elektromotor bewegten Film an einer beliebigen Stelle anhalten, also eine bestimmte Bewegungsphase oder Körperhaltung eingehend erläutern kann, ehe die Darstellung weitergeht. Das ist völlig unbedenklich, da die Entflammung des einstweilen noch meistens für die Positivfilme benutzten Zelluloids bei 125° C. erfolgt. Im Museum werden indessen Zellit- oder ähnliche Filme verwandt, die überhaupt ungefährlich sind, so daß die hamburgische Polizeibehörde gestattete, den Apparat ohne jedes der sonst vorgeschriebenen Sicherheitsmittel wie feuersichere Zelle, Abzugsrohr für Rauch usw. frei aufzustellen.

3. Der Verwaltungsbau und die technischen Räume.

Während der Hauptbau des Museums in den Schauräumen die für das Publikum hergerichtete Sammlung, in den Magazinen die bearbeiteten Bestände umfaßt, dienen die Verwaltungs- und technischen Räume der täglichen Arbeit. Für sie ist der Querflügel bestimmt, der vorläufig von dem südlichen Flügel bis zum Hörsaalbau reicht. Er enthält im oberen Geschoß Verwaltungsräume, im unteren Arbeitszimmer und den Anfang der in das Sockelgeschoß des südlichen Seitenflügels hineingezogenen technischen Räume. Am Hörsaalbau verbindet eine kleine Treppe die Geschosse des Verwaltungsflügels untereinander und mit dem großen Hörsaal; auf der anderen Seite ist der Flügel an die am Ende des südlichen Seitenflügels des Hauptbaus liegende Treppe angeschlossen und damit von der Straße aus unmittelbar zugänglich (Abb. 4, S. 86).

Die Anordnung der Räume war im wesentlichen gegeben. Zunächst der Treppe war im Obergeschoß ein Vorzimmer einzurichten, das von der Straße zugänglich und auch für die Besucher des Museums von dem benachbarten Saal her erreichbar ist; darauf folgte naturgemäß das Büro mit dem Arbeitszimmer des Direktors. Da ferner das Obergeschoß das beste Licht hat, schlossen sich photographisches Atelier und Zeichenzimmer an. Am Ende der Reihe der auf einen Gang mündenden Räume liegt die Bibliothek, da sie mehr als Zimmerhöhe erhalten sollte, was nur hier möglich war. Unter ihr liegen im Untergeschoß drei Arbeitszimmer an einem dem oberen entsprechenden Gang, den eine feuersichere Tür gegen den Rest des Geschosses abschließt. Die Ausstattung der Räume hatte zweierlei zu berücksichtigen. Zunächst galt es, das Mobiliar besonders nach seiner Zweckmäßigkeit zu wählen, z. B. die Tische groß, die Stühle bequem zu machen, nicht aber etwa eine Rangordnung durch Sofa und Teppich auszudrücken. Weiterhin war zu

berücksichtigen, daß bei aller Zweckmäßigkeit nicht auf eine gewisse Behaglichkeit verzichtet werden sollte, und schließlich galt es vor allem aus hygienischen Rücksichten für die Benutzer die Zimmer und das Mobiliar so zu gestalten, daß sie leicht und gründlich gereinigt werden können. Wenn ferner die Schausäle für die täglich wechselnden Besucher sorgfältig ausgestattet sind, so können auch die Arbeitsräume, die die Beamten und Angestellten jahraus jahrein benutzen, erfreulicher gestaltet werden, als dies mit rasch verschießenden Tapeten oder weiß getünchten Wänden möglich ist. Daher sind die Verwaltungsräume farbig gehalten. Der Vorraum zum Büro ist mit grau gestrichener Linkrustaverkleidung mit schwarzer Leistenteilung, Bänken und Korbsesseln versehen. Alle Wandflächen sind im Obergeschoß grün, im Untergeschoß goldgelb, alle Decken weiß in Kaseinfarbe und alle Türen hellgrau mit rot durchwischten Kanten in Ölfarbe gestrichen; die Fußböden im Obergeschoß und die Treppen sind mit grauem, die Böden der Arbeitszimmer im Untergeschoß mit rotem Linoleum belegt. Das Büro selbst ist mit einem Schreibtisch, dem als Schreibtisch ausgebildeten Tisch für die Telephonzentrale, Aktenschränken und einem feuersicher abgeschlossenen Raum mit Regalen für den Zettelkatalog und einer Telephonzelle versehen.

Das Atelier, das mit einem Glasvorbau versehen ist, enthält einige Arbeitstische, eine Kopierbank in ganzer Länge des Glasvorbaus, Regale usw.; angeschlossen ist die Dunkelkammer.

Im Zeichenzimmer sind Zeichentische, ein großer Kartentisch und einige schon früher vorhandene Schränke zur Aufbewahrung von Zeichnungen aufgestellt.

Mit besonderer Sorgfalt ist die Einrichtung der Bibliothek ausgearbeitet. Der Raum ist in zwei getrennte Abteilungen zerlegt, einen Leseraum und den Magazinraum für Bücher. Der Leseraum ist durch dreifach übereinandergestellte Bücher- und Kartenschränke mit Schiebetüren und Regalen, die bis unter die Decke reichen, von dem Magazinraum abgeschlossen. Zwei Abteilungen dieser Schränke sind mit kleinen Schubladen zur Aufnahme des Zettelkataloges versehen. Die Ansichtsflächen der Schränke und Regale sowie das übrige Mobiliar des Leseraumes sind in Eichenholz ausgeführt, dunkelbraun gebeizt und mattiert.

Der anschließende Magazinraum ist zweigeschossig gehalten und mit eisernen Bücherregalen und verstellbaren Borten ausgerüstet. An der Längswand des Magazinraumes steht ein Holzregal zur Aufnahme der Sammlung von Photogrammen und Abbildungen. Das Obergeschoß des Magazinraumes ist für spätere Erweiterungen vorgesehen und durch eine kleine Treppe vom Leseraum aus erreichbar.

Die Arbeitszimmer im Untergeschoß haben ebenso wie die an den Ausstellungssälen der Seitenflügel liegenden als Einrichtung je einen Schreibtisch, Kleiderschrank, Arbeitstisch und Bücherregal erhalten. Das Mobiliar sämtlicher Verwaltungsräume ist mit den erwähnten Ausnahmen in Kiefernholz angefertigt, dunkel gebeizt und mattiert.

Die technischen Räume im Sockelgeschoß des Baus nehmen die Hälfte des

Verwaltungsflügels und den ganzen Südflügel des Hauptbaues ein (Abb. 4, S. 86). Sie umschließen mit dem Hörsaalbau und dem südlichen Teil des Mittelbaus den asphaltierten Arbeitshof (Tafel 8, Abb. 1). Ihre Anordnung entspricht im wesentlichen der Reihenfolge der Arbeiten; wie etwa in einer Fabrik liegt der Raum für die Aufnahme eingehender Sammlungen am Anfang, der Raum für die Ablieferung der fertig konservierten am Ende. Die eingehenden Kisten usw. werden auf Wagen unter dem Hörsaal hindurch auf den Hof gefahren und abgeladen, nötigenfalls mit Hilfe eines Krans, um unter dem an der Ostwand 5 m weit deckenden Glasdach ausgepackt zu werden. Für die Sammlungsgegenstände stehen hier Tische bereit; das Packmaterial kommt gleich nach seiner Durchsuchung in Deckeltonnen, noch brauchbare Kisten werden in das unter dem großen Hörsaal liegende Kistenlager gebracht. Durch diese Anordnung soll vermieden werden, daß der gröbste Schmutz in das Gebäude gelangt. Die weitere Behandlung führt die neue Sammlung zunächst in den von zwei Seiten beleuchteten Sortierraum im Verwaltungsflügel. Hier stehen Regale und etwa 20—25 laufende Meter Tische für die Durchsicht zur Verfügung (Tafel 8, Abb. 2).

An den Sortierraum schließt sich der Waschraum (Taf. 8, Abb. 3), der außerdem von dem Eingang an der Binderstraße zugänglich ist. Von seinen drei Längsachsen ist die dem Arbeitshof anliegende als dunkelste zu einer Reihe von Einbauten benutzt. Am Eingang links liegt ein Wasch- und Badezimmer für die Handwerker, jenseits des durch eine zweiflügelige feuersichere Tür gegen den Sortierraum abgeschlossenen Ganges ein Frühstückszimmer mit Tisch und Bänken. Der nächste Raum ist eine heizbare Kammer, deren Wände und Decke mit Kacheln belegt sind; sie dient zum Trocknen feuchter Gegenstände, kann aber auch zum Durchfeuchten dienen, wenn auf die Heizschlange mit Wasser gefüllte Becken gestellt werden. An sie schließt sich die Maschinenkammer mit dem Motor, der Luftpumpe und dem Ventilator des im Laboratorium stehenden Schwefelkohlenstoff-Kessels. Die Mittelachse des Waschraumes ist freigelassen als Gang; an ihrer Decke verläuft eine im Sortierraum beginnende und am Aufzug endende Schiene für eine Laufkatze, an der schwere Gegenstände befördert und auch behandelt werden können. Auf der Straßenseite des Waschraums stehen große bewegliche Holztische, deren Eichenplatten nach einer Behandlung mit Chromsäure gewachst wurden. Zur Einrichtung des Raums gehört ferner ein aus Beton gefertigtes, innen und außen mit Kacheln belegtes Waschbecken von 2 : 1,5 : 0,82 m Größe und eine kleine heizbare Kammer. Sie besteht aus einem mit Kacheln verkleideten Betonbecken von 1,20 : 0,70 : 0,40 m Größe, das eine Heizschlange enthält, darüber steht ein mit Türen versehener Kasten aus Eisenblech. Die in letzterem aufgehängten Gegenstände können je nach Bedarf mit trockener Hitze oder, wenn das Becken mit Wasser gefüllt ist, mit Dampf behandelt werden. Ein Regal zur Aufnahme der aus dem Sortierraum kommenden rohen Sammlungen, ein Trockengestell, eine Spanntrommel für Matten und dergleichen vervollständigen die Ausstattung.

Der folgende Raum ist das Laboratorium. Es enthält außer Tischen, Werkzeug- und Chemikalienschränken einen säurefesten Tisch, eine Kapelle und den Desinfektionsapparat, der aus einem 3,40: 1,80 m großen Kessel mit ausziehbarem Wagen besteht. Der Raum ist für chemische Arbeiten, die Zusammensetzung keramischer Stücke und alle feineren Arbeiten bestimmt.

Auf das Laboratorium folgt die Werkstatt (Taf. 8, Abb. 4). Sie enthält Hobelbank, elektrisch betriebene Drehbank und Bandsäge, außerdem die erforderlichen Werkzeugschränke usw. und wird zur Herstellung der hölzernen Montierungen und Einbauten benutzt, zur Herrichtung der Versandkisten, zur Anfertigung von Modellen usw.

Der Boden des Sortierraums ist asphaltiert, der der übrigen Räume mit Tonplatten belegt. Die Wände und Decken sind überall mit Kaseinfarbe weiß, die Türen und unteren Hälften der Säulen dunkelgrün mit Ölfarbe gestrichen; im Waschraum und Laboratorium sind die Wände bis 2 m über dem Boden mit Kacheln belegt.

Alle technischen Räume sind gegeneinander durch breite eiserne Flügeltüren abschließbar, nehmen aber im übrigen die ganze Tiefe des Gebäudeteils ein; von dem Einbau von Trennungswänden innerhalb der Räume wurde absichtlich abgesehen, um weder die Beleuchtung zu beeinträchtigen noch die Handhabung großer und sperriger Stücke zu erschweren.

Die Werkstatt stößt an den großen Aufzug von 1500 kg Tragfähigkeit bei 6 qm Bodenfläche; sie ist ferner durch zwei Türen mit dem im südlichen Rundbau und Mittelbau gelegenen Magazin verbunden, das mit Regalen und alten Holzschränken ausgestattet wurde. Unter der Eingangshalle liegt ein weiterer Magazinraum, durch den man in den Nordbau gelangt. Dieser enthält im Mittelbau auf der Straßenseite die Wohnung des Hausmeisters, auf der Hofseite die Schlosserei, die mit Esse, Drehbank, Bohrmaschine, Werkbank usw. ausgestattet ist. Am Ende des Mittelbaus liegt hier der kleine Aufzug von 1100 kg, der gleich dem großen bis zum Dachgeschoß reicht. Da er aus räumlichen Gründen nur 2,2 qm Bodenfläche erhalten konnte, ist auf diesem Flügel im Dachgeschoß eine Winde eingebaut, die größere Gegenstände unmittelbar vom Hof aus in die Säle heben kann; die entsprechenden Fenster der Säle sind als Türen ausgebildet. Im Seitenflügel folgt die große Winterheizung und dahinter die Wohnung des Maschinisten.

4. Zentrale Anlagen.

Heizung, Lüftung: Zur Erwärmung der Räume des Gebäudes während der Wintermonate dient eine Warmwasserheizung für alle Ausstellungs- und Verwaltungsräume, eine Dampfheizung für die Arbeitsräume im Kellergeschoß. Der in drei Niederdruckdampfkesseln erzeugte Dampf versorgt die Dampfheizungsanlage direkt mit Dampf und erwärmt in Gegenstromapparaten das in der Warmwasserheizungsanlage zirkulierende Wasser.

Ein kleiner Gliederrohrkessel, der in der Sommerheizung neben dem Waschraum aufgestellt ist, liefert während der Sommermonate den für Trockenkammern und Warmwasserbereitung in den technischen und Verwaltungsräumen benötigten Dampf. Als Heizkörper sind für das ganze Gebäude glatte Radiatoren verwendet.

Da eine direkte Lüftung der Ausstellungsräume durch die Fenster nicht zweckmäßig erschien, ist eine ausgedehnte Zu- und Abluftanlage ausgeführt worden. Der Ventilationsraum im Sockelgeschoß des Hörsaalbaues enthält einen elektrisch betriebenen großen Ventilator, der Außenluft durch eine Filteranlage in den Ventilationsraum zieht und gleichzeitig die im Ventilationsraum befindliche gereinigte Luft in die Zuluftanlage drückt. Sobald die frische Luft den Ventilator verlassen hat, streicht sie zur Erwärmung und Anfeuchtung über Heizschlangen und Verdampfungsschalen, durchzieht dann ein unter der Decke des Kellergeschosses aufgestelltes Blechkanalnetz, steigt von dort in senkrechten, in der Wand liegenden Blechkanälen in die Höhe und entströmt aus Öffnungen, die mit gelochten Blechen versehen sind, in die Ausstellungssäle, um die Räume mit frischer, vorgewärmter Luft zu versorgen.

Den Zuluftöffnungen gegenüber liegen die Abluftöffnungen, die die verbrauchte Luft nach dem Dachboden abführen sollen.

Kalt- und Warmwasseranlage, Feuerlösch- und Gasanlage: In allen Arbeits- und Verwaltungsräumen des Gebäudes sind Waschbecken mit Kalt- und Warmwasseranschlüssen vorgesehen. Das hierfür und für die Spülbecken des Waschraumes und die Baderäume erforderliche Warmwasser wird durch Rutapparate mit Dampfschlangen oder Gasheizung erwärmt. Besondere im Gebäude entsprechend verteilte Kaltwasseranschlüsse dienen lediglich Feuerlöschzwecken. Neben diesen Anschlüssen sind Feuereimer und Schlauchrollen mit Mundstücken aufgehängt. Zur schnellen Verständigung der Feuerwehr ist ein Feuermelder mit direktem Anschluß an die Hauptfeuerwache in der Eingangshalle aufgestellt. Gaskocher stehen in den technischen Räumen und in allen Arbeitszimmern.

Beleuchtung und Kraft: Aus Sicherheitsgründen ist für das Gebäude ausschließlich elektrische Beleuchtung verwendet. Sie ist so angelegt, daß die Eingangshalle, die Mittelhalle, die Vortragsräume, die Verwaltungsräume und die Arbeitsräume eine ausreichende Abendbeleuchtung, hingegen die verbleibenden Ausstellungsräume nur eine Notbeleuchtung erhalten haben. Als Kraftquelle für die Verdunkelungsvorrichtung usw. im Hörsaal, die Ventilatoren, Staubsaugeanlage und die Werkstättenmaschinen usw. sind ausschließlich Elektromotore verwendet.

Telephonanlage: Eine Haustelephonanlage mit zahlreichen Anschlüssen verbindet die Verwaltungs-, Arbeits- und Ausstellungsräume miteinander. Die Apparate in dem Büro, dem Zimmer des Direktors und dem Dienstraum des Hausmeisters sind außerdem an das Fernsprechnetz angeschlossen.

DER BETRIEB DES MUSEUMS.

Man pflegt die Arbeiten eines Museums als wissenschaftliche und technische zu unterscheiden, aber diese Einteilung entspricht kaum der Vielseitigkeit des Betriebes, den W. E. Hoyle (09) im Auge hat, wenn er die Menge persönlicher, organisatorischer, technischer und wissenschaftlicher Eigenschaften und Kenntnisse aufzählt, die ein Museumsleiter haben müßte. Er bezweifelt natürlich, daß es ein solches Musterbild gibt, und aus seinen Darlegungen ist nur zu folgern, daß kein einzelner ein Museum vollständig für sich allein zu leiten vermag. Schon in kleinen Sammlungen pflegt der Leiter für diese oder jene ihm nicht geläufigen Verrichtungen einen oder mehrere Gehilfen zu haben, in Museen handelt es sich um die Verwaltung des Gebäudes mit allen seinen Anlagen und Einrichtungen, um die Vorbereitung neuer Erwerbungen, um die technische und wissenschaftliche Bearbeitung, die Anordnung und Aufbewahrung der Bestände, die Vorbereitung ihrer Veröffentlichung usw. Gemeinsam ist vielen hierher gehörenden Aufgaben, daß sie sich nicht einfach durch die Befolgung bekannter Methoden gewissermaßen von selbst erledigen, sondern eine Wahl unter verschiedenen Möglichkeiten verlangen. Man tritt an ihre Lösung mit allgemeinen Vorstellungen und mit der gewonnenen Erfahrung heran, die unter anderem besagt, daß es weniger auf unverrückbare Grundsätze ankommt, die selten vollständig auf neue Dinge passen oder die Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit verringern, als auf feste Ziele, mögen sie auch auf verschiedenen Wegen erreichbar sein.

Es bedarf keines Beweises, daß ein Museum nicht von einer Art Aufsichtsrat geleitet werden kann, der sich unmöglich um alle Einzelheiten zu kümmern vermag und nur dem tatsächlichen Leiter sehr gegen dessen Wunsch die Verantwortung abnimmt; aber es ist auch für das Museum kaum besonders vorteilhaft, wenn sein Leiter sich täglich in alle Einzelheiten vertieft und verliert. Der Direktor muß nur die volle Übersicht über den Betrieb haben und wird danach seine Entscheidungen treffen, die im übrigen auch noch von Erwägungen mancherlei Art abhängen können. Bei der Einrichtung des Betriebes handelt es sich um die rascheste und vollkommenste Erreichung des Arbeitszwecks, aber es sollen dabei Reibungen und Unklarheiten vermieden werden. Scheidet man die nicht organisierbaren Dinge aus, so besteht die regelmäßige Arbeit des Museums aus einer ganzen Anzahl von durchaus verschiedenartigen Verrichtungen, und es ist zweckmäßig, sie nach den dazu erforderlichen Fachkenntnissen zu gleichartigen kleinen Betrieben zusammenzufassen. Allerdings wechselt der Umfang der Arbeiten in den einzelnen Betrieben, und es wäre unwirtschaftlich, bei ihrer Kleinheit jedem eine feste Zahl von Personen zu geben. Ein Handwerker muß zum Aufsichtsdienst herangezogen werden können, ein Hilfsarbeiter ist bald in der einen, bald in der anderen Abteilung nötig. Daher hat jeder Betrieb einen ständigen Leiter, während die Hilfskräfte nach Bedarf dem einen oder anderen zugewiesen werden. Scheinbar ist es nun ratsam, in gewissem

Sinne höhere und niedere Betriebe zu unterscheiden und etwa die wissenschaftlichen den technischen überzuordnen. Wohin es aber in der Praxis führt, wenn etwa den eine Abteilungsleiter mit größerer Energie auf die Fertigstellung der ihm zugefallener Gegenstände drängt als ein anderer, bedarf keiner Ausführung. Darum sind nicht nur die Hausverwaltung und die Überwachung der Heizung und der technischen Anlagen, sondern alle Betriebe nebeneinander zu stellen. Daraus ergibt sich dann die Selbständigkeit des einzelnen und seine Vertretung durch seinen Leiter, der für alle darin erledigten Arbeiten dem Direktor verantwortlich ist. Es ist zuzugeben, daß dem letzteren eine größere Verwaltungstätigkeit erwächst, wenn er mit den Leitern der verschiedenartigsten Betriebe zu tun hat, statt allein mit denen einiger wissenschaftlicher Abteilungen. Aber er kann sich nur dadurch die Übersicht über alle Arbeiten schaffen, deren er zur wirklichen Leitung des Museums bedarf, und alle Schwierigkeiten auszugleichen suchen, die sich daraus ergeben, daß selbstverständlich jeder Leiter nach Kräften für seinen Bereich zu sorgen strebt. Jeder Direktor wird sich ferner eine wissenschaftliche Abteilung wählen, die er selbst leitet, so daß er nicht nur anzuorden hat, sondern auch die Wirkungen der Anordnungen kennen lernt. Wesentlich bei allen diesen Dingen ist schließlich die Frage, ob es möglich ist, für alle Betriebe die erforderlichen Personen zu finden. Eine feste Vorbildung gibt es für den Museumsdienst nicht, und wie der Gelehrte, der in ein Museum eintritt, das »Katalogisieren« lernen muß, so der Handwerker den Aufbau von Gefäßen aus einem Haufen Scherben. Auch wenn indessen die Fachkenntnisse vorhanden sind, ist damit die Eignung ihres Besitzers noch nicht unbedingt gegeben; persönliche Eigenschaften müssen hinzukommen.

Das hamburgische Museum für Völkerkunde hat zunächst wie jedes andere das Gebäude mit den Einrichtungsgegenständen usw. zu überwachen. Das ist die Aufgabe des Hausmeisters, der außerdem den Aufsichtsdienst und die Reinigung des Gebäudes regelt. Ihm sind ständig die beamteten Aufseher und für die Dauer des Dienstes die etwa aus einem anderen Betriebe zur Aushilfe herangezogenen Handwerker unterstellt, ferner die Nachtwächter und die Scheuerfrauen.

Die Aufsicht über die Anlagen für Heizung und Ventilation, die Leitungen für Wasser, Gas, Elektrizität, die Motore und alle technischen Einrichtungen, die Bedienung der Staubsaugeanlage, des Projektionsapparates usw. ist Sache des Maschinisten, dem ein Hilfsmaschinist und ein Heizer beigegeben sind.

Im Büro ist der gesamte schriftliche Verkehr des Museums zusammengefaßt (1913: 1520 Eingänge). Der Bürobeamte führt die Akten [1]), die Rechnungen und

[1]) Aktenplan: I. Begründung und Ausbau des Museums. II. Verwaltung des Museums: 1. Behörde, 2. Kommission, 3. Haushaltsplan, 4. Beamte, 5. Angestellte. III. Museumsbau: 1. Bauliche Anlagen und Erweiterungen, 2. Mobiliar, 3. Verwendung der Räume, 4. Reinigung, Beleuchtung, Heizung. IV. Museumsbetrieb: 1. Büro, 2. Sammlungen: a) Vermehrung, b) Bearbeitung (Konservierung, Montierung, Katalogisierung, Aufstellung, Magazinierung), c) Hilfsmittel (Photographisches Atelier, Bibliothek, Handapparat, Instrumentar), 3. Lehrtätigkeit, 4. Berichte, Veröffentlichungen, 5. Ausstellungen, Versammlungen.

die Kasse; für die Erledigung der schriftlichen Arbeiten, die Aufnahme des Diktats von Aktenstücken, Briefen usw., die Versendung der Post ist eine Bureaugehilfin angestellt. Eine Hilfsarbeiterin führt die Listen aller eingehenden Photogramme und Abbildungen, endlich das Postenbuch der erworbenen Sammlungen, das im Zusammenhang mit den Akten steht.

Vom photographischen Atelier, in dem ein bis zwei technische Hilfsarbeiterinnen beschäftigt sind, werden die für den Katalog, den Tauschverkehr, die Veröffentlichungen und die wissenschaftlichen Anfragen auswärtiger Museen und Gelehrter erforderlichen Photogramme (1913: rund 3400 Kopien), ferner die Lichtbilder für den Unterricht hergestellt, die erworbenen Platten, Photogramme und Lichtbilder katalogisiert, bearbeitet und aufbewahrt.

Die Bibliothek umfaßt außer den Werken und Zeitschriften (1913 rund 8000 Bände) die Handschriften- und Kartensammlung. Die Aufsicht führt eine Bibliothekarin, der für die Katalogisierung der älteren Bestände vorübergehend eine Hilfsschreiberin beigegeben ist. Die Bücher und Zeitschriften sind nach einem einheitlichen Plan aufgestellt, der die ethnographische von der ethnologischen Literatur trennt und innerhalb dieser die einzelnen Gebiete berücksichtigt. An Katalogen ist der alphabetische Katalog der Werke auf dem Laufenden, derjenige der Aufsätze aus Zeitschriften, die kein Generalregister herausgeben, in Arbeit, ebenso der ethnographische und der Schlagwort-Katalog.

Die Bücher werden nicht ausgeliehen, sondern müssen von Auswärtigen im Leseraum benutzt werden. Das gleiche gilt von den Beständen des mit der Verwaltung der Bibliothek verbundenen, aber aus äußeren Gründen vor den Hörsaal gelegten öffentlichen Lesezimmers, das den Besuchern des Museums ohne weiteres zugänglich ist. Über die von Beamten und Angestellten zeitweise in ihre Arbeitszimmer übernommenen Bände führt die Bibliothekarin eine Liste, so daß auch jedes an seinem Standort nicht vorhandene Buch rasch auffindbar ist.

Alle eingehenden Sammlungen, Apparate usw. werden von der Eingangsstelle angenommen, die gleichzeitig die Ausgangsstelle aller Versendungen ist. Sie wurde im Sortierraum untergebracht und einem Betriebsgehilfen unterstellt; ihre Hauptaufgabe ist, abgesehen von dem Packen, die zeitraubende Verbuchung und erste Ordnung eingehender Sammlungen. Theoretisch liefert der Verkäufer oder Sammler mit den Gegenständen auch eine Liste, die den Nummern oder Etiketten an den Stücken entspricht. Praktisch ist gelegentlich eine Liste vorhanden, die bei dem notwendigen Vergleich mit der Sammlung tatsächlich auch einmal völlige Übereinstimmung ergeben kann. Der Regel nach ist aber mit Irrtümern, Unleserlichkeit, abgelösten oder beschädigten Etiketten und anderen Unvollkommenheiten zu rechnen. Daher wird im Sortierraum eine neue Liste aufgestellt. Ist die Sendung ausgepackt, ausgebreitet, auf Bruchstücke durchgesehen, so erhält jeder Gegenstand ein Anhängeetikett in der Farbe der Abteilung, der die Sammlung zufällt; enthält eine Sammlung

etwa aus Hongkong chinesische und ozeanische Stücke, so wird sie sogleich den beiden Abteilungen entsprechend geteilt. Das Etikett trägt eine Nummer, etwa 14,81 : 127, womit gesagt ist, daß das Stück im Jahre 1914 einging und als 127. des Postens 81 in der Liste der Eingangsstelle steht; unter einem Posten ist dabei jeder Zugang einer Abteilung zu verstehen, mag er ein oder viele Stücke enthalten. Soweit möglich, werden schon hier die Dubletten ausgewählt, gekennzeichnet und vermerkt, doch bleiben sie buchmäßig in der Sammlung. Die neue, in die Postenkladde eingeschriebene Liste wird mit der Originalliste verglichen, auf der die Abweichungen vom Befund vermerkt werden, und danach im Büro in das Postenbuch übertragen. Eine mit der Maschine hergestellte Abschrift wird dem Abteilungsvorsteher ausgehändigt, während das Original in die zugehörige Akte geheftet wird. Erst wenn die Sammlung so weit geordnet und übersehbar ist, wird über ihre weitere Bearbeitung entschieden.

Bei der großen Zahl ein- oder ausgehender Sendungen, der zugehörigen Akten mit ihren Rechnungen, Bescheinigungen usw. hat es sich als zweckmäßig erwiesen, alle für die Verwaltung wichtigen Angaben übersichtlich zusammenzustellen in einem Eingangs- und einem Ausgangsbuch [1]), das das Büro führt.

Die Eingangsstelle verwaltet ferner die Dublettensammlung, die aus der ersten Aussonderung bei der Durchsicht neuer Sammlungen und aus Rückgaben der Abteilungen entsteht; sie den letzteren zu unterstellen, ist kaum zweckmäßig, da ein Tausch sehr oft die eine Abteilung als Geberin, die andere als Empfängerin betreffen würde, außerdem die Übersichtlichkeit größer ist, wenn die Dublettensammlung vereinigt bleibt.

Jede Sammlung wird von der Eingangsstelle als Ganzes in die technischen Räume gebracht und damit dem Werkmeister übergeben, der hier mit einem Werkmeistergehilfen und einer Anzahl von Handwerkern arbeitet. Dabei ist als regelmäßig der Betrieb anzusehen, bei dem die Eingänge eines Jahres spätestens am Ende des ersten Halbjahres des folgenden vollständig konserviert und, soweit sie für die Schausammlung in Betracht kommen, auch in den vorhandenen Behältern aufstellbar sind. An dieser Forderung ist festzuhalten, weil sonst die Verschleppung der Arbeiten immer weiter wächst und schließlich dazu führen kann, daß eine wichtige Sammlung zu spät technisch fertig und damit für die wissenschaftliche Bearbeitung und Veröffentlichung bereit wird. Natürlich kann man dem abhelfen, wenn man die

---

[1]) Das Eingangsbuch enthält die Spalten: Laufende Nummer; Anzeige der Sendung durch den Absender; Zollbehandlung; Name des Sammlers oder Schenkers; Anlieferung; Art der Sendung; Inhalt; Gewicht; Abteilung, der sie zufällt; Postennummer und Stückzahl; zugehörige Akte; Bestimmung; Wert; Transportkosten; Ausgang; Empfangsbestätigung; Dankschreiben; Vermerke über die Richtigkeit seitens des Direktors, des Abteilungsvorstehers, der Eingangsstelle.

Das Ausgangsbuch führt auf: Laufende Nummer; Datum; Verweis auf das Eingangsbuch; Empfänger; Bestimmungsort; Mitteilung an Ablieferer; Gegenstand nach Marke, Zahl und Art der Packungen; Inhalt; Gewicht; Versicherung; Verwendung; Frachtkosten; Vermerke.

Fertigstellung der wichtigsten Einzelstücke oder einer Sammlung vor der anderen veranlaßt. Damit ist aber weder der Ordnung noch der Übersichtlichkeit des Betriebes gedient und nur einem fortwährenden Drängen der wissenschaftlichen Abteilungen Raum gegeben, von denen natürlich jede die Bevorzugung ihrer Bestände wünscht und auch wünschen muß. Allerdings schwankt die Zahl der jährlichen Eingänge stark; bald sind es 5000 Nummern, bald 10 000 oder mehr, außerdem erfordert die eine Sammlung umfangreichere Konservierungsarbeiten als die andere, so daß 1000 Nummern gelegentlich einmal nicht viel weniger Arbeit machen können als 2000—3000. Dadurch erfolgt schon ein gewisser Ausgleich der Schwankungen der Stückzahl, aber er reicht schwerlich hin, um die Zahl der Handwerker ein für allemal festzulegen. Daher ist die Möglichkeit vorgesehen, in den Zeiten starker Arbeitsanhäufung außer den ständigen Handwerkern vorübergehend noch weitere einzustellen.

Daß in den technischen Räumen Handwerker beschäftigt werden, beruht auf Erfahrungen, die wohl jedes Museum sehr rasch macht, aber Fernstehende nicht übersehn können, so daß gelegentlich die Vermutung auftaucht, es handle sich im Museum um einen regelrechten Regiebetrieb, der dann unter politischen Gesichtspunkten betrachtet wird. Damit hat das Museum nichts zu tun, auch wenn es einmal durch die vorhandenen Handwerker ein abgebrochenes Stuhlbein wieder anleimen läßt. Solche Arbeiten in einem irgend nennenswerten Umfange zu leisten, fehlt es im Museumsbetriebe vor allem an Zeit, da die Handwerker viel nötiger für ihre eigentliche Aufgabe sind, nämlich die technische Bearbeitung der Sammlungen. Das gilt zunächst von ihrer Handhabung überhaupt. Der Handwerker hat gelernt, mit Geräten umzugehen, ohne sie oder sich zu beschädigen; die in irgendeinem Handwerk erworbene Handgeschicklichkeit befähigt ihn dazu, die Gegenstände sorgsam ein- oder auszupacken, von einem Raum zum andern zu befördern und so zu legen oder zu stellen, daß Unfälle vermieden werden, bei denen zarte Stoffe zerreißen, Speerspitzen abbrechen usw. Gelegenheiten für die Betätigung seiner Fachkenntnis oder Kunstfertigkeit bietet dem Handwerker nicht so sehr die Herstellung einer Kiste für eine versandfertige Maske oder von Einbauten für die Schränke, die man, wenn irgend möglich, zur Zeitersparnis einem Stadtmeister ebenso in Auftrag geben wird wie etwa einen Satz Sockel, sondern wiederum die Sammlungen selbst. Es gilt Tongefäße aus ihren Scherben wieder aufzubauen, zerrissene Körbe wieder zu vereinigen, zerdrückte Bambusstücke zu leimen, gerissene Holzfiguren auszuspänen, verbogene Bleche und Eisenteile in ihre alte Form zu bringen, sofern sie sicher erkennbar ist, und was der Ausbesserungen mehr sind. Wichtig ist dann die Herstellung von Nachbildungen und Modellen, die nicht in Gips ausführbar sind, sondern sorgfältig aus ähnlichem Material wie die Originale gearbeitet sein müssen; schließlich ist der Handwerker oft genug der Sachverständige, der über die Technik eines fraglichen Stückes Auskunft oder doch einen Fingerzeig geben kann, mag es sich um Schmiedearbeit, Holzschnitzerei, Töpferei, Weberei oder Flechterei handeln. Zweifellos kann auch ein

ungelernter Arbeiter oder der Angehörige irgendeines anderen Berufes sich die Gewandtheit aneignen, die für die Zusammenfügung zertrümmerter Stücke oder die Nachbildung von Seltenheiten nötig ist; der Regel nach aber wird man diese und vor allem die anderen Fähigkeiten doch nur bei Handwerkern finden, und zwar bei denen, die handwerksmäßig die Techniken kennen, in denen die Museumsstücke hergestellt wurden. Darum kommen für völkerkundliche Museen nicht alle Handwerker in Betracht, sondern nur bestimmte, und auch aus diesen ist längst nicht jeder Geselle brauchbar, mag man ihn im Aufsichtsdienst oder in den technischen Räumen verwenden.

Die Arbeiten, die in den technischen Räumen ausgeführt werden, sind die sogenannte Desinfektion, dann die Konservierung und schließlich die Montierung, die mit einer gewissen Ergänzung verbunden sein kann.

Der Desinfektion, worunter im Museum vor allem die Abtötung von schädlichen Insekten verstanden wird, unterliegen unbedingt alle Gegenstände vor jeder weiteren Behandlung, mögen sie aus tierischem Material bestehen, das die Motten angreifen, aus pflanzlichem, das der Zerstörung durch Käfer usw. unterliegt, oder aus anderen Stoffen. Auch Metall und Stein können in Vertiefungen oder Schnitten einmal Insekteneier beherbergen, und es ist für die Sicherheit des Betriebes zweckmäßiger, wenn grundsätzlich alles in den Schwefelkohlenstoff-Apparat wandert, als wenn man Ausnahmen gestattet, bei denen Irrtümer vorkommen können [1]). Die Wirkung des Schwefelkohlenstoffes hat indessen ihre Grenzen. Es mag sein, daß seine Verwendung im Vakuum-Apparat tatsächlich in jedem Fall auch alle Insekteneier abtötet; allein die Behandlung wirkt nicht nach, so daß mit der Möglichkeit neuer Infektionen zu rechnen ist, die trotz aller Vorsicht schon auf dem Wege vom Vakuum-Apparat bis zum staubdichten Behälter eintreten können. Die einmal »vergiftete« oder »desinfizierte« Sammlung ist daher nicht als dauernd ungefährdet anzusehen und muß ständig überwacht werden. Ein geeignetes Hilfsmittel scheint das Paradichlorbenzol darzustellen, das als »Globol« in den Handel kommt. Man kann es in dicht verschlossenen Behältern ausstreuen und dadurch besonders gefährdete Gegenstände aus Haaren oder Federn dauernd schützen. Das Mittel wirkt allerdings nicht sofort, sondern erst nach einiger Zeit, tötet dann aber sicher, wenn ausreichende Mengen verwendet werden.

Für die große Mehrzahl aller Museumsstücke beschränkt sich die ganze Konservierung auf die Reinigung. Allerdings fragt es sich, wieweit die Reinigung gehen soll, und diese Frage fällt mit der weiteren nach dem Umfang der Konservierung überhaupt zusammen. Konservierung heißt Erhaltung, und die Meinungs-

[1]) Eine Desinfektion im medizinischen Sinne wird durch diese Behandlungen nicht erreicht. Zum Schutze der Handwerker usw. ist daher zunächst eine Arbeitskleidung vorgesehen, die das Museum liefert, ferner die Bade- und Wascheinrichtung getroffen und schließlich ein besonderes Frühstückszimmer vorhanden; der Genuß von Speisen an den Arbeitstischen ist verboten.

verschiedenheiten betreffen den Zustand des Stückes, der »erhalten« werden soll. Dabei handelt es sich um mehrere Zustände. Daß derjenige, in dem die Gegenstände im Museum eintreffen, nicht erhalten werden kann, wird kaum zweifelhaft sein. Da ist eine aus den Tropen kommende Kiste von Seewasser durchtränkt worden, so daß alles Eisen ihres Inhalts dicke Rostkrusten erhielt, oder sie hat im Schiffsraum neben einem leckenden Teerfaß gestanden, das ihren Inhalt teilweise färbte; hölzerne Gegenstände sind zusammengebrochen, weil die Verpackung ungenügend war oder die Termiten ihr Werk unterwegs fortsetzten, usw. Jedenfalls befanden sich die Gegenstände in einem anderen Zustande, als der Sammler sie auffand. Auf den ersten Blick scheint dieser letztere Zustand ganz besonders der Erhaltung wert, weil er die Echtheit in jedem Sinne verbürgt. Es mag dahingestellt bleiben, wieweit dieser Zustand wiederhergestellt werden kann, wenn die Gegenstände bis zum Eintreffen im Museum wesentlich verändert wurden, allein die Echtheit selbst steht nicht unbedingt fest. Es sind nicht nur ägyptische Altertümer, bei denen Lötstellen, Fälschungen und Nachbildungen erst erkennbar werden können, wenn man die Patina verletzt oder entfernt; auch die geschickte Ergänzung eines ehrwürdigen Federschmuckes aus Südamerika mit Federn von Hausgeflügel wird gelegentlich erst nach der Reinigung sichtbar. In einer anderen Richtung kann der Sammler Glück haben, wenn er einen kürzlich vollendeten Kopfschmuck vom Haupte seines Trägers weg eintauscht, ein anderes Mal aber kauft er dem Besitzer einen ledernen Rock ab, der seine Ornamente und Farben einstweilen unter Krusten von Schnupftabak, Speiseresten und allen möglichen anderen »Gebrauchsspuren« vieler Jahre zum größten Teil verbirgt, die allerdings die »Echtheit« erweisen. Nur sind sie keine unbedingten Beweise für die Echtheit im allgemeinen, weil sie auch fehlen können. Eine eben fertig gewordene Kleidmatte von den Marshall-Inseln, die noch nicht oder vielleicht nur eine Stunde lang getragen wurde, weist sehr wahrscheinlich keine Gebrauchsspuren auf und ist darum doch ebenso echt wie ein religiöses Gerät, das durch Generationen hindurch als Familienbesitz sorgsam gehütet und gepflegt wurde und darum so wenig Gebrauchsspuren zeigt, daß man es für neu halten müßte. Eine eiserne Hacke, die längere Zeit nicht benutzt wurde und daher verrostete, ist darum nicht minder echt, wie die blanke, die man der Negerin in der Pflanzung aus der Hand weg abkaufte. Solche Merkmale, die vorhanden sein oder fehlen und schließlich Fälschungen verdecken können, sind nun keine uneingeschränkt wertvollen Kennzeichen der Echtheit, die vielmehr aus Stoff, Technik, Zierat usw. des Gegenstandes besser ermittelt werden kann, wenn man die Angaben des Sammlers anzweifeln muß oder überhaupt keine Angaben erhält. Auf der anderen Seite ist es unzweifelhaft, daß der Zustand, in dem die Gegenstände aufgefunden werden, häufig der einer fortschreitenden Zerstörung ist. Der Salpetergehalt altperuanischer Keramik ist gelegentlich ein wichtiger Beweis ihrer Echtheit, wenn auch nicht der einzige, aber er führt mit Sicherheit zur

langsamen Veränderung und Zerstörung der Stücke; Krusten aus organischen Stoffen, enthalten in ihren Kolonien schwerlich lauter harmlose Bakterien usw. Allein angenommen, daß diese und viele andere Zeichen für die Echtheit eines Gegenstandes, die nicht in ihm selbst liegen, für die Kritik unentbehrlich wären, so fragt es sich doch, wie lange man sie aufbewahren soll. Der Beweis der Echtheit eines Gegenstandes muß im Museum geführt werden, wenn nötig mit Hilfe der verschiedenartigen Auflagerungen, die auch gelegentlich als ausschlaggebend angesehen werden können. Damit ist aber ihr Wert erschöpft. Ergibt nämlich eine spätere Prüfung die Unechtheit, so wird sie aus dem Gegenstand selbst erwiesen werden trotz der Auflagerungen, die sich ja auch nachahmen lassen. Es kann sogar zweckmäßig sein, Fälschungen dieser Art absichtlich anzukaufen, um den Künsten der Fälscher auf der Spur zu bleiben, denen wohl jedes Museum einmal zum Opfer fällt.

Daraus ergibt sich, daß das Ziel der Konservierung nicht die Erhaltung eines bestimmten Zustandes sein kann, in dem sich der Gegenstand vor der Aufnahme in das Museum befand; wohl aber soll die Konservierung alle für die wissenschaftliche Bearbeitung wesentlichen Merkmale des Gegenstandes erhalten, und zwar auf eine unbegrenzte Zeit hinaus. Dazu gehört die Entfernung aller im Laufe der Zeit zerstörenden Auf- und Einlagerungen, ferner solcher, die wesentliche Teile oder Einzelheiten verdecken, endlich die Aufhaltung aller zersetzenden Vorgänge. Sind die Auflagerungen weder schädlich noch störend, so wird man sich die Mühe ihrer Beseitigung sparen; müssen sie aber entfernt werden, um den Gegenstand dauernd erhalten zu können, so gibt es Mittel genug, um ihren Befund in den wenigen Fällen einwandfrei festzulegen, in denen sie tatsächlich für die Beurteilung der Echtheit des Stückes ausschlaggebend waren.

Die Konservierung beginnt mit der Reinigung, die eine trockene oder nasse sein kann. Die trockene wird bei Gegenständen angewandt, die in mageren Erd- oder Pflanzenfarben bemalt sind. Staub und Unreinigkeiten können von solchen Stücken mit dem Staubsauger abgesogen oder abgeblasen werden, worauf die gesäuberten Bemalungen sofort mit Schellack- oder Leimlösung zu fixieren sind. Wenn möglich sollte man sich auch bei gewissen Fell- und Lederarbeiten mit dieser Behandlung begnügen; viele von ihnen werden bei der feuchten Reinigung hart und müssen danach erst wieder durch Walken geschmeidig gemacht werden. Sonst ist indessen die nasse Reinigung vorzuziehen. Schmutz ist kein Museumsgegenstand, auch dann nicht, wenn man die Stücke in ihrer »natürlichen« Form oder Benutzungsart zeigen will. Der Staub und Schmutz, den die Gegenstände unterwegs angenommen haben, ist ebenso zu beseitigen wie die Krusten aus Epidermisschuppen, Haaren, Schweiß, Talg, Erde, Farbstoffen und Öl an Kleidung und Schmuck oder die zersetzten, eingetrockneten und unbestimmbaren Ansätze von Speiseresten in Schalen, Kellen usw., die oft schon durch kurze Aufbewahrung in der Hütte entstandenen Rußkrusten, die Bemalung und andere Ornamentik von

Masken oder Speeren verdecken, und anderes. Das am häufigsten angewandte Reinigungsmittel ist natürlich Wasser in Verbindung mit neutraler Seife und nicht zu harter Bürste, und auf diese Behandlung hat ein reichliches Nachspülen zu folgen. Nur gibt es eine Reihe von Fällen, in denen kaltes Wasser nicht genügt und heißes nötig wird, während in anderen eine ausgiebige und jähe Benetzung, wie sie mit dem Eintauchen und Waschen verbunden ist, den übermäßig ausgetrockneten Gegenstand selbst gefährdet, weil die an der Oberfläche rasch eintretende Änderung der Spannungsverhältnisse ihn zum Reißen oder Brechen bringt. In letzteren Fällen hat sich die feuchte Kammer (s. S. 131) bewährt; das in ihren Becken befindliche Wasser wird langsam bis zur Verdampfung erwärmt, der über dem Becken freiliegende oder hängende Gegenstand wird dabei allmählich durchfeuchtet, ohne doch eigentlich naß zu werden, und die Auflagerungen lockern sich dabei so weit, daß sie nach einiger Zeit mit einer feuchten Bürste oder durch ein nun unbedenkliches rasches Abwaschen entfernt werden können. Das Dämpfen ist übrigens nicht nur als Form der Reinigung brauchbar; es gibt Gegenstände aus Blättern, Rindenstreifen und selbst Holz, die auf dem Wege aus den feuchten Tropen so ausgedörrt, verunstaltet und brüchig wurden, daß sie vor jeder Reinigung oder Herstellung erst wieder geschmeidig gemacht werden müssen. Auch das geschieht am besten nicht durch Eintauchen in Wasser, sondern durch Einlegen in Wasserdampf. Gelegentlich reicht Wasser in gewöhnlicher oder Dampfform überhaupt nicht aus, so bei Kleidungsstücken aus dem westafrikanischen Palmölgebiet, die dann zur Lösung des Fettes und Öls zunächst ein Benzinbad erhalten.

Die Reinigung ist ein Teil der Desinfektion in jedem Sinne, zumal auch viele schädliche Insekten gegen Wasser empfindlich sind und mehr noch gegen Benzin, sobald sie von ihm erreicht werden; das ist aber kaum durch ein Bestreichen, sondern nur durch ein vollständiges Bad zu erzielen, das nötigenfalls auch unter einer Luftpumpe geschieht. Ähnlich wirken mehrere Verfahren der Konservierung, woraus sich dann umgekehrt auch deren Wahl ergibt. Brüchiges und mürbes Holz kann mit Firnis getränkt werden, der mit Petroleum verdünnt ist; umfängliche Holzfiguren werden mit geeigneten Vorrichtungen der Länge nach angebohrt und von dem Bohrloch aus solange mit der Mischung behandelt, bis ihr Hervortreten an der äußeren Oberfläche die Durchtränkung anzeigt. In anderen Fällen, zumal wenn es sich um die weitgehenden Zerstörungen durch Termiten handelt, kann auf die Behandlung mit Benzin oder Petroleum die Tränkung und für Gänge und Höhlungen die Einspritzung mit Paraffin angezeigt sein. Ein anderes Mittel zum Ersatz zerstörter Substanz, das bei kleinen Stücken zweckmäßig sein kann, ist die Tränkung mit einer Damarharzlösung unter der Luftpumpe. Eine wichtige Rolle spielen in anderer Beziehung Fett und Öl. Holzgefäße, die Palmöl enthielten, Holzkeulen, die ihr Eigentümer einst regelmäßig mit Kokosöl pflegte, zeichnen sich meist durch vortreffliche Erhaltung aus. Daraus ergibt sich die Möglichkeit, Holz durch Ein-

fettung zu konservieren, ebenso Fell, Leder u. a. Anscheinend kann auch alten Museumsbeständen, die seit Jahrzehnten ausdorrten, wie Matten aus Pandanusblättern durch die Fettung mit Paraffinöl die glasartige Sprödigkeit genommen und eine gewisse Schmiegsamkeit wiedergegeben werden.

Sinngemäß lassen sich diese Verfahren auch ausdehnen; so ist die Tränkung mit Damarharz für brüchige Grabfunde z. B. aus Knochen, die die Leimsubstanz verloren haben, recht brauchbar.

Für zerbrechliche Papier- oder Papyrusstücke und ähnliche Dinge ist in dem vor wenigen Jahren bekanntgewordenen Zellon [1]) ein vorzügliches Material gegeben; die empfindlichen Stücke werden einfach zwischen zwei dünne Platten des völlig durchsichtigen Materials geklebt, das durchaus biegsam ist, also die Gefahren der bisher üblichen Glasplatten vermeidet. Es ist ferner geeignet als Unterlage für stark zerrissene Stoffe, Federmäntel usw., als Überzug über ganz große empfindliche Gegenstände wie Baining-Masken und andere Dinge, die nicht mehr in Schränken untergebracht werden können.

Die Konservierung von Steinen und Tonwaren erübrigt sich meist; daß salzhaltige Gegenstände unter chemischer Kontrolle auszulaugen sind, ist allgemein bekannt; Rathgen (98) hat in seinem vortrefflichen Handbuch auf die der Unterlassung folgenden Schäden hingewiesen, und es ist leicht, seinen überzeugenden Ausführungen über die Behandlung von Metallen zu folgen. Ein besonderes Kapitel ist der Schutz des Metalls vor neuem Rost. Kupfer und seine Legierungen werden bei richtiger und sorgsamer Behandlung kaum wieder gefährdet sein, eher Eisen, auch wenn es zur Reinigung vollständig aus dem Schaft, Griff usw. entfernt werden konnte. Nach beendeter vollständiger Reinigung ist das neuerdings als Chromol [2]) in den Handel kommende Präparat brauchbar, um das Eisen dauernd zu schützen.

Eine strittige Frage ist endlich die Ergänzung. Sie ist augenscheinlich berechtigt, wenn ein aus Scherben wieder aufgebautes Tongefäß oder eine Kalebasse Lücken zeigt, die die Haltbarkeit beeinträchtigen, oder eine Schnitzerei aus Neu-Mecklenburg nicht anders haltbar gemacht werden kann. Man wird dann nur unbedingt dafür Sorge tragen müssen, daß die Ergänzung im Katalog vermerkt wird. Über solche Fälle hinaus ist eine Ergänzung bei Stücken der wissenschaftlichen Sammlung eine unnötige Zeitvergeudung, nicht aber für die Schausammlung. Wer vollständige altägyptische Steingefäße oder römische Sigillata besitzt, braucht für die sonst vorhandenen Scherben nicht zu sorgen; sind aber überhaupt nur Bruchstücke da, so empfiehlt sich die Ergänzung, wenn die volle Form sicher zu ermitteln ist. Gleiches gilt von wichtigen Bruchstücken aus Kürbis, Holz usw., nur muß zumal in der Schausammlung die Ergänzung als solche erkennbar sein. Jedenfalls lassen sich

[1]) Von der Rheinisch-Westfälischen Sprengstoff-Aktiengesellschaft, Köln a. Rh.

[2]) Chromol-Werke G. m. b. H., München-Süd.

gerade für die Ergänzung keine Regeln aufstellen; ob und in welchem Umfange man sie vornimmt, hängt von der Frage der Haltbarkeit, der beabsichtigten Verwendung u. a. ab.

Die Montierung der Gegenstände betrifft nur die für die Schausammlung bestimmten. Hölzerne Untersätze, metallene Stützen und Träger, die im Museum hergestellt werden, kommen bald hier, bald dort in Frage; grundsätzlich ist nur zu fordern, daß der Gegenstand selbst dabei nicht beschädigt wird und jederzeit leicht von der Montierung abgenommen werden kann.

Einen gewissen Umfang hat die Herstellung von Modellen und Nachbildungen angenommen. Das liegt zunächst daran, daß häufiger gute Zeichnungen der Originale in Grundrissen, Aufrissen, Durchschnitten usw. zu haben sind, die gegenüber den stets trügerischen gewöhnlichen Photogrammen überhaupt erst wirkliche Rekonstruktionen und Modelle anzufertigen gestatten. Dann aber hat sich der Bedarf eingestellt. Für die vergleichende Sammlung sind Nachbildungen erforderlich auch nach den eigenen Stücken des Museums, darüber hinaus werden sie von dem einen oder dem anderen Museum erbeten.

Die Sammlungen, die in den technischen Räumen fertiggestellt wurden, sind damit für die wissenschaftliche Bearbeitung vorbereitet, die mit der Katalogisierung der Sammlung auf Grund der Liste des Sortierraums, der etwa vorhandenen Originalliste und des zugehörigen Aktenstückes beginnt. Der Katalog ist ein Zettelkatalog. Der einzelne Zettel besteht aus bestem Büttenpapier und hat eine Größe von 21 : 15½ cm. Auf der einen Seite des Blattes ist über einer Linie links die Nummer und der Verweis auf das Aktenstück, in der Mitte die Bezeichnung des Gegenstandes, rechts der Name des Sammlers, Verkäufers oder Geschenkgebers eingetragen. Unter der Linie stehen Beschreibung, Herkunftsangabe und Literaturverweise. Auf der Rückseite findet die Abbildung Platz. Ist letztere zu umfangreich, so tritt an die Stelle des Zettels ein gleich großer und auf der Vorderseite ebenso ausgestatteter Briefumschlag, in den Zeichnungen, mittels schwarzen Wachses auf Japanpapier hergestellte Durchreibungen usw. gesteckt werden. Die Zettel sind nach den kleinsten ethnographischen Einheiten zu Gruppen in festen Pappkästen vereinigt und innerhalb dieser nach Gegenständen geordnet, deren Gruppen durch Indexblätter geschieden werden. Die fertig bearbeiteten Kataloge werden in einem mit dem Büro verbundenen feuersicheren Raum aufbewahrt.

Aufgabe des Katalogs ist zunächst die Feststellung der wesentlichen Merkmale des Gegenstandes, denn das Museum braucht notwendig eine eindeutige Beschreibung des Stückes z. B. schon für den Fall, daß eine aufgemalte oder angenähte Nummer unleserlich wird oder verloren geht. Eine solche in Worten zu geben, wird selten ausreichen, und daher ist eine Zeichnung oder ein Photogramm beizufügen. Weiter aber soll bei der Herstellung des Kataloges berücksichtigt werden, daß die bisher als Ganzes behandelte Sammlung bald oder später zerlegt und teils den Schauräumen, teils dem Magazin zugeführt wird und das letztere nicht die leichte Zugänglichkeit

der ersteren haben kann. Daher muß die Beschreibung des Stückes im Katalog soweit geführt werden, daß auch technische Besonderheiten und Ornamente ohne weiteres aus ihr hervorgehen. Der Katalog gibt also eine Schilderung des Gegenstandes, und damit wird die Zahl der aus dem Magazin und selbst der Schausammlung vorzulegenden Originale erheblich eingeschränkt, mag es sich um Neuaufstellungen, Vergleiche mit angebotenen Sammlungen, Studienbesuche auswärtiger Gelehrter oder andere Anlässe handeln; der Katalog soll den Betrieb vereinfachen. Wenn man solche Anforderungen an den Zettelkatalog stellt, so erhebt sich natürlich die Frage, wer ihn bearbeiten soll. Zunächst ist an die wissenschaftlichen Beamten zu denken, aber sie verfügen nicht immer über die Fähigkeit, einen Gegenstand sicher zu zeichnen, und auch ihre technologischen Kenntnisse sind nicht stets von Anfang an vorhanden. Die Feststellung von Maßen und Stoffen endlich ist ebenso wie die Anfertigung der genauen Zeichnungen im wesentlichen eine technische Aufgabe. Der wissenschaftliche Beamte ist aber dem Museum wertvoller und seine Fähigkeiten werden zweckmäßiger ausgenutzt, wenn er sich auf die wissenschaftliche Bearbeitung beschränkt, statt einen großen Teil seiner Zeit auf Arbeiten zu verwenden, die seine besten Kräfte nicht voll zur Geltung kommen lassen und daher nur mit geringer Begeisterung ausgeführt werden. Nimmt man hinzu, daß der Beamte im Jahr nur einige hundert Zettel vollständig bearbeiten kann, während der jährliche Zuwachs an Gegenständen weit größer zu sein pflegt, so ergibt sich von vornherein die Notwendigkeit, ihm Hilfskräfte beizugeben. Da der Beamte ganz natürlich wünschen wird, seine Erfahrung für die wissenschaftliche Bearbeitung zu verwenden, so fällt der Hilfskraft von selbst die technische Vorarbeit zu. Es ist nun vielfach üblich, junge Gelehrte einzustellen, die die Bearbeitung des Zettelkatalogs zunächst nach der technischen Seite hin übernehmen und nach einer gewissen Zeit ihn auch wissenschaftlich zu bearbeiten imstande sind. Damit wird sicherlich eine zunehmende Entlastung des Beamten erreicht. Aber auch der Hilfsarbeiter macht die Erfahrungen des Beamten und wird der technischen Arbeit um so weniger Geschmack abgewinnen, je mehr er sich mit wissenschaftlichen Fragen beschäftigt. Indessen besteht ein wesentlicher Unterschied. Der Beamte hat die Völkerkunde als Lebensberuf gewählt und befindet sich in einer gesicherten Stellung, während der Hilfsarbeiter vielleicht die gleiche Neigung, aber an sich nicht die Aussicht auf eine feste Anstellung hat, wohl aber den Zusammenhang mit seinem früheren Beruf, der sie ihm bieten konnte, immer mehr verliert. Nun pflegt freilich als Grund für die Einstellung von Hilfsarbeitern angegeben zu werden, daß sie den Nachwuchs bilden, also später einmal in die Stellung von Beamten einrücken sollen. Das mag gelten, wenn der Altersunterschied zwischen dem Beamten und seinem voraussichtlichen Nachfolger erheblich ist, oder neue Beamtenstellen in absehbarer Zeit geschaffen werden, aber auch dann ist zu bedenken, daß, von allem andern abgesehen, ein guter Zweiter nicht notwendig im Laufe der Jahre ein guter Erster wird. Gleichgültig, wie die Frage der Hifsarbeiter im einzelnen

Falle entschieden wird, kann die Entlastung des Beamten auch grundsätzlich auf einem andern Wege gesucht werden. Er ist darin gegeben, daß die Katalogarbeit nach ihrer technischen und wissenschaftlichen Seite geteilt und verschieden vorgebildeten Personen übertragen wird. Für die erstere hat sich in dem hamburgischen Museum seit nunmehr acht Jahren die Frauenarbeit bewährt. Es verfügt über eine Anzahl von technischen Hilfsarbeiterinnen, die als Zeichen- und Handarbeitslehrerinnen ausgebildet sind, also die Technik des Zeichnens und Aquarellierens beherrschen und ausreichende technologische Kenntnisse besitzen, um die erforderlichen Angaben etwa über eine Webetechnik selbständig machen zu können. Gegenüber dem wissenschaftlichen Hilfsarbeiter sind das meistens schon Vorzüge, da er sich der Regel nach diese Kenntnisse erst im Museum aneignen wird. Ein weiterer Vorteil liegt darin, daß die Hilfsarbeiterinnen vollständig ihrer Vorbildung entsprechend beschäftigt werden, die eine technische und nicht wie bei dem gelehrten Hilfsarbeiter eine wissenschaftliche ist. Die Arbeitsleistung, die sich in der Zahl der jährlich fertiggestellten Zettel ausspricht, schwankt natürlich nach den Vorlagen und ist auch davon abhängig, ob neben dem Katalog z. B. noch Tafeln und Karten für die Vorlesungen oder Zeichnungen für Veröffentlichungen herzustellen sind; immerhin kann jede Zeichnerin im Durchschnitt mehrerer Jahre jährlich etwa 1500 Zettel liefern. Erst die technisch vorgearbeiteten Zettel, die unter Umständen auch noch die Originaletiketten des Sammlers tragen, gelangen mit den Gegenständen, die von den Zeichnerinnen die Nummer der Postenliste aufgemalt oder angenäht erhielten, zur wissenschaftlichen Bearbeitung an den Vorsteher der wissenschaftlichen Abteilung. Er hat die Angaben des Zettels nachzuprüfen, wichtige, etwa in den Akten vorhandene nachzutragen, die Verweise auf die Literatur einzufügen usw. Die Prüfung der Angaben soll sich dabei nicht auf die der Herkunft und ähnliche Dinge beschränken, sondern sie gilt auch der Richtigstellung von einheimischen Bezeichnungen, der Übersetzung von Inschriften usw.

Die Einrichtung wissenschaftlicher Abteilungen ist anscheinend eine Aufgabe, die sich nach der Wissenschaft zu richten hat. Tatsächlich pflegt sie aber zunächst von dem Wachstum der Bestände abzuhängen. Auch in einem Museum, das sich auf die Erhaltung und Bewahrung von Sammlungen beschränkt, werden sie schließlich zu einer gewissen Zeit so umfangreich, daß ein einzelner sie nicht mehr zu beherrschen vermag. Dann tritt zu dem Direktor ein Assistent und jeder übernimmt einen Teil der Sammlung, und zwar denjenigen, der seinem wissenschaftlichen Gebiet am besten entspricht. Wenn aber das Museum sich auch die wissenschaftliche Verwertung seiner Bestände zum Ziel setzt, so müßte es streng genommen ohne Rücksicht auf deren Umfang von vornherein eine größere Zahl von wissenschaftlichen Beamten haben, um ebenso viele Gebiete pflegen zu können. Das würde der sachgemäßen Vermehrung der Sammlungen ebenso zugute kommen wie ihrer Bearbeitung; eine so reiche Ausstattung der

Museen mit Beamten pflegt aber an äußeren Gründen zu scheitern. Dahin gehören finanzielle Beschränkungen und ebensosehr die Schwierigkeit, geeignete Gelehrte für die Leitung der Abteilungen zu gewinnen. Eine bestimmte Vorbildung für die Völkerkunde gibt es nicht. Von den Naturwissenschaften oder von den Geisteswissenschaften kommen die späteren Ethnographen und Ethnologen, die ihre Fachkenntnisse autodidaktisch und meist in den Museen erlangen. Dabei müßte der philologisch oder historisch Vorgebildete sich noch naturwissenschaftliche Kenntnisse erwerben, deren er aus methodologischen Gründen, aber auch zur Beurteilung der Konservierung bedarf; der Naturwissenschaftler sollte sich die linguistischen und geschichtswissenschaftlichen Grundlagen aneignen. Das ist meist nur in beschränktem Maße möglich, auch von Neigungen abhängig, und so ergeben sich von vornherein zwei Richtungen, die einander freilich nähergebracht werden können, wenn der Ethnograph sich nicht auf die Arbeit im Museum beschränkt, sondern wenigstens einmal unter Naturvölkern tätig ist und im wirklichen Leben den Wert der im Museum gewonnenen Verallgemeinerungen zu beurteilen lernt. Nur dort, wo das Museum die Verbindung mit einer Hochschule gewinnt, kann der künftige Ethnograph frühzeitig die zuverlässigen natur- und geisteswissenschaftlichen Grundlagen neben der Fachbildung erwerben, wie es z. B. seit Jahren an der Universität Leipzig möglich ist. Die Vorbildung und die seither erlangte Fachbildung der Ethnographen sagen indessen noch nichts über ihre Befähigung zur Verwaltung oder über ihr Verständnis für organisatorische Fragen. Wo solche Neigungen vorhanden sind, werden sie bald hervortreten; wo sie schlummern, wird man sie nicht immer wecken können. Alles das sind Umstände, die die Schaffung von Abteilungen wesentlich beeinflussen, auch wenn man sich dafür entschieden hat, sie nicht dem herkömmlichen geographischen Schema entsprechend nach Kontinenten, sondern nach völkerkundlichen Gesichtspunkten abzugrenzen. Sind nicht ganz besonders günstige Umstände gegeben, so werden dabei Gebiete, die sachlich eigene Abteilungen bilden müßten, verwaltungsmäßig doch in einer Hand liegen, bis es möglich wird, sie geeigneten Spezialisten zu überweisen. In Hamburg gilt das z. B. innerhalb der ethnographischen Abteilungen, neben denen eine ethnologische und eine anthropologische bestehn, vor allem für die eurasiatische, die einstweilen die Sammlungen aus Europa, Nordafrika, Nord- und Westasien, dem polaren Amerika umfaßt. Sie beruht auf sehr kleinen ältern Anfängen und wird seit 1906 planmäßig ausgebaut, müßte aber heute schon in eine europäisch-nordasiatische und eine vorderasiatisch-nordafrikanische zerlegt werden.

Die Aufgaben der Abteilungen sind in erster Linie wissenschaftliche, und schon darum rechtfertigt sich die Abtrennung aller technischen Arbeiten, so daß den Abteilungen die Beratung des Direktors bei der Vermehrung der Sammlungen, ferner deren wissenschaftliche Bearbeitung und Veröffentlichung, endlich der Aufbau ihrer Schausammlung verbleibt. Das sind so umfassende

Aufgaben, daß sie nur von Gelehrten gelöst werden können, die eine Reihe von Jahren auf ihrem Gebiet gearbeitet haben und bereit sind, sich ihm dauernd zu widmen. Daher wird man für die Leitung der Abteilungen Beamte vorsehen, deren Stellung so gesichert sein muß, daß sie ihre volle Kraft auf die Arbeit im Museum verwenden können. Wenn auch von der jährlich um 2—3000 Titel wachsenden völkerkundlichen Literatur in fast allen europäischen und einer oder der andern außereuropäischen Sprache nur einige Hunderte auf die einzelne Abteilung entfallen werden, so ist es für ihren Leiter doch unmöglich, überall auf dem Laufenden zu bleiben. Er wird sich für längere Zeit ein bestimmtes Arbeitsgebiet auswählen und eingehend verfolgen, während er auf anderen Gebieten seiner Abteilung nur einer oder der anderen Frage nachgeht. Bestimmend kann dabei vielfach die Entwicklung der Sammlung sein, deren Vermehrung vor allem Erfahrung und gelegentlich ein dem künstlerischen verwandtes Gefühl für den Wert völlig neuer Dinge voraussetzt, das durch die Bearbeitung später begründet werden soll.

Theoretisch müßte die Bearbeitung zur Zusammenstellung aller wissenswerten Angaben über einen Gegenstand führen, doch ist das heute nur in verhältnismäßig wenigen Fällen möglich; man muß sich mit der Prüfung des Erreichbaren begnügen. Eine besondere Wichtigkeit besitzen dabei immer die Angaben, die mit den Gegenständen eingehen, und oft genug lohnt auch die unvollständige Sammlung mit einem lückenhaften Bericht die Veröffentlichung. Sie wird der Wissenschaft gegenüber zur Pflicht, sobald dadurch neue gesicherte Tatsachen oder neue Gesichtspunkte für die Forschung bekanntgegeben werden können. Jeder Abteilungsvorsteher wird sich natürlich bemühen, diese Pflicht zu erfüllen, ihr aber kaum jemals vollständig gerecht werden können, weil der Zuwachs so rasch geschieht, daß die Veröffentlichung damit nicht Schritt halten kann, oder weil er Gebiete betrifft, die dem Beamten fremder sind oder aus anderen Gründen. Ein einfacher Ausweg besteht zunächst darin, daß der Sammler selbst veranlaßt wird, die Ergebnisse seiner Tätigkeit zu veröffentlichen. Wo das nicht möglich ist, wird das Museum für andere Bearbeiter sorgen müssen, und hier ist der Anlaß zur Einstellung von wissenschaftlichen Hilfsarbeitern gegeben. Nur wird man sie nicht zur Entlastung des Beamten bei seinen regelmäßigen Arbeiten am Katalog auf unbestimmte Zeit berufen, sondern mit ihnen die Bearbeitung und Veröffentlichung einer bestimmten Sammlung oder die Behandlung einer bestimmten Frage innerhalb einer Frist vereinbaren. Man hat dadurch auch die Möglichkeit, für spezielle Dinge die geeigneten Spezialisten zu gewinnen. So wird zurzeit die tibetische und die süd-buddhistische Sammlung des hamburgischen Museums bearbeitet, vorher handelte es sich um eine wichtige anthropologische Sammlung aus Ostafrika; demnächst wird die Veröffentlichung der Bestände aus Urnenfriedhöfen der Umgebung vorbereitet. Durch die Einstellung von Hilfsarbeitern, die ja auch durch finanzielle Rücksichten beschränkt zu sein pflegt, kann indessen das Museum selbst nur teilweise Abhilfe schaffen. Es wird immer auf die Mitwirkung

fremder Gelehrter und der übrigen Museen angewiesen bleiben, um seine Bestände vollkommen verwertet zu sehen. Damit erhebt sich die Frage, wie das Museum sich zu auswärtigen Benutzern stellen will. Es ist wohl allgemein üblich, daß die Veröffentlichung einer neuen Sammlung das Vorrecht des Sammlers und nächst ihm der Beamten des Museums bildet. Bleibt dieses Anrecht aber Jahre oder gar Jahrzehnte bestehen, so ist damit niemandem genützt, wohl aber der Allgemeinheit geschadet, nicht am wenigsten auch dem Ansehen des Museums. Die Rücksicht auf die Wissenschaft und fremde Forscher verlangt hier eine Befristung, zumal auch eine Sinnesänderung der Bevorrechteten nicht ausgeschlossen ist. Alljährlich gehen neue Sammlungen ein und damit tauchen neue Fragen und vielleicht lohnendere Aufgaben auf; eine neue Sammlung kann sehr wohl zunächst zur Veröffentlichung reizen, bei näherer Beschäftigung aber an Reiz verlieren, usw. Liegen keine besonderen Gründe vor, so darf man annehmen, daß drei Jahre genügen, um eine Sammlung vom Zeitpunkt ihrer Katalogisierung ab zu veröffentlichen oder doch das Manuskript druckfertig zu machen, zumal wenn der Beamte mit der Museumsverwaltung im ganzen und mit der technischen Katalogarbeit nicht befaßt wird. Aus alledem ergibt sich, daß alle katalogisierten Sammlungen mit Ausnahme sehr weniger und nur für kurze Zeit ausgeschlossener jedem Gelehrten zur wissenschaftlichen Benutzung und Veröffentlichung freistehen.

Zur Verwertung der Sammlungen ist die literarische Veröffentlichung ein Mittel, die Vorlesung das andere. Schon der Vortrag, mit dem etwa eine neue Sammlung oder ein Ergebnis der Forschung in einer wissenschaftlichen Versammlung erläutert wird, ist hierher zu rechnen, weit mehr natürlich die systematische Vorlesung vor regelmäßigen Hörern oder vor der Öffentlichkeit. Sie entzieht den Beamten gewiß teilweise seiner Tätigkeit im Museum, aber dem steht auch ein Gewinn gegenüber. Die Vorlesung zwingt den Vortragenden zur wiederholten Durcharbeitung seines ganzen Gebiets und die Übersicht, die er sich schaffen muß, wirkt ohne weiteres auf seine Tätigkeit am Museum zurück. Wenn man die immer noch zu geringe Bekanntschaft mit der Völkerkunde beklagt, deren Vertreter es wahrlich nicht an wissenschaftlicher Arbeit fehlen lassen, so wird doch vielleicht ein Grund darin liegen, daß sie selbst sich im Verhältnis zu ihren Leistungen und Ergebnissen außerhalb der Fachkreise noch zu wenig bekannt macht. Wo die Völkerkunde indessen hervortritt, kann sie, wie viele Erfahrungen zeigen, jederzeit auf einen aufmerksamen Hörerkreis rechnen. Sie wird auch diese Möglichkeit nützen müssen. Die Museen, denen diese Aufgabe zufällt, können sie vor allem durch eine zweckmäßige Arbeitsteilung im Innern lösen, und dies um so eher, je mehr ihnen als Beamte Gelehrte zur Verfügung stehen, die auch zu lehren vermögen.

MITWIRKENDE AM BAU.

Das Gebäude ist in der Entwurfsabteilung des Direktionsbüro des Hochbauwesens der Baudeputation unter dem Bauinspektor Dr.-Ing. Erbe entworfen worden. Die Ausführung geschah durch die 3. Hochbauabteilung unter Bauinspektor Lubbe, und zwar lag die Bauleitung von Beginn des Baues bis Ende des Jahres 1909 in Händen des Baumeisters M. Mayer; als Nachfolger übernahmen sie Baumeister Elkart bis Dezember 1911 und von dieser Zeit an Baumeister Lindenkohl.

Die Modelle zu den Bildhauerarbeiten wurden ausgeführt: für die vier Figuren auf den Pfeilern am Haupteingang, die Löwen an der Umwehrung und die Köpfe über dem Hörsaaleingang und in der Mittelhalle von Bildhauer J. Bossard; für die Figurengruppen über den Pfeilern der Rundbauten und am oberen Mittelbau von der Firma W. Zehle[1]); für den ornamentalen Schmuck des Gebäudes und die Köpfe an den Rundbauten von der Firma Berger und Silber.

Die Skizzen und Schablonen für die Malerarbeiten fertigte der Kunstmaler O. Fischer-Trachau.

Die Bauarbeiten führten folgende Firmen aus:

Bauplanke und Baubureau: Heinrich H. Kock
Erdarbeiten und Fundamente: H. T. Mahr
Maurerarbeiten: Gebrüder Haupt
Steinmetzarbeiten:
für den Sockel: J. Reimer
„ „ „ Kaiser-Steinbruch A.-G., Köln
„ die Vorderfronten: H. L. Norden und Sohn
„ Schwellen, Fensterbänke: J. Schünemann
„ Umwehrung: R. Hüttich
Eisenkonstruktion des Daches: Georg von Cölln, Hannover
Zimmerarbeiten: Brammer und Rönnfeldt
Blitzschutzanlage: D. H. W. Schultz und Sohn
Aptierungsarbeiten: W. und M. Wiede
Asphaltarbeiten Arbeitshof: Menth und Co.
Schlosserarbeiten:
Fenstergitter, Keller: C. Stoje, Altona
Fenster, Glasanbau, Scherengitter, Garderobeneinrichtung: Joh. Janiczkiewicz

[1]) Firmen ohne Ortsangabe sind in Hamburg ansässig.

Treppengeländer, Anker: Stephan und Sevecke
Glasdach, Arbeitshof: W. C. Schmidt und Sohn
Heizkörperverkleidungen: H. Groh Söhne
Glasdach, Oberlichtsaal: H. Rothe, Bielefeld
Gitter der Umwehrung: Zachoval und Riemann

Tischlerarbeiten:
Fenster, Türen: Verwaltungsflügel: Carl Ottens
Türen: Ausstellungs- und Arbeitsräume: Spezialgesellschaft für Bauausführungen
Fenster wie vor: H. Pries Nachf. Roß, Neumünster
Wandverkleidungen, Hörsaal: J. P. Heymann
Wandverkleidungen, Mittelhalle, Leseraum, kleiner Hörsaal: W. E. Schmidt und Sohn
Türen: Eingangshalle: Scharnberg und Tödter

Marmorarbeiten der Eingangshalle und der Haupttreppe: Friedr. J. Schünemann
Norden und Sohn
J. de Schepper

Glaserarbeiten:
Verwaltungsflügel: Paul F. Schmidt
des übrigen Baues: Gebr. Kuball

Bleiverglasungen der Hallen und Hörsäle: Karl Hölle

Goldmosaikarbeiten: John Nickelsen

Linoleumarbeiten:
Verwaltungsflügel: L. B. Zettler
der übrigen Räume: John Beck und Co.

Malerarbeiten:
Verwaltungsflügel: John Schmidt
der übrigen Räume: Fr. Dubenkropp

Heizungsanlage:
Verwaltungsflügel: Kohl, Neels und Eisfeldt
der übrigen Räume: Otto Bernhardt

Mechanikerarbeiten: Th. Kröger

Ausrüstungsgegenstände für Mechanikerarbeiten: Ferd. Müller

Elektrische Leitungsanlagen: Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft

Elektrische Beleuchtungskörper:
Mittelhalle: Jul. Lennhof
Eingangshalle: Joh. Busch und Co.
Hörsaal: Friedr. Carl Bauer
Allgemeine: Diedrichs und Löffelhardt
„ Prüser Gebr.

Entstaubungsanlage: Eisenwerk Phönix
Laufkatze im Keller: Voß u. Wolter, Berlin
Aufzüge: Alfr. Lüttmann, A.-G.
Wimmel und Landgraf
Gustav Adolf Koch
Bronzegitter und Bronzearbeiten: Friedr. Carl Bauer
Kunstschmiedearbeiten: Zachoval und Riemann
H. C. E. Eggers und Co.
Joh. Janiczkiewicz
Telephon- und Wächterkontrolluhrenanlage: Hamburger Telephongesellschaft m. b. H.
Schwefelkohlenstoffapparat: August Herrmann, Dresden
Holzmobiliar:
Verwaltungs- und Arbeitsräume: Heinrich Moje
Dölz und Co.
F. E. Zürner
Ausstellungsräume: Carl Ottens
Hans Buchin
Staubdichte Sammlungsschränke: H. C. E. Eggers und Co.
Bibliothekeinrichtung:
Eiserne Regale: Klöckner und Kunze
Leseraum in Holz: Vereinigte Werkstätten für Kunst im Handwerk
Verdunkelungsvorrichtungen:
Hörsaal: Max Kohl, Chemnitz
Ausstellungssäle: L. B. Zettler
Fenstervorhänge: J. C. Möhring
Werkzeuge und Maschinen: J. A. Spehr.

VERZEICHNIS DER ANGEFÜHRTEN SCHRIFTEN.

Andrée, R., (78) Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Stuttgart.

Ankermann, B., (05) Kulturkreise und Kulturschichten in Afrika. Ztschr. f. Ethnol. Bd. 37.

Bernheim, E., (14) Lehrbuch der historischen Methode und Geschichtsphilosophie. VI. Aufl. Leipzig.

Bastian, A., (98) Elementargedanken und Entlehnungen. Globus Bd. 74.

Bather, F. A., (08) The Northern Museum, Stockholm. Museumskunde Bd. 4.

Brincker, H., (86) Wörterbuch und kurzgefaßte Grammatik des Otji-Hérero. Leipzig.

Brinkmann, J., (91) Japanische Ziermotive an europäischen Töpferarbeiten des 18. Jahrhunderts. Kunstgewerbeblatt, N. F. Bd. 2.

— —, (94) Führer durch das hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe. Hamburg.

Bulanda, E., (13) Bogen und Pfeil bei den Völkern des Altertums. Abh. arch.-epigraph. Seminar. Univ. Wien.

Culin, St., (94) Mancala, the national game of Africa. Rep. Nat.-Mus.

Dahl, E., (15) Nyamwesi-Wörterbuch. Abh. d. hamb. Kolonialinstituts Bd. 25. Hamburg.

Diels, H., (14) Antike Technik. Leipzig und Berlin.

Dieterich, A., (02) Über Wesen und Ziele der Volkskunde. Hess. Blätter für Volkskunde Bd. 1.

Ehrenreich, P., (05) Die Mythen und Legenden der südamerikanischen Urvölker und ihre Beziehungen zu denen Nordamerikas und der Alten Welt. Ztschr. f. Ethnol. Bd. 37, Beiheft.

Fischer, E., (13) Die Rehobother Bastards und das Bastardierungsproblem beim Menschen. Jena.

Foy, W., (06) Führer durch das Rautenstrauch-Joest-Museum (Museum für Völkerkunde) der Stadt Cöln. Cöln.

— —, (09) Das städtische Rautenstrauch-Joest-Museum für Völkerkunde in Cöln. Ethnologica Bd. 1.

— —, (11) Vorwort des Herausgebers in Graebner, Methode der Ethnologie.

Friederici, G., (12) Beiträge zur Völker- und Sprachenkunde von Deutsch-Neuguinea. Mitt. a. d. Schutzgeb. Ergänzungsh. Nr. 5.

— —, (13) Untersuchungen über eine melanesische Wanderstraße. Mitt. a. d. Schutzgeb., Ergänzungsheft Nr. 7.

Frobenius, L., (98) Der Ursprung der afrikanischen Kulturen. Berlin.

Graebner, F., (05) Kulturkreise und Kulturschichten in Ozeanien. Ztschr. f. Ethnol. Bd. 37.

— —, (09) Die melanesische Bogenkultur und ihre Verwandten. Anthropos Bd. 4.

— —, (11) Methode der Ethnologie. Kulturgesch. Bibl. Bd. 1. Heidelberg.

— —, (13) Amerika und die Südseekulturen. Ethnologica Bd. 2.

Gunther, S., (04) Ziele, Richtpunkte und Methoden der modernen Völkerkunde. Stuttgart.

Heger, F., (96) Die Zukunft der ethnographischen Museen. Festschr. für A. Bastian. Berlin.

Hoernes, M., (09) Natur- und Urgeschichte des Menschen. Wien.

Hoyle, W. E., (06) Die Vorbildung eines Museumsdirektors. Museumskunde Bd. 2.

Hunter, J., (1793) An historical journal of the transactions at Port Jackson and Norfolk Island etc. London.

Jacobs, Th. J. (44). Scenes, incidents and adventures in the Pacific Ocean etc. New York.

Krämer, A., (03) Die Samoa-Inseln, Entwurf einer Monographie mit besonderer Berucksichtigung Deutsch-Samoas. Stuttgart.

Lauffer, O., (07) Das historische Museum. Sein Wesen und Wirken und sein Unterschied von den Kunst- und Kunstgewerbemuseen. Museumskunde Bd. 3.

Lazarus, M., und Steinthal, H., (60) Einleitende Gedanken über Völkerpsychologie. Ztschr. f. Völkerpsychologie usw. Bd. 1.

Leche, W., (11) Der Mensch, sein Ursprung und seine Entwicklung. Jena.
Lichtwark, A., (02) Das hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe, dargestellt zur Feier des 25jährigen Bestehens von Freunden und Schülern Justus Brinckmanns. Hamburg.
Mayer, M., (10) Betrachtungen eines Bautechnikers über die Einrichtung von Schausammlungen. Museumskunde Bd. 6.
Meinhof, C. (10), Grundriß einer Lautlehre der Bantusprachen. Berlin.
— —, (12) Die Sprache der Hamiten. Abh. hamb. Kolonialinstituts Bd. 9, Hamburg.
Moseley, H. N., (77) On the inhabitants of the Admiralty Islands etc. Journ. Anthrop. Inst. of Gr. Brit. a Irl. Bd. 6.
Nieuwenhuis, A. W., (13) Die Veranlagung der malaiischen Völker des ostindischen Archipels. Intern. Arch. f. Ethnogr. Suppl.-Bd. 21 u. 22.
Paul, H., (09) Prinzipien der Sprachgeschichte. 4. Aufl. Halle a. S.
Pitt-Rivers, A. Lane-Fox, (06) On the evolution of culture, s. Myres, J. L., The evol. of cult. and other essays by the late —. Oxford.
Preuß, K. Th., (04) Phallische Fruchtbarkeitsdämonen als Träger des altmexikanischen Dramas. Arch. f. Anthropologie, N. F. Bd. 1.
Rathgen, B., (98) Die Konservierung von Altertumsfunden. Berlin.
Ratzel, F., (85, 94/95) Völkerkunde. Leipzig.
— —, (04) Geschichte, Völkerkunde und historische Perspektive. Historische Ztschr. Bd. 93.
— —, (09) Anthropogeographie. Stuttgart.
Reich, H., (03) Der Mimus, ein litterarentwicklungsgeschichtlicher Versuch. Berlin.
Richter, O., (06/10) Über die idealen und praktischen Aufgaben der ethnographischen Museen. Museumskunde Bd. 2—6.
Ried, H. A., (15) Zur Anthropologie des abflußlosen Rumpfschollenlandes im nordöstlichen Deutsch-Ostafrika. Auf Grund der Sammlung der Ostafrika-Expedition (Dr. E. Obst) der Geographischen Gesellschaft in Hamburg. Abh. d. hamb. Kolonialinstituts Bd. 31, Hamburg.
Schmidt, W., (06) Die moderne Ethnologie. Anthropos Bd. 1.
— —, (13) Kulturkreise und Kulturschichten in Südamerika. Ztschr f. Ethnol. Bd. 45.
Schürle, G., (12) Die Sprache der Basa in Kamerun. Abh. d. hamb. Kolonialinstituts Bd. 8. Hamburg.
Schurtz, H., (1900) Urgeschichte der Kultur. Leipzig und Wien.
— —, (03) Völkerkunde. Leipzig und Wien.
von den Steinen, K., (05) Gedächtnisrede auf Adolf Bastian. Ztschr. f. Ethnol. Bd. 37.
Thurnwald, R., (13) Ethnopsychologische Studien an Südseevölkern auf dem Bismarck-Archipel und den Salomo-Inseln. Ztschr. f. angew. Psychol., 6. Beiheft.
Tyler, E. B., (o. J.) Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit und die Entwicklung der Zivilisation. Deutsch von H. Müller. Leipzig.
Veth, P. J., (94) Het paard onder de volken van het maleische ras. Bijvoegsel tot deel 7 van Internat. Arch. f. Ethnographie.
Vierkandt, A., (96) Naturvölker und Kulturvölker. Ein Beitrag zur Sozialpsychologie. Leipzig.
— —, (08) Die Stetigkeit im Kulturwandel. Eine soziologische Studie. Leipzig.
Waitz, Th., und Gerland, G., (59/72) Anthropologie der Naturvölker. Leipzig.
Weinhold, K., (90) Was soll die Volkskunde leisten? Ztschr. f. Völkerpsychol. Bd. 20.
Weinhold, M., (68) Naturvölker und Kulturvölker. Vortrag im wissenschaftlichen Zyklus zu Dresden. Dresden.
Weule, K., (99) Der afrikanische Pfeil. Eine anthropogeographische Studie. Hab.-Schr. Leipzig.
— —, (02/03) Völkerkunde und Urgeschichte im 20. Jahrhundert. Polit.-anthropol. Revue Bd. 1.
— —, (10) Die nächsten Aufgaben und Ziele des Leipziger Völkermuseums. Jahrb. d. städt. Mus. f. Völkerkunde zu Leipzig Bd. 3. Leipzig.
— —, (12) Leitfaden der Völkerkunde. Leipzig.
— —, (13) Führer durch das Museum für Völkerkunde zu Leipzig. Leipzig.
Wundt, W., (04/14) Völkerpsychologie. Leipzig.
— —, (12) Elemente der Völkerpsychologie. Leipzig.
Zschille, R., und Forrer, R., (96) Die Steigbügel in ihrer Formenentwicklung. Berlin.



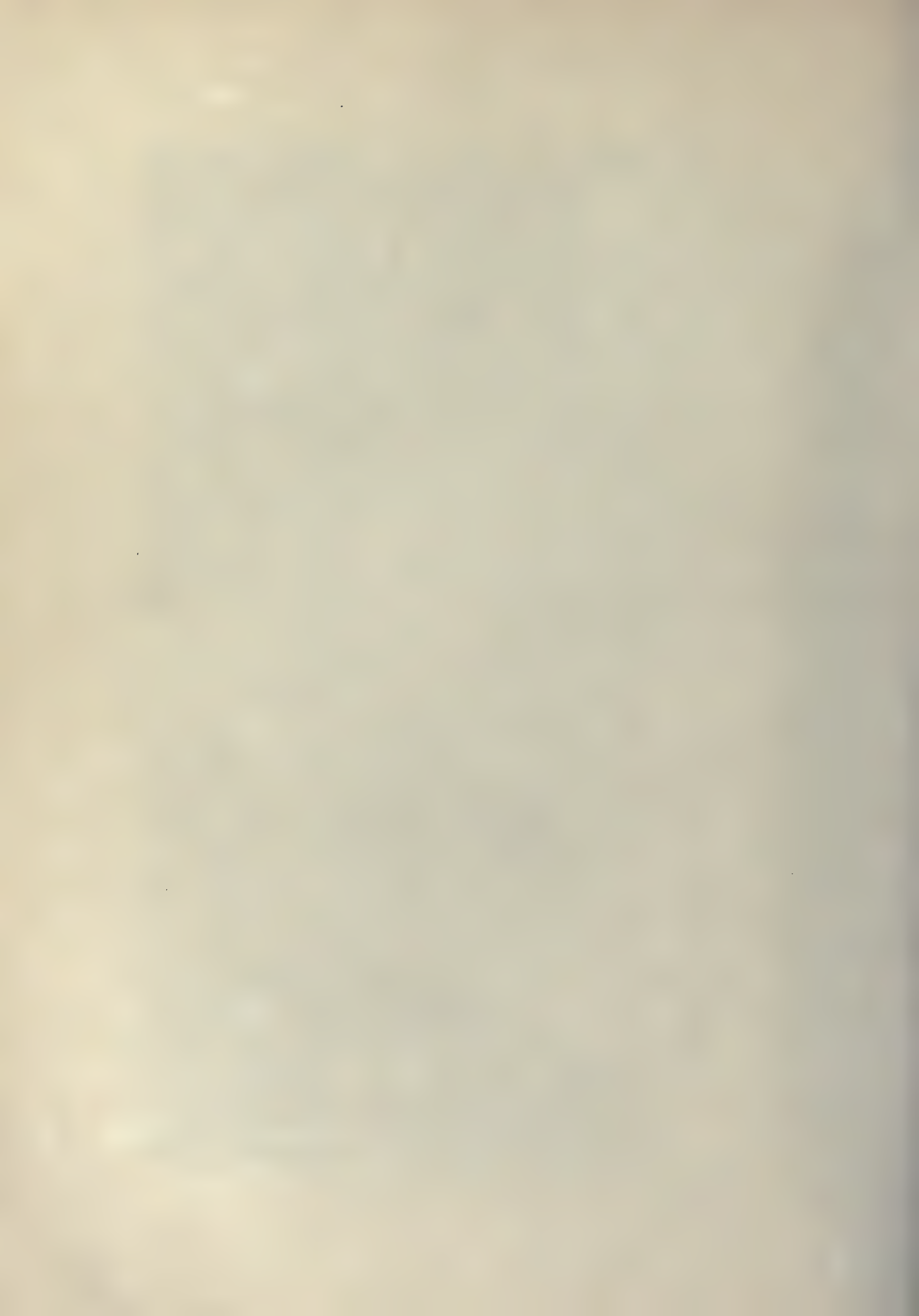




Abb. 1. Eingangshalle.



Abb. 2. Mittelhalle.



Tafel 3



Abb. 1. Lichtverteilung im leeren Saal.



Abb. 2. Eingerichteter Saal.

Abb. 3. Koje. Blick gegen das Fenster.

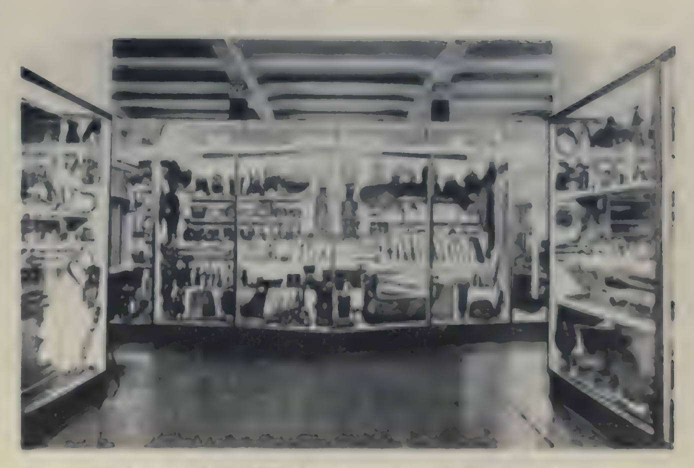


Abb. 4. Koje. Blick gegen den Mittelschrank.





Abb. 1. Seitenschrank: europ. Steinzeit.



Abb. 2. Seitenschrank: Südafrikaner.



Abb. 3. Seitenschrank: Mikronesier.



Abb. 4. Seitenschrank: Südamerikaner.





Abb. 1. Stirnschrank Benin.



Abb. 2. Stirnschrank Ozeanische Bootsmodelle



Tafel 6

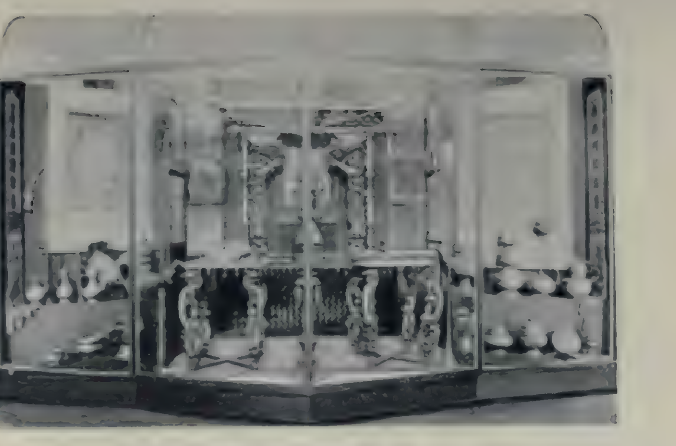


Abb. 1. Mittelschrank: Tibeter.



Abb. 2. Mittelschrank: Sibirier.

Abb 3. Mittelschrank: Pygmäen.



Abb 4. Mittelschrank: Melanesier



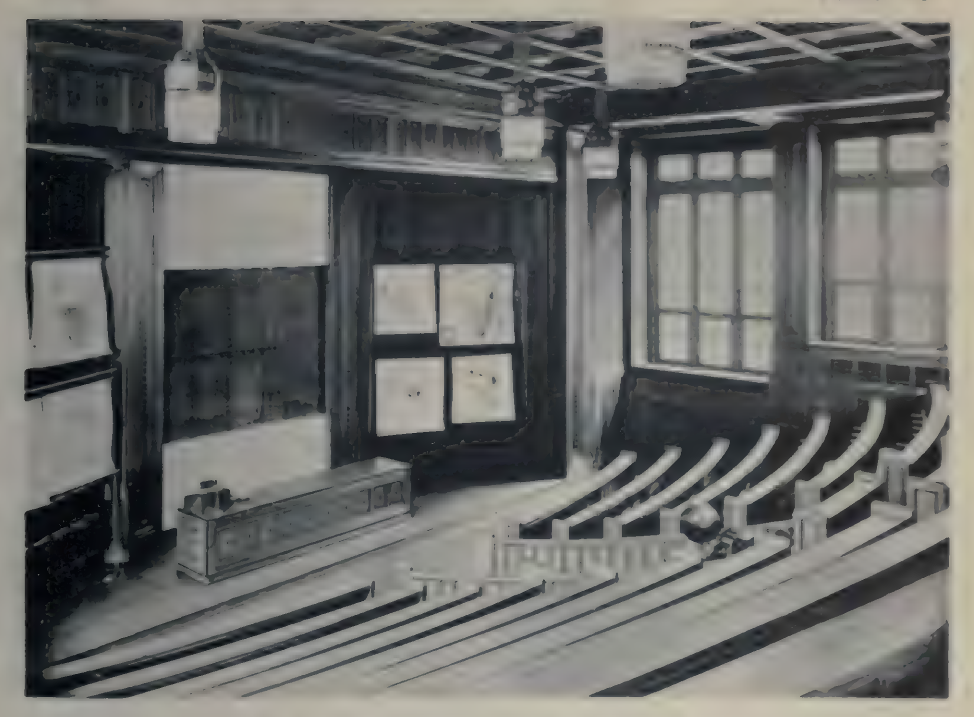


Abb 1. Großer Hörsaal. Blick gegen die Tafelwand.



Abb. 2. Großer Hörsaal, Blick gegen den Eingang



Tafel 8



Abb. 1. Arbeitshof.



Abb. 2. Sortierraum.

Abb. 3. Waschraum. Blick nach dem Aufzug in der Werkstatt.



Abb. 4. Werkstatt. Blick in das Laboratorium mit dem Schwefelkohlenstoff-Kessel.

